



universität
wien

Masterarbeit

Titel der Masterarbeit

Geteilte Stadt, umstrittene Räume

Ethnographische Auseinandersetzungen mit Gentrification
im 20. Arrondissement von Paris

Verfasserin

Anna Ellmer, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, Dezember 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 810

Studienrichtung lt. Studienblatt: Masterstudium Kultur- und Sozialanthropologie

Betreuerin: Dr. Maria Dabringer

Danksagung

Zuvorderst bedanke ich mich bei jenen Menschen in Paris, die diese Arbeit ermöglicht haben, indem sie mir ihre Zeit geschenkt und mir Eintritt in ihre Welt gewährt haben. Die Offenheit und Unterstützung, auf die ich im 20^e gestoßen bin, haben mich immer wieder ins Staunen versetzt. Ganz besonders möchte ich mich bei Anna Charbonneau bedanken, die maßgeblich daran beteiligt war, dass die Idee zu dieser Arbeit entstanden ist. Ohne Annette Barbier mit ihrem unwiderstehlichen Charme wäre außerdem die Hälfte meiner Kontakte im ‚Feld‘ nie zustande gekommen. Mit ihrer Leidenschaft für mein Projekt hat sie nicht zuletzt mich selbst immer wieder davon überzeugt. Bei Naima Comotti und Margarita Moreno dafür, dass sie ihre vier Wände in Paris mit mir geteilt haben, als ich dann selbst keine mehr hatte.

Matthäus Rest habe ich das Anthropologie-Studium nachgemacht, was ich immer noch für eine gute Entscheidung halte. Er hat auch dafür gesorgt, dass ich gewagt habe, überhaupt mit diesem Projekt zu beginnen. Bei Nat Sattavet bedanke ich mich dafür, dass er mich von meinen dienstlichen Verpflichtungen befreit und ferngehalten hat und die besten Feedbacks gibt. Bei Eva Engelbert und Stefan Ellmer („Team G“) bedanke ich mich für die Kollaboration.

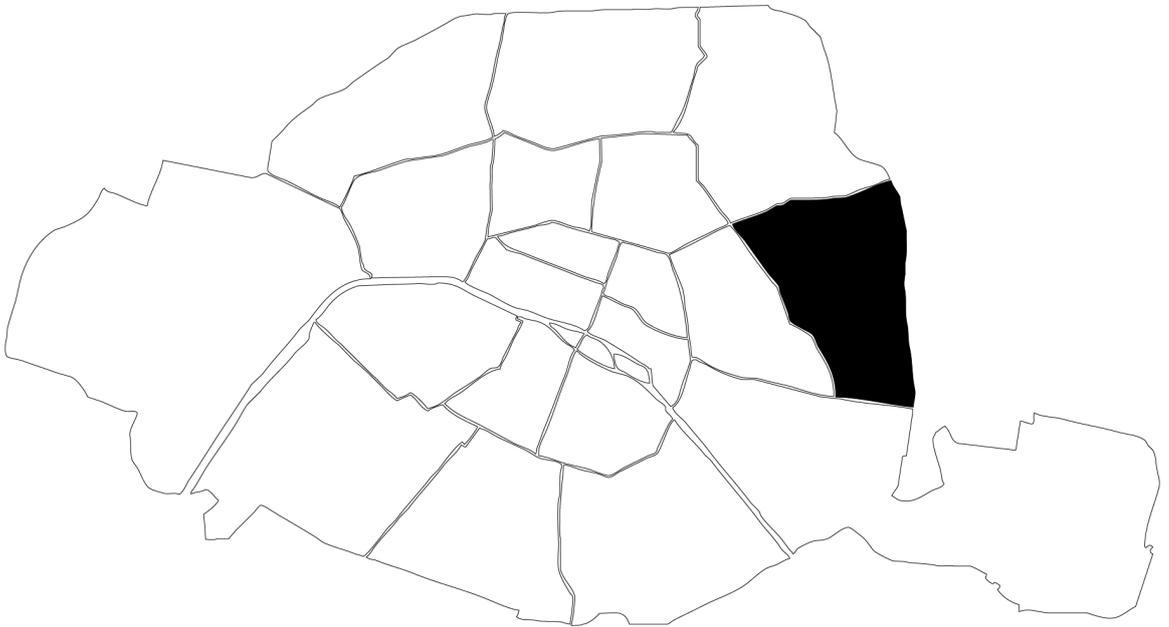
Bei Anna Wintersteller (und ihrer Familie) bedanke ich mich für die indirekte Subventionierung meiner Studienzeit und darüber hinaus unzähliges Schönes in all den Jahren. Bei meiner Mutter, Brigitte Ellmer, bedanke ich mich für ihre bedingungslose Unterstützung, seit ich denken kann. Mein Vater, Georg Ellmer, hat mir unter anderem gezeigt, dass Lesen eine lohnende Beschäftigung ist. Dass ich das verinnerlicht habe, spiegelt hoffentlich auch diese Arbeit wider. Bei Roland Faschingbauer bedanke ich mich für seine Unterstützung in mannigfaltigster Hinsicht und vor allem dafür, dass er jeden Tag da war und alleine damit das Schreiben dieser Arbeit um Vieles leichter gemacht hat.

Schließlich bedanke ich mich bei Maria Dabringer, die den Entstehungsprozess dieser Arbeit als Betreuerin begleitet hat, für ihren freundschaftlichen und intellektuellen Beistand.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung: Der 20^e als umstrittener urbaner Raum	1
Den 20 ^e anthropologisch verstehen?	5
1. Der Forschungsprozess: Einblicke und Reflexionen	11
Forschungsphasen und Datenlage	13
Zur Feldforschung im urbanen Kontext: Strategien und Erfahrungen	17
Gesprächs- und Interviewpartner_innen: Kontakte und Beziehungen im ‚Feld‘	18
‚Teilnehmende Beobachtung‘ – Bedeutung und Grenzen	21
‚Fieldwork on Foot‘: Stadtspaziergänge und Interviews	25
Einfluss und Rolle(n) als Feldforscherin	27
Vom ‚Feld‘ zum Text: Überlegungen zu Interpretation und Repräsentation	30
Zum Verhältnis von empirischem Material und theoretischen Perspektiven	31
Situieretes Wissen und Reflexivität	35
2. Urbaner Raum – historische Betrachtungen und theoretische Überlegungen	39
Urbaner Raum als Container - absolutistische Raumkonzepte in der Stadtforschung	40
Raus aus dem Container? Neue Pfade, alte Sackgassen	44
Soulside: „Soft Culture“ im Ghetto?	44
„Aspatial Communities“ und die ‚raumlose Globalisierung‘	46
Lokalisierte Globalisierung: das Beispiel der ‚Global Cities‘	48
Konturen eines ‚relationalen‘ Raumkonzeptes	50
Die Forschung verorten? Methodologische Implikationen	57
3. Gentrification – Wissenschaftliche Zugänge	63
Kernelemente einer interdisziplinären Debatte	64
Ethnographische Perspektiven – Potentiale und Probleme	70
Ethnographien kultureller Dimensionen von Gentrification	74
Ethnographien neoliberalen Stadtumbaus	82
Konturen eines anthropologischen Zugangs	89
Gentrifizierungsprozesse an der Nahtstelle multipler Differenzen	89
Gentrifizierungsprozesse als ‚relationale‘ Raumphänomene	91
Gentrifizierungsprozesse als Neoliberalisierung des Städtischen	93

4. Am Hügel im Osten – Teil I: Marginalisierung	97
„Je suis de l’Est parisien“ oder die Geschichte einer geteilten Stadt	100
Diskursive Landschaften: ambivalente Repräsentationen des 20 ^e	107
Der Hügel heute: Ungleiche Vielfalt und Gentrifizierung	112
5. Am Hügel im Osten – Teil II: Transformation	117
Gentrification in Paris: von zögerlichen Aufbrüchen zur neuen Attraktivität	119
Von der Deindustrialisierung zur globalen Metropole	120
„Die Intellektuellen kommen und bleiben“ – Gentrification fasst Fuß	123
Ambivalente Brüche und Kontinuitäten: die Sozialist_innen am Ruder	127
Paradigmenwechsel und neue Images	135
Alte Klüfte und neue Koordinaten	144
6. Der 20^e aus Sicht seiner Bewohner_innen	147
„Der 20 ^e , das klassifiziert gewissermaßen“ – vom Umgang mit der Stigmatisierung	148
„Die kennen den 20 ^e nicht“ – umstrittene geographische Autorität	151
Anfechtungen des Stereotyps der urbanen Gefahrenzone	154
„Ich bin niemals ruhig hier“ – die ‚Anderen‘ und die Angst	159
„Wie ein kleines Dorf“ – der 20 ^e als ‚Dorf in der Stadt‘	166
Das ‚quartier-village‘ als Mikrokosmos	168
„Ein echtes ‚vie de quartier‘“ – der 20 ^e als lebendig und authentisch	171
„Das ist hier kein Ghetto“ – Diskurse der ‚mixité sociale‘	176
„Ein besonderes <i>quartier</i> “: Der 20 ^e als identitätsstiftender Ort	182
Fragile Konstruktionen: die Ambivalenz affirmativer Bilder des 20 ^e	185
7. Fazit der Bewohner_innen: Affirmation, Kritik, Ambivalenz?	191
Gentrification gegen Ghettoisierung?	193
Gentrification als Bedrohung und Verdrängung?	198
Gentrification als natürlicher und unausweichlicher Prozess?	201
Umstrittene Authentizität	206
8. Resümee	209
9. Quellen	215
Online-Quellen	234
Interviews und Gespräche	238
Redebeiträge	240
Abbildungsverzeichnis	240



Einleitung: Der 20^e als umstrittener urbaner Raum



Foto: Anna Ellmer, 25. 09. 2010 – 121, Rue de Ménilmontant, Carré de Baudouin

Als Eva und ich im Frühling 2011 mit Manon und Serge Kaffee trinkend in der kleinen Küche ihrer Wohnung saßen, vom Fortschritt unserer Arbeit erzählten und ihnen Fotos zeigten, die wir in ‚ihrem‘ Viertel im Osten von Paris – im 20. Arrondissement – gemacht hatten, blieb Manons Aufmerksamkeit an diesem Bild hängen. Manon betrachtete das Foto und las: „Gentrification“, probierte dabei schmunzelnd das sperrige Wort auf verschiedene Arten auszusprechen, es unterschiedlich zu betonen, um dann schließlich zu fragen: „Was soll das sein, Gentrification?“¹.

¹ Die Gespräche und Interviews, auf denen diese Arbeit basiert, wurden grundsätzlich auf Französisch geführt. Im Sinne der Lesbarkeit habe ich mich dafür entschieden, direkte Zitate hier in übersetzter Form widerzugeben. Geht es um nicht oder schwer ins Deutsche übertragbare Begriffe oder Formulierungen, habe ich für Leser_innen ohne Französischkenntnisse jeweils eine Übersetzung in den Fußnoten angefügt. Dasselbe gilt auch für direkte Zitate aus französischen Texten.

Ich setzte zu einer Erklärung an: Der aus dem anglophonen Sprachraum in den französischen Kontext importierte Begriff bezeichne den Prozess, im Zuge dessen überwiegend von der Arbeiter_innenklasse bewohnte Teile der Stadt zunehmend durch die Mittelschicht dominiert werden. „Ah, du redest von den Bobos“, unterbrach mich Manon. Manon und Serge hatte ich im Zuge meiner Feldforschung im Jahr zuvor kennengelernt, mit ihnen ein Interview geführt und von ihren Kontakten zu anderen Bewohner_innen ihrer Wohnsiedlung profitiert. Bei dieser Siedlung handelt es sich um eine der großen *Cités*² des Bezirkes, die einen miserablen Ruf hat – nicht gerade der Ort, wo hingehet, wer ‚Bobos‘ sucht. Mit der Aussage, „c’est très atypique“³ reagieren viele Leute, wenn Manon ihnen mitteile, wo sie wohnt, erzählte sie lachend. Davon dass die Siedlung ‚*infréquentable*‘⁴ und gefährlich sei, sprechen weniger höfliche Kommentator_innen. Vor kurzem sei einer der stellvertretenden Bürgermeister dagewesen, erzählte Serge: „Die wollen die Situation verbessern. Die wollen alle die Situation verbessern.“ Und Isabelle warf ein: „Aber gleichzeitig akzeptieren die Politiker die Armut nicht, die Notwendigkeiten, die daraus erwachsen.“ Sie habe vorgeschlagen, vor dem Haus etwas zu machen, „weil die Jugendlichen dort immer hinpissen“ – keine Toilette, aber etwas, das weniger stört als die Folgen der derzeitigen Situation. „Aber die Antwort war Nein. Das geht nicht, weil die *Mairie*⁵ damit signalisiere, dass sie die Situation akzeptiert“. „Das ist doch Scheinheiligkeit“, kritisierte Serge: „Tatsächlich toleriert man die Situation ja die längste Zeit, aber offiziell darf das auf keinen Fall sein.“ An diesem Punkt kam Manon schließlich wieder auf ihre Frage zurück, was Gentrification denn bedeute: Genau da passiere sie nämlich, diese Gentrification, meinte sie: „Wenn man sich weigert mit den Problemen umzugehen, was bleibt dann noch? Man will das Problem ja eigentlich einfach so lösen, dass die problematischen Leute wegmüssen.“ Um die Bedürfnisse, die eigentlich dahinter stecken, kümmere sich niemand. Und schließlich stellte Manon fest: „Und deshalb sind wir ja selbst auch Teil dieses Prozesses, als Künstler, die dort einziehen, weil wir hier genügend Platz haben, ein Atelier etc.“ (Eigene Feldnotizen, 10.03.2011)

² Der aus dem antiken Griechisch stammende Begriff bezeichnet heute im Französischen verschiedene urbane Räume oder Einheiten. Besonders häufig wird der Begriff, wie auch in diesem Fall, als Bezeichnung für Großwohnsiedlungen verwendet.

³ Das ist sehr atypisch.

⁴ Adjektiv zur Beschreibung einer Person oder eines Ortes, mit der oder an dem man nicht verkehren sollte

⁵ ‚Mairie‘ steht im Französischen im Grunde für das Amt bzw. die Behörde des Bürgermeisters. Der Begriff wird allerdings auch für jeweiligen Bezirksämter der kommunalen Arrondissements verwendet – sowohl zur Bezeichnung des entsprechenden Gebäudes als auch für die entsprechende Behörde.

Das Foto, für das sich Manon interessierte, hatte ich an einem Septembertag im Jahr 2010 aufgenommen, rund fünf Gehminuten von dieser Siedlung entfernt. Hatte der Pavillon *Carré de Baudouin* in der *Rue de Ménilmontant*, dessen Mauer das Bild zeigt, im Laufe seiner Geschichte unter anderem als *folie*, als Waisenhaus, sozialmedizinisches Zentrum sowie als Wohnheim für bedürftige junge Arbeiter_innen gedient, so beherbergt er seit 2003 ein von der *Mairie* des 20. Arrondissements verwaltetes Kunstmuseum – eine Institution, die sich selbst folgendermaßen beschreibt:

*„Le pavillon Carré de Baudouin s'affirme aujourd'hui comme le plus important lieu culturel de l'arrondissement proposant régulièrement des expositions s'inscrivant à la fois dans l'actualité créative de l'arrondissement, mais aussi dans celle de la création nationale et internationale.“*⁶ (Mairie Paris 20, online)

An die Wand des *Carré de Baudouin* hatte jemand das Wort „Gentrification“ gesprüht. Und dass dieses Graffito an eben jenem Tag gerade dort auftauchte, war keineswegs Zufall. Der auf den Eingang des Museums zeigende Pfeil deutet es an: Der konkrete Kontext des Graffito, dieser spezifische Ort, aber auch der spezifische Zeitpunkt seines Auftauchens machen aus der Exklamation „Gentrification!“ ein öffentlich-kritisches Statement. An jenem Tag fand hier eine Podiumsdiskussion über Kultur als Faktor der ökonomischen Attraktivität des 20. Arrondissements statt. Ausgehend von einem Bericht, erstellt von der privaten Beraterfirma Sofred Consultants (2010), in dem *Creative Industries* und Kultur als zwei von vier zentralen Faktoren für die potentielle Entwicklung des Bezirkes benannt werden, wurde diese Diskussion von der *Mairie* des Arrondissements veranstaltet. Bezirkspolitiker_innen, lokale Unternehmer_innen sowie Kunst- und Kulturschaffende diskutierten hier vor allem über Möglichkeiten das Image und die Sichtbarkeit des Bezirkes weiter zu verbessern. Von einer „Erfolgsgeschichte“ war hier die Rede, von neuen Buchhandlungen, Galerien und Konzertsälen, von weiterem Handlungsbedarf und Entwicklungspotentialen – ein Bild, dass nicht nur lokale Akteur_innen malen: Die *New York Times* berichtete im selben Jahr von der Biennale in *Belleville* (vgl. Pfeiffer 2010) – einer Nachbarschaft im 20. Arrondissement; und in der Wochenzeit-

⁶ Eigene Übersetzung: „Der Pavillon Carré de Baudouin tritt heute klar als der wichtigste kulturelle Ort im Arrondissement auf und bietet regelmäßig Ausstellungen, die sich sowohl in die aktuelle kreative Kraft des Arrondissements einschreiben, wie auch in jene nationaler und internationaler Arbeiten.“

schrift *Le Point* wurde der Bezirk im Februar 2010 als „Melting-pot artistique“ beschrieben, der die etablierte Ordnung ins Wanken bringe. Von einer „révolution culturelle“ ist hier die Rede und davon, dass der 20^e das neue *Saint Germain-des-près* werde, zumindest aus der Sicht mancher „acteurs culturels“. (Vgl. Peiffer 2010: II) Aber nicht nur vom reichen kulturellen Angebot, von unternehmerischer Dynamik und ökonomischen Chancen, auch von Integration und Inklusion wurde bei dieser Podiumsdiskussion gesprochen, von sozialer Vermischung, der Bedeutung des sozialen Wohnbaus und der Förderung kultureller Demokratie und Diversität, welche auch die immer wieder evozierte ‚*éducation populaire*‘ und ‚*culture populaire*‘ sowie die künstlerische Praxis von Amateur_innen miteinschließen solle. „Wir haben einen Bezirk, der sich verändert. Es ist nötig, dass alle hier leben können und zwar gut zusammen leben können“, so der stellvertretende Bezirksvorsteher und Kulturbeauftragte des 20^e, Julien Bargeton (Redebeitrag 2), in einem abschließenden Statement. Einzelne Stimmen verwiesen im Zuge der Debatte auf die Gefahr einer „zu starken Valorisierung“ und steigende Immobilienpreise, äußerten angesichts dessen „Besorgnis“ und artikulierten eine „pessimistische“ Vision eines sich verringenden Handlungsspielraums – Risiken und Widersprüche, die es laut Bargetons Abschlussstatement „gemeinsam zu überwinden gilt.“ Der Begriff ‚Gentrification‘ tauchte hier nicht auf. (Eigene Feldnotizen, 23.09.2010)

Im Kontrast dazu wurde mit dem Graffito an der Museumswand diese Diskussionsveranstaltung an sich zu einem Teil des Problems ‚Gentrification‘ erklärt. Der Pfeil des am Eingang angebrachten Graffito hatte im Durchschreiten des Tors auf jede_n Einzelne_n der dort Versammelten gezeigt und benannte sie als Protagonist_innen dieses Prozesses. In Zusammenhang mit den sozialkritischen Konnotationen des Begriffs ‚Gentrification‘ kann das Graffito als Versuch interpretiert werden, die gesamte Veranstaltung mit ihrem klassenspezifischen Charakter zu konfrontieren. Einer im Museum dominierenden (wenn auch nicht gänzlich ungebrochenen) Narration der „Aufwertung“ und des positiven Wandels für alle wird mit diesem Begriff ein Verweis auf Machtverhältnisse und Konflikte gegenübergestellt.

Im Grunde ist die Wand des *Carré de Baudouin* offiziell der *Street Art* gewidmet. Eine enorme Freske, gestaltet von drei der bekanntesten lokalen ‚*peintres de rue*‘ – *Mesnager*,

Némo und *Mosko et associés* – schmückte diese Wand jahrelang bis diese 2011 anlässlich der Feierlichkeiten zum 140. Jahrestag der Pariser Kommune durch eine neue kollektive künstlerische Arbeit ersetzt wurde, die die Geschichte der *Commune de Paris* thematisierte. Das Gentrification-Graffito allerdings war bereits wenige Tage nach seinem Auftauchen von der Museumswand verschwunden, mit weißer Farbe übermalt.

Der *Vingtième*⁷ (20^e) – wie die Pariser_innen den östlichsten Bezirk der Stadt, das 20. Arrondissement, nennen – gilt als eines der alten ‚*quartiers populaires*‘ der französischen Hauptstadt, ein Arbeiter_innenviertel, historisch geprägt durch eine proletarische ‚Kultur‘ und Lebensweise, die politischen Kämpfe der Pariser Arbeiter_innenklasse sowie eine Vielzahl von Migrationsströmen. Gleichzeitig wird der 20^e heute auch mit Begriffen wie ‚Boboisierung‘ und ‚Verbürgerlichung‘ – eben Gentrification in Verbindung gebracht. In unmittelbarer Nachbarschaft zueinander finden sich im 20^e von heute so unterschiedliche Orte, wie die verrufene Wohnsiedlung und das Kunstmuseum. In Kontrast zueinander stehen zudem auch die unterschiedlichen Visionen dieses heterogenen urbanen Raums: das Bild vom aufstrebenden Stadtteil und guten Zusammenleben aller auf der einen Seite, die Kritik an Verdrängung, Gentrifizierung und sozialer Ungleichheit auf der anderen Seite. Der 20^e und seine Transformation sind umstritten.

Den 20^e anthropologisch verstehen?

In der vorliegenden Arbeit gehe ich davon aus, dass die Reibungsfläche zwischen diesen widersprüchlichen Visionen des 20^e bedeutsam ist und beschäftige mich dementsprechend mit unterschiedlichen Perspektiven auf diese Nachbarschaft und ihre Transformationen in Zusammenhang mit lokalen Lebenswelten. Ich frage hier nach den vielfältigen Formen von raumbezogenen Repräsentationen und Praktiken auf Seiten lokaler Akteur_innen und Bewohner_innen des Viertels: Wie sehen sie diesen Ort? Welche sozialen Beziehungen charakterisieren ihren Alltag hier? Inwiefern zeichnen sich dabei Grenzen und Trennlinien ab? Oder ist es doch die immer wieder beschworene ‚*mixité sociale*‘, die den Alltag hier prägt? Manifestieren sich geteilte oder getrennte Welten? Was verändert sich daran in Zusammenhang mit den Prozessen, die als Gentrification bezeichnet wer-

⁷ der Zwanzigste

den? Wie konkretisiert sich diese Veränderungen im Leben und Treiben verschiedener Bewohner_innen, lokaler Unternehmer_innen und Politiker_innen und wie stehen sie dazu? Diese Arbeit stellt den Versuch einer ethnographischen Auseinandersetzung mit diesem Ort – dem 20^e – dar. Im Sinne einer anthropologischen Perspektive auf Raum bedeutet das für mich eine Beschäftigung mit jenen Menschen, die hier leben, sich in diesen Stadtteil einmischen, ihn gestalten, erhalten oder verändern. Denn verstanden als eine zeitgenössische Wissenspraxis denke ich die Anthropologie ausgehend von ihrer engen Verbundenheit mit einer ‚ethnographischen Haltung‘⁸ (vgl. Ortner 1995: 173); auch nach ihren vielseitigen (selbst)kritischen Verwerfungen und hitzigen Überwerfungen.

So wie der Prozess der Gentrifizierung des Stadtviertels allerdings nicht analysiert werden kann, ohne dasselbe in seiner sich wandelnden Positionierung in der französischen Hauptstadt zu denken, schweben auch die raumbezogenen Perspektiven und Praktiken der Bewohner_innen des 20^e nicht im luftleeren Raum. Welche Bedeutung sie ihrem Viertel zuschreiben, wie sie es konstruieren und (mit)gestalten, ist Teil eines sozialen Prozesses, der in seiner aktuellen lokalen und lokalisierenden Qualität nur in Auseinandersetzung mit historischen Prozessen und der Produktion anderer Räume verstanden werden kann. So geht es in dieser Arbeit um die multiplen raumbezogenen Perspektiven und Praktiken verschiedener Menschen im 20^e von heute, um den 20^e aus diversen Innenperspektiven; und zugleich geht es um die Geschichte von Paris, um Transformationen der sozialen Struktur der französischen Hauptstadt, um urbanistische Programme, sich wandelnde ökonomische, politische und ideologische Rahmen und jeweilige Außenperspektiven auf das ehemalige ‚*quartier populaire*‘, die mit diesen verbunden sind.

Die Herausforderungen, mit denen ich mich in der Umsetzung dieses ethnographischen Vorhabens konfrontiert sah, waren vielfältig. Deren methodologische und theoretische Dimensionen stehen im Mittelpunkt der ersten drei Kapitel dieser Arbeit. In Kapitel 1 beschäftige ich mich zunächst mit meinen Methoden, gebe einen detaillierten Einblick, was ich in verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses getan habe, thematisiere des

⁸ Als Minimaldefinition ethnographischer Praxis formuliert Sherry Ortner (1995: 173): „[...] it has always meant the attempt to understand another life world using the self—as much of it as possible—as the instrument of knowing.”

Weiteren meine Erfahrungen im Feld und reflektiere meinen konkreten Umgang mit dem ethnographischen Material. Damit soll der Prozess der Entstehung dieser Arbeit für Leser_innen nachvollziehbar werden – eine kritische Offenlegung, die ich im Sinne einer reflexiven anthropologischen Praxis, die sich der Positioniertheit ihrer eigenen Perspektiven nicht entzieht, sondern diese als Erkenntnisprinzip nutzbar macht, für notwendig halte.

Kapitel 2 und 3 spiegeln in weiterer Folge mein Anliegen wider, die Möglichkeiten einer spezifisch anthropologischen Auseinandersetzung mit Raum in seiner Veränderlichkeit auch in ihrer theoretischen Dimension auszuloten. Die grundlegende Frage, die ein solches Vorhaben aufwirft, ist zunächst jene nach meinem Verständnis davon, was einen solchen anthropologischen Zugang ausmacht bzw. ausmachen soll. Die bereits erwähnte ‚ethnographische Haltung‘ in Verbindung mit einer kritischen Praxis der Kontextualisierung und Positionierung in Zeit und Raum würde ich in Antwort darauf durch den Verweis auf eine anti-essenzialistische Grundhaltung erweitern, von der ausgehend nicht (mehr) nach der Substanz ‚sozialer Realitäten‘ – von ‚Kultur‘ über Gender und Ethnizität bis zum ‚Lokalen‘ etc. – gefragt wird, sondern vielmehr die Prozesse, Praktiken und Diskurse, aus denen sie hervorgehen, in den Blick genommen werden.

Was es bedeutet, mit diesen Prämissen an einen urbanen Raum bzw. seine Umstrukturierung in Zusammenhang mit Gentrifizierungsprozessen analytisch heranzutreten, ist die Grundfrage des theoretischen Teils dieser Arbeit. Denn bei der Suche nach gangbaren Wegen für eine entsprechende Auseinandersetzung mit räumlichen und sozialen Veränderungsprozessen im 20. Arrondissement bin ich in der anthropologischen Stadtforschung nicht gerade auf ausgetretene Pfade gestoßen. So illustriert ein Streifzug durch die Wissenschaftsgeschichte in Kapitel 2, wie mit einer über lange Strecken fehlenden Theoretisierung des Räumlichen in der Stadtforschung einhergegangen ist, dass Raumvorstellungen implizit oft in einer Assoziation mit Starre und Isolation stecken blieben (vgl. Löw 2001). Kapitel 3 reagiert zudem darauf, dass anthropologische Beiträge zur interdisziplinären Gentrification-Forschung insgesamt rar sind und fragt nach den Potenzialen aber auch Schwierigkeiten ethnographischer Beiträge zum Thema. In diesen beiden Kapiteln mache ich mich ausgehend von der kritischen Reflexion ausgewählter

sozialwissenschaftlicher Arbeiten daran, Anknüpfungspunkte für die Formulierung einer anthropologischen Herangehensweise an das Räumliche als sozialer Prozess im Allgemeinen und für eine spezifisch anthropologische Auseinandersetzung mit Gentrification im Speziellen herauszuarbeiten.

In der zweiten Hälfte dieser Arbeit treten schließlich das ethnographische Material, dessen Kontextualisierung und Interpretation in den Mittelpunkt. Die Kapitel 4 und 5 dienen unter anderem dazu, das hier gezeichnete Bild vom 20^e zu ‚verdichten‘. Sie thematisieren historische und aktuelle Prozesse der ‚Produktion‘ dieses Stadtteils in seiner spezifischen lokalen Qualität und beschäftigen sich mit der Position des 20. Arrondissements in den materiellen Strukturen und imaginären Landschaften von Paris, basierend auf verschiedenen Quellen: Knotenpunkte dieser Ausführungen sind einerseits die Bilder, die verschiedene Bewohner_innen und lokale Akteur_innen vom 20^e und dessen Geschichte zeichnen, sowie meine eigene Geschichte mit diesem Ort, an dem ich als Austauschstudierende ein Jahr lang gewohnt habe. Andererseits verknüpfe ich diese Perspektiven hier auch mit statistischem Material, historischer Literatur und aktuellen wissenschaftlichen Analysen. Dabei entfalten sich diese beiden Kapitel entlang zwei verschiedener Achsen: jener der Marginalisierung des ‚*quartier populaire*‘ in Kapitel 4 und jener der Gentrifizierung desselben in Kapitel 5 – eine Struktur, die der Gleichzeitigkeit von Tropen der Marginalisierung und Tropen der Transformation in aktuellen Darstellungen des 20^e Rechnung trägt. Über den 20^e kann man sagen, er sei ein Problemviertel. Gleichzeitig kann man über den 20^e sagen, er sei Heimat einer kreativen Avantgarde. Beide Bilder machen aus bestimmten Perspektiven Sinn. Auch damit, wie das zusammengeht, beschäftigen sich diese Kapitel.

Auch in Kapitel 6 hallt die Gleichzeitigkeit von positiven und negativen Imaginationen des 20^e wieder – diesmal in einer detaillierten Auseinandersetzung damit, wie Bewohner_innen mit konträren Diskursen über ihr Viertel umgehen: mit der Tendenz zur Stigmatisierung und Konstruktion des 20^e als urbane Gefahrenzone auf der einen Seite, mit seiner Repräsentation als dörflicher Mikrokosmos auf der anderen Seite. Wie verwenden Bewohner_innen selbst diese Diskurse und wie positionieren sie sich dazu? Anhand ihrer Verhandlungen dieser beiden Visionen von ihrem Viertel beschäftige ich mich mit den

Implikationen der Raumvorstellungen unterschiedlicher Bewohner_innen: Wie positionieren sie sich selbst in ihrem *quartier* und gegenüber anderen, die hier leben? Welche individuellen und kollektiven Alltagspraktiken sind damit verbunden? Wird dabei Gemeinschaft statuiert oder Exklusion legitimiert? Inwiefern spielen Praktiken und Diskurse der Distanzierung und Differenzierung bzw. der Gemeinschaft und Vermischung eine Rolle?

Kapitel 7 spürt letztlich der Frage nach, inwiefern unterschiedliche Arten und Weisen über den 20^e zu sprechen und nachzudenken mit den auseinanderklaffenden Bewertungen aktueller Gentrifizierungsprozesse durch verschiedene Bewohner_innen zusammenhängen und versucht die interne Logik dieser teils kritischen, teils ambivalenten und teils affirmativen Positionierungen nachzuvollziehen. Gleichzeitig unterziehe ich diese unterschiedlichen Perspektiven dabei auch einer kritischen Reflexion. Denn ein anthropologisches Bewusstsein für die Multiplizität von Bedeutungen und Lebenswelten sowie für die grundsätzliche soziale und kulturelle Positioniertheit von Perspektiven entfaltet nach meinem Verständnis ihr Potenzial auch in der Relativierung von Horizonten, einer „defamiliarization“ (Comaroff 2010: 530) und Dekonstruktion des Selbstverständlichen.

Diesbezüglich ist schließlich auch von Bedeutung, dass ich selbst diesem Ort und seiner Veränderung keineswegs von einem neutralen Standpunkt aus gegenüber trete. Als Bewohnerin des 20^e war ich selbst in den Prozess seiner Veränderung involviert. Die Fragen, um die diese Arbeit kreist, entsprangen auch meiner häufigen Ratlosigkeit angesichts der eigenen Implikation in dieses unübersichtliche urbane Gefüge im Wandel. Und in Bezug auf die auseinanderklaffenden Perspektiven, die der erste Teil dieser Einleitung angedeutet hat, beziehe ich in dieser Arbeit schließlich durchaus Position, denn ein Grundgedanke, der die vorliegenden Ausführungen und Interpretationen begleitet, ist jener der Einforderung einer kritischen Auseinandersetzung mit Gentrifizierungsprozessen und ihren Implikationen im 20. Arrondissement von Paris – in Kontrast zu ihrer Darstellung als „positive Entwicklung“, „Valorisierung“ und „Aufwertung“.

Der Forschungsprozess: Einblicke und Reflexionen

„[...] the ethnographer’s framework should not remain intact if the subject’s is being analytically pulled apart.“ (Marcus 1994: 50)

Die vorliegende Arbeit ist Resultat eines langen Prozesses, der damit begonnen hat, dass ich im Sommer 2009 von Wien nach Paris umgezogen bin, um zwei Semester an der *Université René Descartes* (Paris V) zu studieren. Über das 20. Pariser Arrondissement, in dem ich ein Jahr lang wohnen sollte, wusste ich damals fast nichts. Ausgerüstet mit mäßigen Französischkenntnissen und regem Interesse für urbane Anthropologie, habe ich in den folgenden Monaten Schritt für Schritt diese Stadt, ihre Bewohner_innen und deren Sprache besser kennengelernt. Im Laufe der Zeit, mit zunehmender Orts- und Sprachkenntnis sind dabei Freund- und Bekanntschaften entstanden und ich wurde selbst zunehmend Teil einer Nachbarschaft, eines *vie du quartier*. Weil ich neu war und mich daran machte, meinem neuen Zuhause Sinn abzugewinnen, waren meine Beobachtungen, meine Erfahrungen mit dem Leben in Paris im Allgemeinen sowie mit dessen Vielfalt im 20. Arrondissement im Speziellen für mich konstant Thema. Und dieses Interesse an meinem urbanen Umfeld ist auf regen Widerhall gefunden hat, denn die Frage, wo und wie man wohnt, war (und ist) eine allgegenwärtige in einer Stadt, in der leistbarer Wohnraum zunehmend knapp ist. Wobei in entsprechenden Gesprächen sowohl persönliche und ökonomische Strategien diskutiert und Möglichkeiten ausgelotet werden, als auch sozialer Status und Identitäten verhandelt werden sowie das Eigene und das Andere vertortet wird. So hat die Idee, mich in meiner Abschlussarbeit mit dem zu beschäftigen, was sich vor meiner Pariser Haustür abspielte, vor allem im Zuge einer Reihe informeller Gespräche mit Freund_innen, Nachbar_innen und Kolleg_innen konkrete Form angenommen.

Den wichtigsten Anstoß für die Entscheidung über dieses Thema zu arbeiten, gaben letztlich Unterhaltungen mit meiner Studienkollegin Anna Charbonneau, die im 20. Arrondissement aufgewachsen ist und zum Zeitpunkt meines Aufenthaltes in Paris nach wie vor dort bei ihren Eltern wohnte. Im hässlichen Innenhof unserer Universität, in der *Mét-*

ro, die uns wieder nach Hause brachte und am Gehsteig der *Rue des Pyrénées*, wo sich unsere Wege trennten, beschwerten wir uns nicht nur über grimmige Professor_innen und den tristen Uni-Alltag, sondern Anna erzählte mir immer wieder in den unterschiedlichsten Facetten von „ihrem“ Teil von Paris, davon wie es war hier aufzuwachsen und davon, wie sich der 20^e bzw. bestimmte Orte und Plätze gewandelt haben und immer noch verändern. Annas engagierte Erzählungen über diesen Stadtteil und seine Veränderungen waren ein zentraler Ausgangspunkt für mein Vorhaben, mich mit einer breiteren Palette an diesbezüglichen Perspektiven, Standpunkten und Sichtweisen auseinander zu setzen.

Die Frage nach meinen Strategien und Vorgehensweisen in diesem Zusammenhang sind Thema des folgenden Kapitels. Dabei gebe ich in einem ersten Schritt zunächst einen groben Überblick über verschiedene Phasen meiner Feldforschung im 20. Arrondissement, deren Rahmenbedingungen sowie die konkreten jeweils angewandten Methoden. Diese weitgehend deskriptive Zusammenfassung berücksichtigt zunächst vor allem die zeitliche Ebene des Forschungsprozesses, während dessen räumliche Dimensionen auch in methodologischer Hinsicht in Kapitel 2 diskutiert werden. Gebe ich zunächst also primär einen Überblick darüber, WAS ich zu welchem Zeitpunkt im Forschungsprozess getan habe, so rückt im weiteren Verlauf des Kapitels dann stärker das im Eingangszitat von George Marcus angesprochene analytische Auseinanderpflücken der Methoden in den Mittelpunkt. Ausgehend von den spezifischen Herausforderungen ethnographischen Forschens im relativ dichten und heterogenen urbanen Kontext soll dann unter anderem nachvollziehbar gemacht werden, WARUM ich mich für bestimmte Herangehensweisen entschieden habe, WIE ich dabei konkret vorgegangen bin und welche Erfahrungen ich dabei gemacht habe. Konzentriere ich mich dabei zunächst auf die Feldforschung in Paris, fokussiere ich abschließend dann auf Fragen der Repräsentation und Interpretation des zusammengetragenen Materials. Insgesamt sollen in diesem Kapitel also methodologische „Positionen“ umschrieben werden, mit denen nachvollziehbar wird, wie diese Arbeit zustande gekommen ist – auch im Sinne der Vorstellung von einer kritischen, sich ihrer eigenen Limitierungen und Potentiale bewussten anthropologischen Praxis.

Forschungsphasen und Datenlage

Erste technische und inhaltliche Vorbereitungen, Recherchen sowie die schrittweise Präzisierung meines Forschungsvorhabens wurden ab März 2010 vorgenommen. In dieser explorativen Phase habe ich im Rahmen zahlreicher informeller Gespräche mit interessierten Kolleg_innen, ortskundigen Freund_innen und Bekannten sowie Nachbar_innen, die ich mit Hilfe von Notizen in einem Feldtagebuch dokumentiert habe, zunächst begonnen zu erkunden, wie verschiedene Menschen grundsätzlich auf mein Forschungsvorhaben und -thema reagieren, ob dieses überhaupt als relevant betrachtet wird, und welche Begriffe und Themenbereiche zentral sind, wenn verschiedene Bewohner_innen über den 20^e sowie dessen „Entwicklung“ sprechen. Auf dieser Grundlage habe ich dann eine erste Version eines Leitfadens für die semistrukturierten Interviews erstellt, die ich in den beiden auf die explorative Phase folgenden intensiven Feldforschungsphasen von Mai bis Juni 2010 sowie im September 2010 neben anderen Aktivitäten geführt habe.

Diese zeitliche Organisation war dahingehend bedeutsam, dass die intensiven Feldforschungsphasen einerseits zu einer Zeit stattfanden, in denen öffentlicher Raum im Viertel klimabedingt stärker frequentiert wird als im Winter, was meinen Feldzugang erheblich erleichtert hat. Andererseits waren die intensiven Forschungsphasen RUND UM und nicht IN den Sommerferien angesiedelt, in denen sich der 20^e – wie der Rest der Stadt – weitgehend leert. Die Monate Juli und August habe ich deshalb vor allem dazu genutzt, bereits geführte Interviews zu transkribieren, gesammelte Daten zu organisieren und zu reflektieren, verstärkt Literaturrecherche zu betreiben und zu lesen sowie neue Fragen zu entwickeln, mit denen ich nach dem Sommer zurück ins Feld gegangen bin. Die Zeit rund um die *rentrée*⁹ im September ist hingegen wieder durch eine erhöhte Dynamik im Viertel geprägt: Unter anderem mit einer ganzen Reihe von Veranstaltungen – vom Flohmarkt bis zum Gartenfest – wird im 20^e dann das neue Schul- und Arbeitsjahr eingeleitet.

⁹ ‚Die Rückkehr‘ – so wird die Zeit im September rund um das Ende der Sommerferien in Frankreich genannt.

Im Zuge der intensiven Forschungsphasen habe ich mit einem Set verschiedener qualitativer Methoden gearbeitet, um möglichst unterschiedliche Dimensionen dieses komplexen Forschungsfeldes erfassen zu können. (Vgl. Beer 2003: 11) Zusammenfassend können jene Aktivitäten, die das Herzstück der gesamten Feldforschung darstellten, als ‚Teilnehmende Beobachtung‘ bezeichnet werden, wobei ich darunter eine Forschungsstrategie verstehe, die potenziell ein breites Spektrum verschiedener Methoden und Techniken umfasst, die sich allesamt dadurch charakterisieren lassen, dass sie auf der persönlichen Involviertheit des/der Forschenden beruhen, und sich dabei in einem Spannungsfeld von Nähe durch Teilnahme und Distanz durch Beobachtung bewegen. (Vgl. Davies 1999: 69ff.; Hauser-Schäublin 2003) Im konkreten Fall meiner Feldforschung in Paris bedeutete dies unter anderem, dass ich bewusst und gezielt an verschiedenen sozialen Situationen und Ereignissen im Viertel teilgenommen habe, wobei sich deren Palette beispielsweise von Diskussionen in Bars über die Teilnahme an Nachbarschaftsfesten, Filmabenden und Podiumsdiskussion im öffentlichen Raum bis zu Einladungen zum Essen im familiären Kreis erstreckte (für weitere Details siehe nächstes Unterkapitel). Situationen, Eindrücke sowie Themen, Inhalte und Verlauf der Vielzahl von informellen Gesprächen, die in diesem Kontext zustande kamen, wurden in einem Feldtagebuch in Form möglichst ausführlicher Notizen beschrieben, dokumentiert und reflektiert. Lediglich im Falle zweier vom Bezirksvorstand organisierter Podiumsdiskussionen über lokale wirtschaftliche Potenziale habe ich die Redebeiträge von lokalen Politiker_innen und Unternehmer_innen aufgenommen und im Anschluss transkribiert.

Bei diesen diversen Gelegenheiten standen für mich meist kollektive und soziale Praktiken und intersubjektive Prozesse der Konstruktion von Bedeutung, Gemeinschaft und Raum im Mittelpunkt. Die darüber hinaus von mir geführten semistrukturierten Interviews stellten hingegen eine Möglichkeit zur vertiefenden und profunden Auseinandersetzung mit den Perspektiven sehr verschiedener, einzelner Bewohner_innen dar. Insgesamt habe ich 19 formelle Interviews geführt, wobei neun davon im Rahmen von Stadtpaziergängen stattfanden – eine Vorgangsweise, die ich ebenfalls in diesem Kapitel noch ausführlicher diskutieren werde. Die restlichen Interviews wurden großteils bei den Interviewten zu Hause durchgeführt, zwei Interviews fanden in Cafés statt. Fast alle Interviews waren Einzelinterviews, nur in zwei Fällen waren gleichzeitig mehrere Inter-

viewpartner_innen involviert. Die Interviews dauerten jeweils zwischen 45 Minuten und 2 ½ Stunden und wurden allesamt mit Hilfe eines digitalen Aufnahmegeräts nach Einholung der diesbezüglichen Zustimmung der Interviewten aufgezeichnet. Nicht aufgezeichnete Gesprächsinhalte rund um die Interviews, Situationsbeschreibungen, Eindrücke und sonstige Kontextinformationen wurden wiederum im Feldtagebuch festgehalten. Die gemeinsamen Spaziergänge wurden darüber hinaus im Nachhinein mit Hilfe von Fotos und selbst gezeichneten Stadtkarten dokumentiert.

Abgesehen von den Interviews mit Bewohner_innen habe ich außerdem ein Interview mit einer der Stellvertreter_innen der Bezirksvorsteherin in deren Büro durchgeführt, wobei politische Dimensionen der Problematik und die diesbezüglichen Positionen der *Mairie* des 20. Arrondissements diskutiert wurden. Eva Engelbert, mit der ich an einem ethnographisch-künstlerischen Projekt zu diesem Thema arbeite, hat darüber hinaus im November 2011 ein Gespräch mit dem Kulturbeauftragten des 20. Arrondissements geführt, auf das ich mich ebenfalls beziehe.

Schließlich ist auch zu erwähnen, dass ich als Bewohnerin des 20^e selbst meinen eigenen Alltag weitgehend hier verbracht habe und sowohl alltägliche Beobachtungen als auch Interaktionen in meinem unmittelbaren Umfeld meine Perspektive auf mein ‚Forschungsfeld‘ auf eine Art und Weise mitgeprägt haben, die allerdings nur schwer nachvollziehbar gemacht werden kann. Zwei Aspekte möchte ich dabei allerdings besonders hervorheben: Erstens waren meine eigenen, individuellen Stadtspaziergänge, sowohl im 20^e als auch in anderen Teilen von Paris, eine Möglichkeit mein „Gespür für [...] Orte, Situationen und Atmosphären zu schärfen“ (Schwanhäuber 2010: 107), meinen Blick auf leicht zu übersehende Details, Grenzen und Ausgeblendetes zu lenken, und somit eingefahrene Sichtweisen zu stören und zu verrücken. Des Weiteren habe ich im Rahmen dieser Forschung zwar keine systematische und umfassende Medienanalyse durchgeführt, aber die Rezeption lokaler und nationaler Print- und Online-Medien war für mich ebenfalls Teil meines Alltags im Feld. So wird im Zuge dieser Arbeit auch immer wieder auf mediale Diskurse verwiesen. Außerdem wurden mediale Repräsentationen des 20^e – auch in Film und Literatur – mit der Zeit zu einem wiederholt aufgegriffenen Thema in meiner Interaktion mit verschiedenen Bewohner_innen und Akteur_innen – weil in Gesprächen und

Interviews sowohl von meiner als auch von deren Seite immer wieder auf diese Bezug genommen wurde. Die Auseinandersetzung mit Medien war dabei als Vehikel für die Formulierung eigener Standpunkte und Perspektiven wie auch im Sinne einer Anbindung an überlokale politische und gesellschaftliche Diskurse wertvoll.

Rechercharbeit in ihren unterschiedlichen Facetten hat sowohl während als auch nach der Feldforschung laufend stattgefunden: Neben den üblichen Datenbanken sowie den Bibliotheken der Universität Wien, über die ich vor allem auf jene Literatur zugreifen konnte, die die Grundlage für die Auseinandersetzung mit dem Raumbegriff in den Sozialwissenschaften sowie mit der interdisziplinären Debatte rund um Gentrification darstellt, war die öffentliche Mediathek des 20. Arrondissements, die eine kleine Abteilung mit Literatur über die Geschichte des Pariser Ostens beherbergt, eine der wichtigen Quellen für historisches Wissen über die Stadt Paris im Allgemeinen und das 20. Arrondissement im Speziellen. Auf französischsprachige sozialwissenschaftliche Beiträge zur Auseinandersetzung mit Gentrification in Paris konnte ich mir vor allem über die französischen Online-Datenbanken *CAIRN.INFO* und *PERSÉE* sowie verschiedene Pariser Universitätsbibliotheken zugreifen. Für statistische Daten habe ich die Online-Datenbank der INSEE¹⁰ genutzt, um auf Daten aus der französischen Volkszählung von 2008 zugreifen, sowie Publikationen der *Mairie*¹¹ des 20. Arrondissements.

Auch die Organisation, Verarbeitung und Analyse/Interpretation des empirischen Materials haben keineswegs erst nach dem Verlassen des Forschungsfeldes und mit meiner Rückkehr nach Wien im Herbst 2010 begonnen, sondern haben die Feldforschung kontinuierlich begleitet. Mit der räumlichen Distanz zum Forschungsfeld sind diese Elemente des Forschungsprozesses schließlich allerdings durchaus in den Mittelpunkt gerückt. Ein späterer Aufenthalt in Paris im März 2011 zielte schließlich weniger darauf ab, weitere Daten zu erheben, als bereits vorhandene Kontakte zu pflegen und unter anderem den Fortschritt meiner Interpretationsarbeit mit manchen Gesprächs- und Interviewpartner_innen zu diskutieren. Grundsätzlich wurden alle Interviews zur Gänze transkribiert, wobei die entsprechenden Transkripte neben meinen Feldtagebüchern das Zentrum des umfassenden Materialkorpus bilden, auf dem diese Arbeit beruht. Bereits

¹⁰ *L'Institut national de la statistique et des études économiques*

während der Feldforschung hatte ich damit begonnen, Schritt für Schritt ein Kategoriensystem zu entwickeln, auf dessen Basis ich das Material schließlich mit Hilfe der Software *Atlas.ti* systematisch codiert habe.

Zur Feldforschung im urbanen Kontext: Strategien und Erfahrungen

Neben Feldnotizen finden sich in meinem Feldtagebuch immer wieder einzelne besonders chaotische, überbordende Seiten. In der Regel listen sie Termine und mögliche Aktivitäten für einen Tag auf. Dass ein großer Teil davon niemals durchgeführt wurde, mag die Erfahrungen vieler Feldforscher_innen widerspiegeln. In einem Stadtviertel passiert so viel auf einmal, was für eine Untersuchung über die Verwendung und Wahrnehmung urbanen Raums im Kontext der ungleichen Vielfalt seiner Bewohner_innen interessant scheint: Wer geht zum Fest im benachbarten Gemeinschaftsgarten, worüber wird dort gesprochen? Oder ist es doch klüger eine Einladung in das besetzte Haus anzunehmen? Soll ich an der für potentielle Unternehmer_innen veranstalteten Tour durch *Ménilmontant* teilnehmen, oder mit den Nachbar_innen spontan zu Mittag essen und dabei über ihre Perspektive auf die Transformation des Viertels reden? Vor solchen Dilemmas stand ich im Zuge meiner Feldforschung in Paris immer wieder. Was kann ich angesichts dieser Fülle von Geschehnissen wissen und sagen? Wie kann ich mich ihr annähern?

„We have all kinds of professional anxieties to face when we get [to cities],“ stellte die Anthropologin Sandra Wallman (1982: 190) im Kontext eines Forschungsprojektes über ihre ‚eigene‘ Stadt London Anfang der 1980er Jahre fest. Für die damals noch junge urbane Anthropologie boten traditionelle anthropologische Konzepte und Strategien, meist zugeschnitten auf kleine, ländliche Gemeinschaften, nur spärliche Anhaltspunkte. (Vgl. Canclini 1997: 346) Geschehnisse multiplizieren sich im dichten urbanen Forschungsfeld und ihre Kontexte erscheinen oft schwer fassbar – „dauntingly hard to perceive, let alone control“ (Wallman 1982: 190). Anstatt mich an dieser Stelle mit den vielfältigen Antworten zu beschäftigen, die in Städten forschende Anthropolog_innen angesichts dieser Problematik seither vorgebracht haben, nehme ich diese Herausforderungen hier als Ausgangspunkt für eine tiefere Auseinandersetzung mit verschiedenen Aspekten meiner eigenen Feldforschungserfahrung in Paris: von der Frage nach Kontakten zu Ge-

sprächs- und Interviewpartner_innen über das Verhältnis von ‚Teilnehmender Beobachtung‘, qualitativen Interviews und Stadtspaziergängen und einer Auseinandersetzung mit deren jeweiligen Potenzialen und Grenzen bis zur Reflexion meiner eigenen Positionen als Forschende.

Gesprächs- und Interviewpartner_innen: Kontakte und Beziehungen im ‚Feld‘

Angesichts der Dichte, Heterogenität und relativen Anonymität in meinem urbanen Umfeld in Paris war eine der ersten Herausforderungen, mit der ich mich konfrontiert sah, mit der Frage verknüpft, mit wem ich sprechen möchte und kann, wessen Stimmen in meiner Arbeit repräsentiert werden und wie ich Kontakt zu entsprechenden Gesprächs- und Interviewpartner_innen herstellen kann. Meine Absicht war es, multiple Perspektiven und Positionen, sowie Praktiken verschiedener Gruppen und Akteur_innen in ihrer wechselseitigen Verstrickung zu thematisieren. Ich wollte mich nicht auf eine konkrete, klar abgegrenzte Gruppe von Akteur_innen konzentrieren, sondern mit möglichst unterschiedlichen Bewohner_innen in Kontakt treten, das heißt mit Menschen, die sich bezüglich ihrer sozialen Positionen, ihres Ausbildungsniveaus, ihres Alters, ihrer ethnischen Identitäten und ihren familiären Situationen voneinander unterscheiden.

Dieses Unterfangen hat mich allerdings mit einer Reihe von Schwierigkeiten konfrontiert: Zunächst ist naheliegend, dass angesichts der enormen Variationsbreite der Bewohner_innen dieses Stadtteils unmöglich alle relevanten Bevölkerungsgruppen in meine Feldforschung involviert werden konnten. Das zusammengetragene Datenmaterial bietet einen Einblick in ein komplexes und dichtes soziales ‚Feld‘, der zwangsläufig beschränkt bleiben muss. Konkret bin ich vor allem zu Beginn der Feldforschung nach dem ‚Schneeballsystem‘ (Beer 2003: 23) vorgegangen: Dank mehrerer Nachbar_innen, die ich bereits kannte, konnte ich Kontakt zu weiteren Personen herstellen, die diese Personen wiederum jeweils als Nachbar_innen verstanden und von denen sie annahmen, dass sie mir weiterhelfen können. Vielfach kamen solche Kontakte auch mehr oder weniger zufällig im Rahmen meiner Teilnahme an unterschiedlichen sozialen Situationen und Ereignissen in der Nachbarschaft zustande, wo mich wiederum oft Bekannte, weiteren Personen vorstellten.

Zwar erwachsen daraus durchaus sehr unterschiedliche Kontakte und Beziehungen zu sehr verschiedenen Menschen. Dennoch musste ich mich auch mit einem Aspekt auseinandersetzen, den Charlotte Aull Davies (1999: 78) folgendermaßen auf den Punkt bringt: „[Informants’] social identities will influence the ethnographers’ access to others, opening some doors and firmly closing others.“ Mit einer unreflektierten, ausschließlichen Anwendung dieses Schneeballsystems lief ich Gefahr, in meiner Feldforschung auf eine Auseinandersetzung mit jenen Perspektiven beschränkt zu bleiben, die meiner eigenen sozialen Position nahe stehen, die von meiner Position aus betrachtet am sichtbarsten erscheinen oder am eloquentesten formuliert daherkommen. Damit einher geht das Risiko gegebene Hierarchien, gesellschaftliche Machtverhältnisse und soziale Grenzlinien schlicht zu reproduzieren, statt sie zu thematisieren. Folglich habe ich im Laufe der Zeit begonnen, gezielter vorzugehen: Nach wie vor nutzte ich dazu einerseits mein persönliches Netzwerk im 20^e, aber auch im Rest von Paris und anderswo und versuchte andererseits im Zuge verschiedener sozialer Anlässe in der Nachbarschaft neue Gesprächs- und Interviewpartner_innen kennen zu lernen – allerdings habe ich zum Beispiel begonnen, gezielt nach Kontakten zu Menschen zu suchen, die an bestimmten Orten in der Nachbarschaft wohnen, die andere Gesprächs- und Interviewpartner_innen als fremd beschrieben.

Im Allgemeinen war ich während der gesamten Zeit im ‚Feld‘ immer wieder überrascht, wie bereitwillig verschiedenste Personen sich auf Gespräche mit mir einließen und auch ihr Einverständnis zu einem Interview gaben. Diesbezügliche Schwierigkeiten hatte ich lediglich mit lokalen Unternehmer_innen und Politiker_innen, wobei ich bei ersteren letztendlich gänzlich auf informelle Gespräche und Treffen ausgewichen bin, was sich als produktivere Vorgangsweise erwiesen hat. Im Falle der letzteren hat sich der offizielle Weg der Kontaktaufnahme über die *Mairie* als viel zu langwierig und schleppend erwiesen. Letztlich habe ich deshalb versucht auch hier persönliche Kontakte zu nutzen, wodurch es schließlich auch möglich war, rasch mit einer Stellvertreterin der Bezirksvorsteherin einen Interviewtermin zu vereinbaren.

Schließlich hatte ich im Zuge meiner Feldforschung mit einer relativ großen Bandbreite an Bewohner_innen zu tun: Die einen wohnen in *Cités*, die anderen besitzen Wohnungen und Häuser in idyllischen Gassen und Passagen. Sprach ich einerseits mit Menschen, deren sozio-ökonomischer und professioneller Status oder deren Familienzugehörigkeit ihnen eine Reihe von Privilegien sicherte, über ihre Beziehung zum 20^e und ihre Motivationen, dort mehr oder weniger viel Geld in Immobilien und Unternehmen zu investieren, so hatte ich andererseits auch mit Menschen zu tun, die ihren Handlungsspielraum im Viertel tendenziell als schrumpfend wahrnahmen und die aktuellen Transformationen ihres Viertels in ein ambivalenteres Licht rückten. Verallgemeinernd kann aber durchaus festgehalten werden, dass sich unter meinen Interview- und Gesprächspartner_innen weder die Reichsten noch die Ärmsten des Viertels wiederfinden. Aber nicht nur aufgrund ihrer sozio-ökonomischen Positionen unterschieden sich meine Gesprächs- und Interviewpartner_innen und ihre diversen Perspektiven auf den 20^e. Von einer in jungen Jahren aus dem Maghreb immigrierten Hausfrau in einer Sozialwohnung über einen wohlhabenden, Ramadan haltenden Kleinunternehmer, eine ehemalige Fabrikarbeiterin, die dann einen Handwerker geheiratet hat, in WGs lebenden Studierenden und solchen, die noch bei ihren Eltern wohnen bis zu in prekären Verhältnissen lebenden Künstler_innen, einer Hauseigentümerin mit aristokratischen Wurzeln und einer gut verdienenden, allein erziehenden Journalistin und Wohnungseigentümerin spannte sich der Bogen. Anstatt die multiplen Differenzen, die diese Palette an Positionierungen prägen, hier schematisch oder tabellarisch aufzuzählen, sollen die unterschiedlichen sozialen und kulturellen Kontexte in dieser Arbeit immer wieder so weit wie möglich aufgezeigt und nachvollziehbar gemacht werden. Dass ich viele meiner Interviewpartner_innen abseits der formellen Interviewsituation mehrmals in verschiedenen Kontexten getroffen habe, hat – so hoffe ich – unter anderem auch dazu beigetragen, dass sie hier nicht als leblose Typen oder Schemen erscheinen, sondern weitgehend ein komplexeres Bild von ihnen, ihren Sichtweisen und Positionen und Beziehungen zueinander gezeichnet werden kann – ohne dabei aus den Augen zu verlieren, dass ihre Lebenswelten unweigerlich mit gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen verstrickt sind.

„Teilnehmende Beobachtung“ – Bedeutung und Grenzen

Gerade auch die Frage nach ‚Teilnehmender Beobachtung‘ als Forschungsstrategie, die sowohl historisch als auch aktuell meist als Herzstück der Anthropologie betrachtet wird (vgl. Hauser-Schäublin 2003: 33; Davies 1999: 67; Bernard 2006: 342), verkompliziert sich in Zusammenhang mit urbanen Forschungsfeldern allerdings beträchtlich. Ein fundamentaler anthropologischer Anspruch soll auf Basis ‚Teilnehmender Beobachtung‘ umsetzbar sein: „[To] experienc[e] the lives of the people you are studying as much as you can“, fasst beispielsweise Russel Bernard (2006: 344) zusammen. Die bereits zitierte Sandra Wallman (1982: 191) versteht ‚Teilnehmende Beobachtung‘ als „[...] a means to understanding social life in the round, to the appreciation of context and meaning, and to the relational perspective, all of which are distinguishing marks of social anthropology.“ Aber was bedeutet dies für Anthropolog_innen in dichten, durch relative Anonymität geprägten urbanen Settings, in denen sie in unmittelbarer Nachbarschaft so vieler unterschiedlicher Menschen leben und dabei meist dennoch nicht die Möglichkeit haben unmittelbar ‚mit‘ diesen zu leben? (Vgl. Foster und Kemper 1996: 144) Die folgende Auseinandersetzung mit konkreten Aspekten meiner Erfahrungen mit ‚Teilnehmender Beobachtung‘ in Paris, soll in groben Zügen nachvollziehbar machen, wie ich selbst mit diesen Herausforderungen umgegangen bin und welche Potenziale aber auch Grenzen sich dabei abgezeichnet haben.

Wie bereits angedeutet, stellte die Teilnahme an sozialen Situationen und Ereignissen im öffentlichen als auch privaten Raum im Viertel für mich grundsätzlich die Möglichkeit dar, im Dialog mit verschiedenen Bewohner_innen und anderen Akteur_innen im Viertel nach und nach meinen Einblick in die Vielfalt ihrer raumbezogenen Perspektiven und Praktiken zu erweitern. Die Konstellationen und Dynamiken, die in diesem Zusammenhang zustande kamen, sind genauso wie meine Rolle in ihnen schwer über einen Kamm zu scheren: Beispielsweise im Falle meiner Teilnahme an den öffentlichen Podiumsdiskussionen über lokale wirtschaftliche Potenziale nahm ich weitgehend eine passive und beobachtende Rolle ein, dokumentierte möglichst umfassend meine Eindrücke und die Stellungnahmen verschiedener ökonomischer und politischer Akteur_innen. Im Unterschied dazu war ich beispielsweise bei einem Nachbarschaftsfest rund um einen Gemein-

schaftsgarten viel aktiver involviert: Sobald eine Nachbarin, die ich bereits besser kannte und mit der ich bereits einen Interviewtermin vereinbart hatte, von meinem Forschungsprojekt erzählt hatte, wurde eine ganze Lawine an Reaktionen losgetreten: Einer der Anrainer holte umgehend für mich eine Zeitschrift aus seiner Wohnung, in der ein Journalist in einem Artikel über Gentrification in Paris auch Bezug auf den *jardin partagé* in seiner Straße nahm und dabei ihn und seine Nachbar_innen konkret als ‚Gentrifier‘ kritisierte. Zurück beim Fest entstand sofort eine lebhafte Diskussion darüber, inwiefern diese Darstellung durch den Journalisten gerechtfertigt gewesen sei. Daraus ergab sich eine Reihe weiterer Gespräche über Immobilienpreise, sozialen Wohnbau, politisches Engagement und Lokalpolitik. Verschiedene Personen erzählten mir ihre jeweilige Version der Geschichte des Gemeinschaftsgartens und des Vereins, der ihn verwaltet, warum sie hier leben, wie sie ihr Viertel und dessen Transformationen sowie ihre eigene Rolle darin verstehen. Trotz ihrer grundlegenden Unterschiedlichkeit haben die beiden hier angesprochenen Situationen – die Podiumsdiskussion wie auch das Fest – jeweils Material hervorgebracht, das eine wichtige Rolle für die vorliegende Arbeit spielt.

Nach diesen und anderen sozialen Ereignissen im Viertel, in die ich auf mehr oder weniger aktive Weise involviert war – vom Tag der offenen Tür der Künstler_innen von *Ménilmontant* bis zu den regelmäßigen Flohmärkten, die bei sehr unterschiedlichen Gruppen beliebt sind – war nicht nur mein Feldtagebuch jeweils um viele Seiten angewachsen, sondern ich hatte in der Regel auch eine ganze Reihe von neuen Kontakten zu Personen geknüpft, mit denen ich später Interviews führen sollte, oder die mir wiederum neue Kontakte verschufen, die mich in ihre Wohnungen und Häuser einluden und darüber hinaus Fotos, Zeitungsausschnitte sowie anderes Material, das sie über das Viertel gesammelt hatten, mit mir teilten.

Eine eindeutige Begrenzung des Potenzials der ‚Teilnehmenden Beobachtung‘ bei sozialen Situationen und Ereignissen im öffentlichen Raum erwuchs nämlich aus dem relativ flüchtigen, informellen und spontanen Charakter, den entsprechende Konstellationen und Situationen oftmals aufweisen. Zwar ergaben sich teils auch in diesen Kontexten Gelegenheiten für ausführliche informelle Gespräche, aber die Möglichkeit für eine vertiefende Auseinandersetzung mit Einzelperspektiven war häufig nur sehr beschränkt gegeben.

Dass die Dynamik dieser Situationen weitgehend jenseits meiner eigenen Kontrolle lag, mag gewissermaßen auch eine der Qualitäten dieser Erfahrungen in Zusammenhang mit ‚Teilnehmender Beobachtung‘ ausmachen. Gleichzeitig waren Interviews allerdings eine wichtige, zusätzliche Möglichkeit in aller Ruhe einzelne Perspektiven in den Mittelpunkt zu rücken, auch heikle Themen anzusprechen und entsprechende Fragen zu stellen. Häufig waren die Interviews wiederum auch Anstoß für weitere Treffen in einem privateren Ambiente mit einigen Personen, beispielsweise im Rahmen von Einladungen zum Essen oder Kaffee wie auch gemeinsamen Unternehmungen im familiären Kreis.

In mehrfacher Hinsicht können die beiden zentralen Forschungsmethoden in diesem Projekt folglich als einander ergänzende und durchaus auch miteinander verwobene Elemente des Forschungsprozesses verstanden werden: Auf praktischer Ebene waren ‚Teilnehmende Beobachtung‘ und qualitative Interviews dahingehend miteinander verknüpft, dass viele Kontakte mit Interviewpartner_innen im Rahmen der ‚Teilnehmenden Beobachtung‘ zustande kamen, während sich umgekehrt im Anschluss an Interviews wiederum häufig informelle und ungeplante Situationen ergaben, in denen Interviewpartner_innen beispielsweise in Cafés mit anderen Gästen und Wirten, oder mit Nachbar_innen, die uns zufällig auf der Straße begegneten, Diskussionen über den 20^e initiierten. Auf einer anderen Ebene ermöglichten es häufig gerade auch Informationen aus informellen Gesprächen, das in Interviews Gesagte zu kontextualisieren und mit Wissen über diverse Orte und Personen zu verbinden, das nicht unmittelbar in der spezifischen formellen Interviewsituationen kommuniziert wurde.

Allerdings wurde die Entscheidung an einem bestimmten Zeitpunkt im Forschungsprozess ein Interview durchzuführen oder sich primär auf informelle Gespräche und ‚Teilnehmende Beobachtung‘ zu konzentrieren, nicht immer durch konzeptuelle Überlegungen getragen, denn teils musste ich mich schlicht gegebenen Umständen anpassen, wie zwei Beispiele illustrieren können. Der vielbeschäftigte und äußerst umtriebige lokale Unternehmer Nadim beispielsweise antwortete immer wieder mit Begeisterung auf meinen Vorschlag, mit mir zu einem Interview zusammen zu kommen und verschob die Vereinbarung eines konkreten Termins im nächsten Atemzug auf den folgenden Tag. Mir war bald klar, dass ich Nadim niemals dazu bringen würde, mir für

die Dauer eines Interviews seine Aufmerksamkeit zu schenken. Dennoch tauchte ich weiterhin in regelmäßigen Abständen in seinem kleinen Laden auf, wobei sich immer wieder dasselbe abspielte: Zunächst ließ mich Nadim eine Zeit lang warten, dabei beobachtete ich das Geschehen in seinem Geschäftslokal und davor, plauderte mit seinem Angestellten oder anderen Leuten, die eben grade da waren. Irgendwann versicherte mir Nadim schließlich routinemäßig, er würde mir gerne ein Interview geben, sprach mit mir über ein, zwei Themenbereiche, die er selbst in Bezug auf den 20^e für relevant hielt und die wir seiner Meinung nach im Interview dann wieder aufgreifen müssten, während er gleichzeitig dies und das erledigte, mir erklärte, wer die Leute waren, die vor seinem Laden vorbeigingen, welche wichtigen Termine er heute noch habe und mich allen möglichen Bekannten vorstellte, die gerade in Reichweite waren. Dann musste Nadim in der Regel plötzlich dringend weg und verschob ein weiteres Mal unsere Terminfindung auf den nächsten Tag. Einen Termin fanden wir nie, aber als ich schließlich meine Feldforschung beendete, hatte ich mit Nadim so viele informelle Gespräche geführt, dass ich eine ganze Menge darüber wusste, wie Nadim sich selbst, den 20^e und dessen Bewohner_innen, sowie die lokale Politik sieht, wie er hier arbeitet und netzwerkt und wie er zu Gentrification in Paris steht.

Aber nicht in allen Kontexten war es möglich, mich auf diese Art und Weise zumindest partiell in den Alltag der Menschen im 20^e zu involvieren – auch aufgrund meiner konkreten Situiertheit und Positionierung. So begann ich beispielsweise mit der Zeit, mich für einen bestimmten, recht verrufenen Wohnkomplex in meiner Nachbarschaft zu interessieren, über den mir unzählige Leute dieses und jenes erzählt hatten, ohne dass sie selbst je dort waren, oder auch nur jemanden kannten, der dort wohnte. Im Kontrast zu ihrem Ruf ist diese Wohnsiedlung zwar keineswegs grundsätzlich gefährlich – ein Ort, an dem ich mich einfach so aufhalten und ins alltägliche Geschehen involvieren konnte, ist sie allerdings auch nicht. Vor allem in Zusammenhang mit dem regen Drogenhandel dort gibt es hier durchaus ein gewisses Misstrauen gegenüber Personen von ‚Außen‘. In diesem Kontext musste ich einen anderen Weg finden, um Kontakt zu Bewohner_innen dieser Wohnsiedlung herzustellen. Das war schließlich über eine meiner Nachbar_innen möglich, die vor einigen Jahren an ein Amateurtheaterprojekt teilgenommen hatte, in das auch Manon involviert war, die selbst in eben dieser Wohnsiedlung wohnt. Über mehrere

Umwege konnte diese Nachbarin auch Kontakt zu Manon herstellen. Das Interview mit Manon und ihrem Ehemann Serge war der konkrete Anlass für meinen ersten Besuch in deren Wohnung. In weiterer Folge habe ich nicht nur Manon und Serge noch mehrere Male getroffen, sie verhalfen mir auch zu weiteren Kontakten in der Siedlung und schufen schließlich auch die Möglichkeit zumindest in einem beschränkten Maße Einblicke in Leben und Alltag an diesem Ort zu bekommen – beispielsweise im Rahmen eines gemeinsamen Besuchs im Kindergarten, der sich in der Mitte dieser Wohnsiedlung befindet.

War ‚Teilnehmende Beobachtung‘ einerseits von zentraler Bedeutung für meine Forschungsstrategie, so spielten Interviews somit in vielen Fällen eine ebenso wichtige Rolle, auch in dem Sinne, dass ich mit der Entscheidung für die eine oder andere Methode in konkreten Situationen jeweils flexibel auf verschiedene Rahmenbedingungen und unterschiedliche Kontexte reagieren konnte. Letztlich kann die Trennlinie zwischen ‚Teilnehmender Beobachtung‘ und Interviews als eine fließende charakterisiert werden, wie schließlich auch das nächste Unterkapitel zeigen wird, indem ich die konkrete Umsetzung der Interviews thematisieren und reflektieren möchte. Denn unter anderem auch der offene Charakter der geführten Interviews sowie ein besonders ausgeprägtes Element der Teilhabe im Fall der Interviews, die im Rahmen der Stadtpaziergänge durchgeführt wurden, verweisen in diese Richtung.

„Fieldwork on Foot“: Stadtpaziergänge und Interviews

„Du gehst. Hier gehst du viel. Also, wenn ich Lust habe, gehe ich runter nach *Ménilmontant* oder ich gehe nach *Jourdain* rauf. Es gibt immer etwas zu sehen, etwas zu tun. Voilà. Ich fühle mich frei,“ stellte Sophie (Interview 15) mir gegenüber fest. Und immer wieder haben auch andere Gesprächspartner_innen auf diese Wichtigkeit des Gehens in Zusammenhang mit Beschreibungen des Viertels verwiesen. Wege im Alltag, das Gehen als Möglichkeit soziale Kontakte zu pflegen, sowie das Gehen als Freizeitbeschäftigung spielen eine beträchtliche Rolle für die Beziehung vieler Bewohner_innen zu ihrer Nachbarschaft, deren Wahrnehmung, und damit für die Konstitution und Erfahrung urbanen Raumes. Ich selbst habe so angefangen, bin hierhergezogen und habe dieses Viertel zu-

nächst gehend erkundet. Vor diesem Hintergrund wurde ein beträchtlicher Teil des hier präsentierten und analysierten empirischen Materials im Rahmen von Stadtpaziergängen in Zusammenhang mit semistrukturierten Interviews generiert.

Das gemeinsame Gehen mit Bewohner_innen kann als aufeinander abgestimmte Bewegung betrachtet werden, die als Form der Partizipation eine Möglichkeit darstellt, verkörpertes Wissen zu produzieren. Auch Jo Lee und Tim Ingold (2006) unterstreichen mit ihrem Konzept von „Fieldwork on Foot“ ein Verständnis des Gehens als zentraler Teil unserer Alltagspraxis, und betonen sein besonderes Potential als Feldforschungsmethode. An die Stelle der klassischen Gesprächssituation als Konfrontation von Angesicht zu Angesicht tritt eine kommunikative Situation, die in eine gemeinsame Aktivität eingebettet ist: „heading the same way, sharing the same vistas“ (ebd.: 67) Aus dem Mitgehen, Mitschauen und Mittun resultiert laut Lee und Ingold die spezifische soziale Qualität des Gehens als Forschungsmethode. Denn die gemeinsame Bewegung, der gemeinsame Rhythmus und das geteilte Blickfeld haben das Potential eine besondere Nähe und Verbindung der gemeinsam Gehenden herzustellen. In Abgrenzung von Geertz' Bild des „reading over their shoulder“ betrachten sie das Gehen schließlich als Möglichkeit einer ethnographischen Perspektive, die buchstäblich am Boden bleibt: „We show how the ‚webs of significance‘ in which people are undoubtedly caught up are comprised of trails that are trodden on the ground, not spun in the symbolic ether, as people make their way about.“ (ebd.: 83) Das gemeinsame Gehen, das gemeinsame Betrachten und Erfahren urbanen Raums mit Bewohner_innen des 20. Arrondissements stellte dementsprechend einen Versuch dar, jene Bedeutungen zu verstehen, die in den Prozess der Konstitution von Raum im Rahmen alltäglicher Praktiken und Interaktionen eingeschrieben werden.

Die gemeinsamen Spaziergänge bzw. die dabei geführten Interviews begannen immer mit einer sehr offenen, eher unstrukturierten Phase. Meinen Interviewpartner_innen habe ich zu Beginn immer mitgeteilt, dass ich mich für ihre Beziehung zum Viertel interessiere. Meine Bitte, mir Orte zu zeigen, die für die jeweilige Person von Bedeutung sind und mir ihre Verbindung zu eben diesen zu erklären, war der Ausgangspunkt der einzelnen Spaziergänge. Im Laufe der Interviews habe ich dann auf flexible Weise die konkreten Fragen aus meinem Leitfaden in das Gespräch eingebracht. Meist folgte eine strukturier-

tere Phase, indem in einem Café noch nicht angesprochene Fragen aus dem Leitfaden gestellt wurden, bevor die Gespräche wieder in einen informelleren Dialog mündeten. Die Wahl dieser Methode hat sich in vielfacher Hinsicht als vorteilhaft erwiesen; u.a. weil sie einen hohen Grad an Konkretion und Anschaulichkeit ermöglicht, indem die Orte, auf welche in Interviews Bezug genommen wird, unmittelbar „erfahrbar“ sind.

Gleichzeitig muss allerdings auch angemerkt werden, dass diese Interviewform nicht für alle Personengruppen gleichermaßen geeignet ist. Denn Mobilität ist keine gleichmäßig verteilte Ressource. Beispielsweise ältere Personen oder auch Frauen mit Kindern haben in der Regel aus praktischen Gründen ein Interview zu Hause bevorzugt. Manche Interviewpartner_innen wollten außerdem schlicht und einfach nicht im Gehen mit mir sprechen oder fühlten sich vom gleichzeitigen Gehen und Reden überfordert. Ein Teil der qualitativen Interviews wurde deshalb in „klassischen“ Interviewsituationen bei den Interviewten zu Hause oder in Cafés durchgeführt. Die Leitfäden wurden dabei nur leicht verändert, thematisch waren die Interviews gleich ausgerichtet. Aufgrund der grundsätzlich anderen Interviewsituation sind diese Interviews aber durchaus anders verlaufen: Sie waren von Anfang an strukturierter als die im Rahmen von Spaziergängen geführten Interviews. Dass es sich um eine Interviewsituation handelt, war meist präsenter und offensichtlicher. Allerdings boten diese Interviews in vielen Fällen die Möglichkeit stärker auf einzelne Orte und ihr Verhältnis zu ihrer unmittelbaren Umgebung einzugehen, statt die Nachbarschaft in ihren vielseitigen Facetten zu durchstreifen. Diese Form des Interviews hatte somit vor allem in einer späteren Phase der Feldforschung den Vorteil, einzelne Orte, die sich im Rahmen von Spaziergängen als emblematisch herauskristallisiert haben, im Detail zu thematisieren und nach dem Selbstverständnis von Bewohner_innen dieser Orte sowie ihrer Beziehung zu ihrem unmittelbaren Umfeld, zu fragen.

Einfluss und Rolle(n) als Feldforscherin

Waren meine Teilnahme an verschiedenen sozialen Ereignissen und Situationen in der Nachbarschaft, Interaktionen im Alltag sowie Interviews und Stadtspaziergänge jeweils spezifische Möglichkeiten an der Konstruktion von Bedeutung und Raum in ihren vielfältigen Facetten teilzuhaben, so ist allerdings auch festzuhalten, dass meine Anwesen-

heit und mein Forschungsinteresse durchaus Einfluss auf eben diese Situationen und Konstruktionsprozesse hatten. Dass ich mich in Zusammenhang mit einem Forschungsprojekt dafür interessierte, wie unterschiedliche Bewohner_innen den 20^e und dessen Veränderungen sehen, habe ich immer offen deklariert. Mit der Zeit kannten mich Viele folglich als diejenige, die über den 20^e forscht. Und dementsprechend sprach man mit mir auch über den 20^e – nicht nur in Interviews. Im Allgemeinen gaben mir das Engagement und Interesse, mit dem verschiedene Gesprächspartner_innen in der Regel auf die Deklaration meines Forschungsinteresses reagiert haben und die Art und Weise, wie sie über ihr Viertel oder bestimmte Orte im Viertel sprachen, durchaus Grund zu der Annahme, dass diese Themen und Fragen meinen Gesprächspartner_innen zum einen wichtig und relevant erschienen, zum anderen vertraut waren. Denn im Gespräch mit mir bzw. mit anderen Bewohner_innen und Akteur_innen schlossen sie häufig an bereits zuvor geführte Debatten an. Daraus schloss ich, dass es durchaus einen allgemeinen diesbezüglichen, lokalen Diskurs gab und gibt.

Die Beziehungen, die schließlich im Laufe meiner Feldforschung entstanden sind, waren und sind im Grunde so unterschiedlich, wie die verschiedenen involvierten Menschen: Habe ich mich mit manchen Personen durchaus auch angefreundet und bin bis heute in Kontakt mit ihnen geblieben, so war mein Verhältnis zu anderen Involvierten zwar durchaus freundlich, aber eindeutig distanzierter. Einige Aspekte waren allerdings in der Mehrheit meiner Kontakte zu Bewohner_innen des 20^e von Bedeutung: In einem Stadtteil, „in dem jeder irgendwo herkommt“, wie mir immer wieder gesagt wurde, schien zunächst weder die Tatsache, dass ich keine Pariserin bin, mein österreichischer Akzent oder mein durchaus nicht astreines Französisch die Menschen sonderlich zu überraschen. Dass auch ich eine Nachbarin war, weil ich selbst im Viertel wohnte, schien mich durchaus zu einer zu machen, die dazugehört. Wie ich selbst das Viertel sehe und erlebe, war auch immer wieder Thema in Gesprächen. Und dennoch, war im Endeffekt für mein Verhältnis zu den Menschen, mit denen ich sprach, von Bedeutung, dass ich „neu“ hier war: Alle meine Gesprächspartner_innen, außer einer jungen Künstlerin, die gerade erst in den 20^e gezogen war, nahmen mir gegenüber nämlich durchaus die Rolle von Expert_innen für ihre Nachbarschaft ein, die ihr Wissen und ihre Erfahrung mit jemanden teilen, der noch nicht die Gelegenheit hatte, sich diesen Ort im selben Ausmaß „anzueignen“. Sie zeigten und erklärten mir die Nachbarschaft aus ihrer Perspektive. Diese Quali-

tät meines Verhältnisses zu Gesprächs- und Interviewpartner_innen wurden in vielen Fällen außerdem noch dadurch verstärkt, dass ein großer Teil meiner Gesprächs- und Interviewpartner_innen älter waren als ich. Und auch anknüpfend an das positive Bild vom 20^e als historische ‚terre d’accueil‘ – als Ort, wo Migrant_innen ihr erstes Pariser Zuhause finden – genossen diese oftmals voller Stolz ihre Rolle als diejenigen, die mir Türen und Tore in lokale Lebenswelten öffneten.

Andererseits war ich nicht nur auf einseitige Weise als Fragende und Forschende in Gespräche, Interaktionen und Beziehungen mit verschiedenen Bewohner_innen des 20^e involviert. Vielmehr wurde auch ich umgekehrt mit unterschiedlichsten Fragen konfrontiert: Die Menschen interessierten sich nicht nur für meine eigene Geschichte und meine Erfahrungen mit der Nachbarschaft, sondern auch für meine persönliche Einschätzung der aktuellen Transformationen, meine Meinungen und Positionen, sowie auch dafür, was andere Bewohner_innen mir diesbezüglich erzählten. Immer wieder wurde ich auch danach gefragt, wie ich vor dem Hintergrund meiner Forschungsarbeit die Zukunft des 20^e und seiner Bewohner_innen einschätzen würde. Gerade in Zusammenhang mit dem Thema der aktuellen Transformationen des Stadtteils, das in beträchtlichem Ausmaß emotional sowie politisch aufgeladen und umstritten ist, stellte dies für mich durchaus eine Herausforderung dar. Erschien es mir wichtig auf diese Fragen ehrlich und engagiert zu antworten, so habe ich zugleich versucht in diesen Zusammenhängen auch immer wieder selbstreflexiv auf die Grenzen meiner eigenen Perspektive und meines Wissens zu verweisen, daraus neue Fragen zu formulieren und folglich Gespräche oder Interviews für weitere Überlegungen oder auch Widersprüche meiner Gesprächs- und Interviewpartner_innen offen zu halten.

Im Allgemeinen habe ich in diesem Sinne auch durchwegs versucht, mit Begriffen wie ‚Boboisierung‘, ‚Verbürgerlichung‘ oder auch ‚Gentrification‘ umsichtig umzugehen, um Gespräche und Interviews nicht von vornherein stark einzuengen oder in eine bestimmte Richtung zu lenken. Als Konzepte, die auch in medialen, politischen sowie wissenschaftlichen Diskursen über aktuelle Transformationsprozesse in Paris immer wieder evoziert werden und die zugleich mit einer tendenziell normativen Schlagseite oder auch negativen Konnotationen verknüpft sind, konnte und wollte ich diese keineswegs außen vor

lassen – schließlich wurden sie durchaus häufig von verschiedenen Gesprächs- und Interviewpartner_innen selbst verwendet, zur Diskussion gestellt oder aber auch kritisiert und in Frage gestellt. Unter anderem aufgrund der potenziell unscharfen und multiplen Bedeutungen dieser Begriffe, habe ich jedoch Wert darauf gelegt, solche Begriffe ebenso wie die damit bezeichneten ‚sozialen Phänomene‘ nicht unhinterfragt im Raum stehen zu lassen.

Vom ‚Feld‘ zum Text: Überlegungen zu Interpretation und Repräsentation

Die Frage nach dem Umgang mit dem Datenmaterial, das ich im Zuge der Feldforschung zusammengetragen habe, hat sich für mich nicht erst gestellt, als ich im Herbst 2010 Paris verlassen habe. Denn wie bereits angedeutet, habe ich mich im Sinne eines Verständnisses ethnographischer Forschung als reflexive Praxis (vgl. Davies 1999: 193) von Beginn an kontinuierlich mit bereits gesammeltem Material auseinandergesetzt, Interviewleitfäden vor diesem Hintergrund immer wieder überarbeitet, erste Interpretationen formuliert und diese mit der Zeit erweitert, modifiziert oder auch wieder verworfen – unter anderem indem ich entsprechende reflexive Elemente in Gespräche und Interviews mit Bewohner_innen eingebaut habe. Bereits im ‚Feld‘ habe ich dementsprechend auch begonnen ein Kategoriensystem zu erarbeiten und schrittweise zu verfeinern, mit dessen Hilfe ich schließlich nach der Feldforschung den gesamten Materialkorpus einer relativ formalisierten Analyse unterzogen habe.

Gerade an der Schnittstelle von empirischem Material und Text, also in Zusammenhang mit Fragen der Interpretation und Analyse sowie der Repräsentation, werden über die Darstellung konkreter Strategien, Mechanismen und Vorgangsweisen aber auch methodologische Grundsatzfragen virulent: von Fragen nach dem Verhältnis von empirischen Material und theoretischen Perspektiven, über jene nach der Repräsentation von Subjekten im Spannungsfeld von Handlung und Strukturen, bis zur Frage nach Objektivität und der Situiertheit von Wissen im ethnographischen Prozess. In diesem Sinne beschließe ich dieses Kapitel mit diesbezüglichen Reflexionen – einerseits in Bezug darauf, wie ich auf Basis einer beträchtlichen Menge ethnographischen Materials zu einem aus relativ kohärenten Geschichten, Bildern, Zusammenhängen und Argumenten bestehenden Text ge-

kommen bin. Andererseits waren diese Fragen im Grunde für den gesamten Forschungsprozess von Bedeutung und betreffen mein grundlegendes Verständnis von ethnographischer Forschung.¹²

Zum Verhältnis von empirischem Material und theoretischen Perspektiven

Bei der relativ formalisierten Auswertung der vollständig transkribierten Interviews sowie meiner Feldnotizen, mit der ich nach dem Verlassen des ‚Feldes‘ begonnen habe, habe ich Aufzeichnungen und Interviewstellen zunächst systematisch kategorisiert, wobei ich mit einem Kategorienset gearbeitet habe, das ich eben bereits im Laufe der Feldforschung Schritt für Schritt entwickelt, erweitert und verfeinert hatte. Dabei ist dieses System an Kategorien im Zuge eines Prozesses entstanden, in dem ich mich immer wieder zwischen dem ethnographischen Material und einem zunehmend ausgeklügelten Set theoretischer Kategorien hin und her bewegt habe. (Vgl. Davies 1999: 198) Diese Vorgangsweise beruht auf einem Verständnis von sozialwissenschaftlicher Forschung, die sich als ‚grounded theory‘ konstituiert – wobei ich mich jedoch vom häufig herangezogenen Modell von Glaser und Strauss (1967) abgrenzen möchte, weil dieses auf eine rein induktive Vorgangsweise pocht und sich dabei auf die Annahme stützt, wir könnten von zunächst theoretisch neutralen Positionen aus der Welt gegenüber treten. (Vgl. Davies 1999: 198) ‚Grounded Theory‘ soll hier vielmehr im Sinne von John Comaroff (2010: 532) folgendermaßen aufgefasst werden: „an imaginative counterpoint between the inductive and the deductive, the concrete and the concept, ethnographic observation and critical ideation [...]“. Die Möglichkeit Ethnographie und Theorie in ihrer Verstrickung zu denken, ist auch eine der Implikationen von George Marcus’ Vorstellung von einer

¹² Erwachsen diese Fragen einerseits aus den praktischen Herausforderungen einer anthropologischen Praxis, des Interpretations- und Schreibprozesses, so sind sie andererseits nicht zuletzt auch durch die umfassende (Selbst-) Kritik der Anthropologie als Halbschwester des Kolonialismus, als ethno- und androzentrische Wissenschaft – als „Western Science of man“ (Trinh 1989: 55) geprägt, die seit den 1970er-Jahren nicht nur das historische Selbstbild der Disziplin umgewälzt, sondern auch eine Welle epistemologischen und methodologischen Zweifels losgetreten hat. Die Definition des Forschungsgegenstandes der Anthropologie als das ‚außereuropäische, exotische Fremde‘ wurde ebenso radikal in Frage gestellt (vgl. Comaroff 2010: 526) wie die logozentrischen, objektivistischen Tendenzen klassischer anthropologischer Modelle und Narrative. (Vgl. Comaroff und Comaroff 1991: 13f.) Eine ganze Reihe scheinbarer Selbstverständlichkeiten, etablierter Annahmen und mächtiger Paradigmen wurde ins Wanken gebracht oder gar vom Sockel gestoßen. Die folgenden methodologischen Überlegungen zeichnen unter anderem eben auch den Versuch nach, diese methodologischen Verunsicherungen in eine produktive Reflexion umzumünzen. In diesem Sinne orientiere ich mich im Folgenden an konkreten konstruktiven Reaktionen auf die ‚Krise der Anthropologie‘, an solchen die – wie John und Jean Comaroff (1992: x) es formulieren – aus der Notwendigkeit eine Tugend machen und sich mit den analytischen und methodologischen Fragen konfrontieren, vor die uns der Versuch einer Ethnographie (in) einer veränderten und sich verändernden Welt stellt.

ethnographischen Praxis als offener Design-Prozess. Im Zuge dieses Prozesses wird der Fokus der theoretisch reflektierenden Forschenden durchwegs auf das empirische Material gelenkt und bleibt diesem auf Schritt und Tritt eng verbunden. (Vgl. Marcus 2009: 28) Diese Perspektive kann mit Paul Willis' (2000) Konzept der „ethnographic imagination“ zusammengefasst werden: Er pocht auf die ethnographische Verankerung sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion und verweist gleichzeitig darauf, dass diese auch auf eine eng mit dem empirischen Material verwachsene, kreative, theoretische Reflexion („theoretical imagination“) angewiesen sei. „Ethnography is the eye of the needle through which imagination must pass“, fasst Willis (2000: iix) zusammen.

Das Kategorienset, mit dem ich bei der Auswertung des ethnographischen Materials gearbeitet habe, umfasst in diesem Sinne einerseits Kategorien und Begriffe, die primär von Gesprächs- und Interviewpartner_innen eingebracht wurden; während andere Codes primär durch meine kontinuierliche wissenschaftliche Lektüre und theoretischen Auseinandersetzung inspiriert waren. Zwischen theoretischen Codes und solchen, die sich vor allem aus der Perspektive von Forschungssubjekten speisten, kann letztlich aber keine eindeutige Trennlinie gezogen werden. Ziehen wir den Begriff „Gentrification“ heran, so hat bereits die Einleitung dieser Arbeit illustriert, dass lokale Raumkonstruktionen, politische Debatten und diesbezügliche theoretische Diskurse einander durchaus überlappen und somit keineswegs isolierte, hermetisch voneinander abgeschottete Bereiche darstellen. Und folglich war ‚Gentrification‘ als theoretisches Konzept, das bestimmte urbane Transformationen bezeichnet, einerseits von Anfang an zentral für meine Perspektive auf das Forschungsfeld, andererseits habe ich diese Kategorie ausgehend davon, wie verschiedene Bewohner_innen über diese Veränderungsprozesse sprechen, in zunehmend nuancierte Unterkategorien aufgeteilt, zum Beispiel weil es galt zwischen einem Verständnis von Gentrification als Verdrängung und Gentrification als Aufwertung zu unterscheiden (siehe auch Kapitel 5 und 7). Andere Kategorien hingegen haben sich erst im Laufe der Zeit aus dem empirischen Material ‚herausgeschält‘ und ihre zentrale Bedeutung habe ich erst im Zuge des Forschungsprozess erkannt – so beispielsweise im Fall der Anwendung von Naturmetaphern zur Beschreibung des Stadtteils oder des Bildes vom Dorf in der Großstadt. Auch die Wichtigkeit des Konzeptes der ‚*mixité sociale*‘ als Schlüsselkategorie in den Diskursen verschiedener Bewohner_innen und deren spezifi-

sche Konnotationen in Zusammenhang mit aktuellen und historischen Diskursen in Frankreich ist mir erst im Zuge der Feldforschung bewusst geworden.

Das so erarbeitete Set an Kategorien diente mir sowohl als Werkzeuge zur Organisation von Interviews und Feldnotizen als auch zu ihrer Reflexion und Interpretation. Jener Analyseschritt schließlich, der ausschlaggebend dafür ist, dass dieses System aus Codes und Kategorien nicht nur ein Hilfsmittel zur Verwaltung von Daten darstellte, bestand darin, Beziehungen zwischen den kategorisierten Daten herauszuarbeiten. Um bei dem Beispiel der bereits evozierten Kategorien ‚Gentrification‘ und ‚*mixité sociale*‘ zu bleiben, habe ich folglich unter anderem aufgezeigt, wie bestimmte Perspektiven und Praktiken bezüglich Gentrification mit spezifischen Bewertungen von und Positionen bezüglich sozialer Vermischung verstrickt sind.

Was ich also versuche, in dieser Arbeit zu re-konstruieren, ist ein andauernder Dialog zwischen (1) der Vielfalt empirischer Daten, die spezifische Blicke auf konkrete Lebenswelten einer Reihe sehr unterschiedlicher Bewohner_innen des 20. Pariser Arrondissements ermöglichen und (2) theoretischen Perspektiven, mit Hilfe derer, individuelle Diskurse und Praktiken als soziale Zusammenhänge reflektierbar werden. Diese Verknüpfung von Theorie und Empirie, ihre Synthese als „ethnographic imagination“ soll allerdings nicht dazu dienen, einem neo-positivistischen Impetus und seinem Streben nach kausalen Gesetzen und Erklärungen durch die Hintertür wieder Eingang zu gewähren. In diesem Sinne stellt Willis (2000: xii) fest: „[...] these concepts which I throw at the data are not about scientifically understanding how human atoms respond to general laws.“ Vielmehr sollen dabei Annäherungen an Dialektiken von Ordnung und Unordnung, von Konsens und Widerspruch ermöglicht werden (vgl. Comaroff und Comaroff: 1991: 18), Annäherungen, die sich ihrer eigenen Unabgeschlossenheit und Begrenztheit nicht nur bewusst sind, sondern diese als positive Norm der Praxis, als „theorem of practice“ (Marcus 2009: 28) reflektieren¹³. (Vgl. ebd.: 28f.; Marcus 1994: 391)

¹³ Offen bleibt hier die Frage, inwiefern sich dieses „Unabgeschlossenheit“ auf eine Vorstellung von abgeschlossener Ganzheit bezieht. Trinh (1992: 156) beispielsweise verweist auf dieses Spannungsfeld, wenn sie zwei Verständnisse des Fragmentarischen unterscheidet: Sie problematisiert eine Vorstellung vom Fragmentarischen als Gegenteil eines Ganzen und verweist gleichzeitig auf ein Fragmentarisches, das nicht in einer Totalität aufgeht. Marcus (2009: 28f) entzieht sich dieser Problematik, indem er überhaupt davon Abstand nimmt, die „Norm der Unabgeschlossenheit“, in Bezug auf ein unbekanntes, vage erfasstes größeres Ganzes bzw. „the general future unknown“ (ebd.: 28) zu definieren. Vielmehr versteht er diese Unabgeschlossenheit in Bezug auf ein imaginiertes Potenzial des ethnographischen Prozes-

Des Weiteren soll sich die dialektische Verknüpfung von Theorie und Empirie dann auch als Versuch entfalten, weder souveräne Akteur_innen noch erstickende Strukturen zu privilegieren. Dabei stütze ich mich auf eine Sichtweise des Sozialen als Prozess, als „activity that, because it is always a product of complex experience and contradictory conditions, simultaneously reproduces and transforms the world“ (Comaroff und Comaroff 1992: 37f.) Individuelles Handeln findet im Rahmen sozialer Zusammenhänge, Diskurse, Normen, Werte und Machtverhältnisse statt und erlangt darin Bedeutung, kann aber nicht auf diese reduziert werden. Genauso wenig können strukturelle Faktoren schlicht als Summe individueller Handlungen erklärt werden. Ihr endloses Zusammen- und Auseinanderlaufen produziert komplexe Gefüge von Diskursen und Praktiken, von Bedeutung und Macht. (Vgl. ebd.: 36ff.)

Weder als Repräsentant_innen klar voneinander unterscheidbarer kultureller und sozialer Monolithe, die miteinander im Kontext der Gentrification kollidieren, noch als autonome Akteur_innen oder Strateg_innen sollen die Menschen, um die es in dieser Arbeit geht, betrachtet werden. Wo konkrete Personen im Text vorkommen bzw. zitiert werden, habe ich mich deshalb bemüht einen Mittelweg zu finden, der einerseits die Anonymität aller Involvierten gewährleistet, und andererseits durchaus deren konkrete Positionen und Kontexte bis zu einem gewissen Grad nachvollziehbar macht, damit aus Subjekten keine form- und farblosen Schemen werden. Ihre heterogenen und oft widersprüchlichen Handlungen und Perspektiven sind in multipler Weise mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen und komplexen lokalen Transformationsprozessen verstrickt, formieren sich in ihrem Kontext, während sie Machtverhältnisse hier reproduzieren und andernorts in Frage stellen. Konsequenz ist ein soziales Gefüge, das folgendermaßen charakterisiert werden

ses selbst. Ethnographisches Wissen bleibt so gesehen immer partiell in Bezug auf unsere partiellen Aussagen bezüglich unserer partiellen ethnographischen Praxis. Novy (2005: 27f) hingegen verweist im Rahmen der *Interpretativen Sozialforschung* auf die Vorläufigkeit jeglicher Erkenntnis, indem er durchaus auf ein „Ganzes“ Bezug nimmt. Dieses Ganze stelle jedoch „kein harmonisches System, das einer inneren Logik folgt“ (ebd.: 27) dar. Er geht vielmehr von einer „Totalität als widersprüchliches Ganzes“ aus, das sich aus Teilen zusammensetzt[.] doch mehr ist als die Summe dieser Teile“ (ebd.: 28) und dabei permanenten Veränderungen unterworfen ist. Die hier beispielhaft angesprochenen methodologischen Positionierungen unterscheiden sich in beachtlicher Weise voneinander, ihre unterschiedlichen epistemologischen Grundannahmen sollen also nicht unter den Tisch gekehrt werden. Ausschlaggebend erscheint mir im Rahmen der ohnehin vagen methodologischen Positionierung, die im Rahmen dieser Arbeit möglich ist, allerdings, der Aspekt, der sie miteinander verbindet: die Schlussfolgerung, dass sowohl Vorstellungen bruchloser Ganzheiten als analytisches Konzept als auch diesbezüglich holistische Wissensansprüche zu problematisieren sind. Eine elaborierte Perspektive auf die Problematik von Integration und Fragmentierung im Kontext anthropologischer Diskurse bietet z.B. Strathern (1991) vor dem Hintergrund chaostheoretischer Überlegungen.

kann: „open to multiple constructions and contest, yet never entirely free of order – or the reality of power and constraint.“ (ebd.: xi)

Situiertes Wissen und Reflexivität

Geht es um den Umgang mit Daten und Fragen der Interpretation ist letztlich auch zu erwähnen, dass ich – unter anderem inspiriert durch die immer wieder kehrende Frage von Gesprächs- und Interviewpartner_innen, was mir andere über den 20^e erzählt haben – mit der Zeit begonnen habe, reflexive Phasen in Interviews und Gespräche mit Bewohner_innen einzubauen, indem ich Perspektiven und Aussagen aus anderen Kontexten (immer unter Wahrung der Anonymität anderer Interviewpartner_innen) sowie teils auch meine diesbezüglichen Interpretationen zur Debatte stellte. Mit einer Person, mit der bereits im Rahmen eines Stadtspazierganges gearbeitet hatte und die selbst ein sozialwissenschaftliches Studium absolviert hatte, führte ich schließlich ein ganzes Interview ausgehend von Interviewpassagen aus meiner Feldforschung, die diese zunächst interpretiert hat, bevor wir diese Interpretationen schließlich auch miteinander diskutiert haben. Diese reflexiven Elemente haben jeweils wiederum neues Material hervorgebracht, das es als subjektive und situativ geprägte Sichtweisen zu reflektieren und interpretieren galt. Gleichzeitig verwiesen sie mich auch kontinuierlich auf die Situietheit meiner eigenen Sichtweisen und Interpretationen.

Anstatt Subjekte, was sie sagen und tun, als soziale Fakten und Gesetzmäßigkeiten zu erklären, erzähle ich hier ‚meine Geschichte über ihre Geschichten‘. (Vgl. Willis 2000: xii) Ethnographisches Wissen ist aus dieser Perspektive nicht trennbar von seinen Produzent_innen, deren Situietheit sowie den Bedingungen der Produktion dieses Wissens. (Vgl. Comaroff und Comaroff 1992: 8f.; Davies 1999: 5) Auch meine Wahrnehmungen, Beschreibungen und Theoretisierungen sind und bleiben dementsprechend limitiert und vorläufig – historisch und sozial situierte rhetorische Kunstgriffe angesichts der fluiden Mannigfaltigkeit und Widersprüchlichkeiten, mit denen ich zu tun habe. „No engineer can ever render the finger pointing to the moon so transparent as to turn it into the moon itself.“, schreibt Trinh (1989: 64). Aufgrund der Unmöglichkeit unmittelbarer und neutraler Repräsentation gänzlich auf Repräsentationen sozialer und kultureller Dynamiken

zu verzichten, liefe allerdings lediglich darauf hinaus, einem naiven Realismus das Feld zu überlassen. (Vgl. Comaroff und Comaroff 1992: 9) Der Versuch, etwas über die Welt zu sagen, erübrigt sich nicht, er wird jedoch beträchtlich komplexer.

Die umfangreichen Debatten, die in den Sozialwissenschaften seit den 1980er Jahren rund um Reflexivität geführt werden, sind u. a. Element dieser zunehmenden Komplexität. Unterschiedliche „ideologies of reflexivity“ (Marcus 1994) sind dabei eng mit verschiedenen Vorstellungen von Objektivität verknüpft. (Vgl. Davies 1999: 4) Donna Haraway (1988) setzt der positivistischen Phantasie von der Objektivität transzendenter Erkenntnisse durch vom Forschungsobjekt losgelöste Subjekte mit dem Konzept ‚situier-ten Wissens‘ eine in feministischen Diskursen verankerte Vorstellung von Objektivität entgegen, die ihr Potential aus explizit limitierten, Perspektiven schöpft.¹⁴ (Vgl. Strathern 1991: 31f.; Marcus 1994: 401f.) „The only way to find a larger vision is to be somewhere in particular“, stellt Haraway (1988: 590) fest. Wissen reflektiert folglich unweigerlich unsere Lokalisierung (historisch, national, generationsbezogen) sowie unsere Positionierung im Kontext multipler Machtverhältnisse, die sich entlang mächtiger Differenzachsen wie Gender, Klasse, Sexualität, Ethnizität, ‚race‘, Alter etc. manifestieren. (Vgl. Wolf 1996: 14)

Haraways Konzept ‚situier-ten Wissens‘ verstehe ich als Basis einer reflexiven Praxis, in der die explizite Positionierung und Lokalisierung der eigenen Perspektiven (anstelle universeller Ansprüche) zur Bedingung von Wissensansprüchen wird. Reflexivität wird damit zu einer konstruktiven Strategie kritischer Forschungs- und Repräsentationspraktiken, die einen Spagat vollführen: zwischen einem fundamentalen Bewusstsein für die eigenen Positionierungen und Limitierungen einerseits und andererseits dem Versuch sinnvolles Wissen über ‚Realitäten‘ zu produzieren, an denen wir teilhaben, die aber dennoch über uns selbst hinausgehen. Problematisch ist aus dieser Sicht nicht die Situ-

¹⁴ Haraway (1988: 575ff.) entwickelt das Konzept von situiertem, verkörpertem Wissen in Zusammenhang mit dem Versuch der Auflösung einer Dichotomie, die feministische epistemologische Debatten prägt: radikal konstruktivistische Argumente auf der einen Seite, auf eine feministische Version von Objektivität pochende Perspektiven auf der anderen Seite. Ihre Doktrin einer ‚brauchbaren, aber nicht unschuldigen‘ Objektivität zielt auf die Verbindung beider Pole ab, wie Strathern (1991: 31) zusammenfassend feststellt: „both an account of radical historical contingency for all claims of knowledge, **and** a (proportionate) commitment to truthful, faithful accounts of the world.“ Partielles, lokalisierbares, kritisches Wissen wird als Alternative zu Universalismus als auch Relativismus vorgeschlagen. (Vgl. Haraway 1988: 584) Eine darauf basierende Form der Reflexivität kann dann eben auch der nihilistischen Spirale endloser Selbstreferenz entgehen, wie sie Davies (1999: 10ff.) angesichts radikaler postmoderner Kritiker_innen befürchtet.

iertheit unseres Wissens, sondern vielmehr eine Pose der transzendenten Distanziertheit und Objektivität. In diesem Sinne postuliert Haraway (1988: 589): „Only the god trick is forbidden.“

Die Frage nach meiner eigenen Position in einem komplexen Gefüge von Menschen und Orten, Verbindungen und Brüchen hat mich in meiner Arbeit von Anfang an begleitet. Die Geschichten und Reflexionen, aus denen dieser Text besteht, thematisieren deshalb auch meine eigenen Positionen und Perspektiven, von denen ausgehend ich versucht habe, etwas über diesen Teil von Paris und seine Bewohner_innen herauszufinden, zu erzählen, darzustellen. Somit verstehe ich meine eigene Positionierung als Teil jenes ‚Feldes‘, mit dem ich mich auseinandersetze, eingewoben in seine Strukturen und Muster. Das Ausloten ihrer Limitierungen und Potentiale wird zu einem Element des ethnographischen Prozesses. Die daraus abgeleitete Reflexivität verstehe ich jedoch keineswegs als ausschließlich selbstbezogene Reflexion, weil sie auch auf den kollaborativen Charakter meiner Aktivitäten ausgedehnt werden muss. Dass ich selbst als Forschende, Fragende, Beobachtende und Handelnde durchaus an der Konstruktion der von mir festgehaltenen, selektierten und interpretierten Geschichten und Handlungen beteiligt war, ist lediglich die eine Seite der Medaille. Nur wer davon ausgeht, dass Forschende und ‚Beforschte‘ gewissermaßen auf unterschiedlichen Seiten einer klaren Grenze stehen, kann Feldforschung als individuelles Unternehmen einsamer Wölfe stilisieren. Was ich auf den folgenden Seiten nachzeichne, sind aber die Konturen eines kollektiven Prozesses.¹⁵ Die Fragen, die ich hier stelle, sind in vielen Fällen inspiriert durch Fragen, die meine Gesprächspartner_innen sich selbst und mir gestellt haben. Meine eigenen Interpretationen sind zutiefst mit den vielfältigen Interpretationen jener Menschen verbunden, mit denen ich in Paris gesprochen, gegessen, getrunken habe und mit denen ich spaziert bin – wenn auch immer wieder durch einen Schritt der kritischen Distanzierung.¹⁶ In Zusammenhang mit einem Verständnis des ethnographischen Prozesses als komplexe, kollektive Praxis wird Reflexivität über ihre selbstreferentielle Dimension hinaus zu einer

¹⁵ Damit sollen keine romantisierten Eindrücke erzeugt werden, von Feldforschung als simpel und harmonisch oder einem grundsätzlich egalitären, unproblematischen und „authentischen“ Verhältnis zu den Menschen, mit denen ich gearbeitet habe. Ebenso wenig soll meine Verantwortung für die folgenden Seiten geschmälert werden. Es geht vielmehr darum, den Mythos von der/des isolierten Feldforscher_in zu brechen und, wie Marcus (2009: 29ff.) vorschlägt, und somit den kollektiven Charakter des ethnographischen Prozesses explizit zu machen.

¹⁶ Wie Marcus (2009: 30) bemerkt, mag diese Perspektive als „latter-day threat of ‚going native[...]‘“ (miss-)verstanden werden – ein Argument, dem ein Verständnis des ethnographischen Prozesses als Dialektik von Beteiligung und Abgrenzung entgegengehalten werden kann. (Vgl. Davies 1999: 5)

Auseinandersetzung mit dieser Dialektik der Verstrickung und Distanzierung angesichts der heterogenen Interpretationen und Bewertungen aller am Forschungsprozess Beteiligten.

Die hier gestreiften methodologischen Aspekte versuchen Ethnographie – sowohl als Prozess der Feldforschung als auch der Analyse und Verschriftlichung – als offene hermeneutische Praxis zu denken. Eine Praxis, die aus „partial connections“ (Strathern 1991) erwächst – im Sinne des vorläufigen und situierten Wissens, das aus konkreten Erfahrungen und Beziehungen im komplexen urbanen Forschungsfeld und deren theoretischer Reflexion erwächst. Aber weder die Einsicht, dass die situierten Perspektiven ‚Anderer‘ essentielle Voraussetzung meiner eigenen Reflexionen sind, noch die Problematisierung anderer hier angesprochener methodologischer Aspekte hebeln letztlich ein grundlegendes Ungleichgewicht aus: Ich eigne mir die Erfahrungen ‚Anderer‘ zu Zwecken an, die sich meist nicht mit ihren eigenen decken. Dieses ethische Dilemma kann hier nicht aufgelöst werden. Eine respektvolle Anerkennung der aktiven Rolle aller Beteiligten und eine demütige Einschätzung meiner eigenen Arbeit erscheinen mir dennoch relevant. Deshalb möchte ich diese methodologischen Reflexionen, mit einem Satz des französischen Soziologen Olivier Schwartz (1990: 57) schließen. Er stellt in Bezug auf jene Bewohner_innen einer *Cité* in Nordfrankreich, über deren Privatleben er ethnographisch schreibt, fest: „Je ne sais pas si ce livre sera en quelque façon leur bien. Ce que je sais, c’est qu’il est leur oeuvre.“¹⁷

¹⁷ Eigene Übersetzung: „Ich weiß nicht, ob dieses Buch in irgendeiner Art und Weise ihnen gehören wird. Was ich weiß ist, dass es ihr Werk ist.“

Urbaner Raum – historische Betrachtungen und theoretische Überlegungen

Sowohl in der Anthropologie als auch in der Soziologie wurde und wird Raum häufig nur implizit und als natürlich gegebenes materielles Objekt oder Territorium thematisiert, als die Bühne auf dem sich die sozialen und kulturellen Dramen abspielen, die es zu erforschen gilt. (Vgl. Löw 2001: 9; Gupta und Ferguson 1997b: 33; Rodman 1992) In Zusammenhang mit meiner Arbeit in und über Paris hat sich diese Tendenz zur „Raumblindheit“ (Läpple 1991: 163) jedoch in mehrerer Hinsicht als problematisch erwiesen. Die zentrale Bedeutung des Räumlichen für diese Arbeit wurde auf konzeptueller, wie auch auf methodischer Ebene bereits angedeutet: Indem ich danach frage, wie die heterogene Bevölkerung eines Pariser Stadtteils diesen im Kontext seiner aktuellen Transformation wahrnimmt, nutzt und mit spezifischen Bedeutungen besetzt, interessiere ich mich für die Produktion und Konstruktion des Räumlichen in ihrer Verstrickung mit sozialen Prozessen. Aber was kann mit dem Begriff des „urbanen Raums“ konkret gemeint sein? Und in welchem Verhältnis können Raum und Soziales gedacht werden, ohne in die Falle des Raumdeterminismus zu tappen?

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit diesen Fragen zunächst anhand eines Blickes auf eine Auswahl einzelner Stationen der Geschichte der urbanen Anthropologie sowie der interdisziplinären sozialwissenschaftlichen Stadtforschung, wobei das implizite Raumverständnis verschiedener Perspektiven, Ansätze und Konzepte beleuchtet wird. Der erste Teil des Kapitels fokussiert dabei vor allem auf eine kritische Auseinandersetzung mit absolutistischen Konzepten, die Raum als genuin gegeben verstehen – beginnend beim Bild von der Stadt als Mosaik separater Stadtteile als Erbe der *Chicago School of Sociology* nähere ich mich Schritt für Schritt der Gegenwart und beschließe diese Ausführungen mit dem Beispiel der ‚*Global Cities*‘ als Illustration der Notwendigkeit, Raum neu zu denken. Lote ich zunächst also die Lücke aus, die aus einer weitgehend fehlenden Theoretisierung von Raum in der Stadtforschung erwächst, soll eben diese Lücke im zweiten Teil des Kapitels dann gefüllt werden. Dort beschäftige ich mich

vor allem in Anlehnung an Martina Löw (2001) sowie an Gupta und Ferguson (1997a und 1997b) mit der Formulierung eines Raumbegriffes, der als relational und prozessual charakterisiert werden kann. Eine dementsprechende Herangehensweise, die die Konstitution von Raum als sozialen Prozess thematisiert, stellt eines der tragenden Elemente des theoretischen Gerüsts dieser Arbeit dar. Welche methodologischen Implikationen damit einhergehen, thematisiere ich schließlich im letzten Teil dieses Kapitels, wo ich vor allem die Frage der „Verortung“ meiner Forschung bzw. die räumliche Dimension der Definition meines Forschungsfeldes vor dem Hintergrund eines relationalen Raumkonzepts diskutiere.

Urbaner Raum als Container - absolutistische Raumkonzepte in der Stadtforschung

Als ob „die Zeit [fortschreite]“, während der Raum nur herumlungert“ – so umschreibt die Geographin Doreen Massey (1993: 118) die in den Sozialwissenschaften weitgehend vorherrschende Vorstellung von Räumen als „tote, fixierte und unbewegliche Gebilde“ (Löw 2001: 65). In der Stadtforschung kann diese allgemeine Tendenz zunächst in Zusammenhang mit ihren Wurzeln in der *Chicago School of Sociology*, die sich in den 1920ern formierte und bis heute maßgeblichen Einfluss auf dieses Forschungsfeld ausübt (vgl. Lindner 2004: 113), reflektiert werden.

Ausgehend von der Frage nach der innerstädtischen Differenzierung und auf Basis von ‚Teilnehmender Beobachtung‘ und Milieu-Reportagen haben die Vertreter der *Chicago School* metropolitanen Leben in verschiedenen *Communities* portraitiert. Die Großstadt erscheint dabei als ein urbanes Mosaik, in dem unterschiedliche Stadtteile durch verschiedene ‚Kulturen‘ und Verhaltensweisen, Normen und Traditionen geprägt sind. Auf dem sozialökologischen Grundgedanken der *Chicago School* aufbauend, wird angenommen, Menschen passen sich ihrer Umwelt an, woraus in weiterer Folge auch die Entwicklung von Städten zu erklären sei. Die spezifische räumliche Verteilung von *Communities* wird dementsprechend durch die Konkurrenz sozialer Gruppen um materielle und räumliche Ressourcen erklärt. Dabei bilden sich laut Robert E. Park (1997 [1925]) sozial homogene „natural areas“ als Ergebnis dieses ‚natürlichen‘ Konkurrenzkampfes. Von zentraler Bedeutung ist folglich die Annahme, dass die Stadtbevölkerung

grundsätzlich dazu tendiere, sich selbst zu segregieren. (Vgl. Häussermann und Siebel 2004: 45ff.; Hannerz 1980: 26ff.; Löw 2001: 48ff.; Lindner 2004: 16f. und 113ff.) Während u.a. das Konzept der Segregation nach wie vor als wertvoller Beitrag der *Chicago School* zur Auseinandersetzung mit sozialer Ungleichheit in Städten betrachtet werden kann (vgl. Häussermann und Siebel 2004: 54; Löw 2001: 50) und ihre beispielhaften ethnographischen Beiträge außerdem bleibenden Einfluss auf die ethnologische Stadtforschung ausgeübt haben, ist sie vor allem aufgrund ihrer evolutionistischen Grundlagen immer wieder ins Kreuzfeuer der Kritik geraten. (Vgl. Löw 2001: 50; Hannerz 1980: 27)

Martina Löw (2001: 44ff.) zeigt in ihrer Kritik an einer „Stadtsoziologie ohne Raum“ außerdem auf, dass die Sozialökologie der *Chicago School* den historischen Ausgangspunkt für eine weitgehend fehlende Theoretisierung von Raum als Erkenntnisobjekt in der Stadtforschung darstellt. Denn „Raum ist für Park, wie für die anderen Vertreter der Sozialökologie, insofern von Bedeutung, als sie Gleichheit und Differenz auf der Basis verschieden großer und gegeneinander abgegrenzter Gebiete mit dem Raumbegriff bestimmen wollen.“ (ebd.: 49). Räume werden in ihrer Tradition dann meist als natürlich gegebene Gebiete gedacht, als sozialwissenschaftlich relevant wird lediglich ihr Inhalt diskutiert.¹⁸ Mit einem Verständnis von Raum als deskriptiv fixierbares Territorium wird dieser im Grunde darauf reduziert, zur Abgrenzung von Forschungsfeldern (z.B. eben eines nicht weiter kontextualisierten Stadtteils) herangezogen zu werden. Hengartner, Kokot und Wildner (2004: 4f.) problematisieren folglich auch, dass die ethnologische Stadtforschung von der *Chicago School* ausgehend bis in die 1970er einzelne Stadtviertel meist isoliert, ohne die Berücksichtigung ihrer lokalen, nationalen und globalen Kontexte erforscht hat.

Löw (2001: 48) reiht das Raumverständnis der *Chicago School* sowie der von ihr inspirierten Arbeiten in die Reihe „absolutistischer“ Argumentationen ein, weil „dem Raum eine eigene Realität jenseits des Handelns [...] zugeschrieben wird“ (ebd.: 63):

¹⁸ So finden sich in diesem Kontext beispielsweise Auseinandersetzungen darüber, inwiefern auch heterogene Gruppen innerhalb von Stadtteilen kollektive Identifikationen hervorbringen können, wie dies beispielsweise Suttles und Kornblum proklamieren; Welz stellt dem das Beispiel einer Nachbarschaft in Brooklyn entgegen, anhand dessen sie zeigt, dass der gemeinsame Raum nicht ausreicht, um Gemeinschaft zu begründen. (Vgl. Welz 1991: 34ff.; Löw 2001: 50)

„Mit dem Begriff des Raums wird ein begrenztes Gebiet bezeichnet, in dem etwas stattfindet (in einem Behälter), das folglich dem Handeln gegenübergestellt wird. Der Raum bleibt dabei das konkrete, beschreibbare und vorher abgegrenzte Objekt, welches dann in nachvollziehbarer Weise für soziologisch irrelevant erklärt wird.“ (ebd.: 48)

Hinter dem Schein der angeblichen „Raumvergessenheit“ der Sozial- und Kulturwissenschaften steckt eine latente „Ontologisierung des Raumes“ als Containerraum. (Vgl. Dörfler 2010: 25) Raum wird damit zu einem „Prototyp des Starren“ (Löw 2001: 65). Bewegungen finden im Raum statt, er selbst hingegen scheint unbeweglich. Raum wird damit auch zu einer homogenisierenden Kategorie, von der angenommen wird, dass sie das Handeln aller gleichermaßen beeinflusst. (Vgl. ebd.: 64)

Folglich stehen absolutistische Raumkonzepte häufig auch in engem Zusammenhang mit spezifischen Vorstellungen von ‚Kultur‘ sowie bestimmten Konzepten des sozialen Gefüges in Städten. Wie in Anschluss an Gupta und Fergusons (1997b) kritische Auseinandersetzung mit den räumlichen Implikationen des dominanten Kulturkonzeptes in der Anthropologie hervorgestrichen werden kann, geht mit der Gleichsetzung von ‚Kultur‘ und Raum in einem quasi territorialen Raumverständnis schließlich auch eine Tendenz zur Naturalisierung von Differenz einher. Mit der häufig impliziten Auffassung von der Stadt oder gar der gesamten Welt als Mosaik separater Räume und ‚Kulturen‘ wird Raum zu einer scheinbar neutralen Folie, „a kind of neutral grid on which cultural difference, historical memory, and societal organization is inscribed“ (ebd.: 34). Vorgestellt als starrer Behälter wird Raum zur „ontologischen Dimension“ (Dörfler 2010: 33), an der kulturelle und gesellschaftliche Zusammenhänge essentialistisch als „dinghaft gegebene“ (Lippuner und Lossau 2004: 48) Fakten festgemacht werden, statt sie als sozio-geographische Konstrukte zu reflektieren.

In diesem Zusammenhang gilt es auch den Begriff der ‚Community‘ als zentrales Element vieler ethnographischer Arbeiten in und über die Stadt zu reflektieren. Vor dem Hintergrund des maßgeblichen Einflusses der *Community Studies* auf die Entwicklung der ethnographischen Stadtforschung (vgl. Low 1996a: 385) „[...] wird durch die Idee der *community* eine Verknüpfung von Ort und ‚Kultur‘, von Kulturellem und Räumlichem, von ‚Gemeinde‘ und ‚Gemeinschaft‘ vorgenommen“ (Lindner 2004: 167). Meilensteine der ethnographischen Stadtforschung wie William F. Whytes *Street Corner Society*

(1943) sowie eine ganze Reihe weiterer Arbeiten, die in Anlehnung an Herbert J. Gans (1962) zentrales Werk als ‚*Urban Village*‘-Perspektive zusammengefasst werden können (vgl. Lindner 2004: 147ff.), interessierten sich für urbane Räume vor allem als „stable, homogenous home of immigrants“ (Hannerz 2004: 221), als distinkte ‚Kulturräume‘ in der Stadt. „Die in die Stadt transplantierten Dörfer werden von einer in die Stadt transplantierten Ethnologie untersucht“, fasst Lindner (2004: 148) zusammen – wobei im amerikanischen Kontext besonders oft das italienische Viertel als Paradebeispiel einer ethnisch und kulturell homogenen *Community*, als „pars pro toto für das urbane Dorf“ (ebd.: 161) herangezogen wurde. Historisch tritt die urbane Anthropologie der Herausforderung unsicherer und verschwommener Grenzen in komplexen urbanen Räumen also tendenziell mit einer Strategie der Vermeidung entgegen: Meist werden jene Einheiten zur Untersuchung herausgepickt, die (zumindest scheinbar) den traditionellen ‚Objekten‘ einer nicht-urbanen Anthropologie ähneln. (Vgl. ebd.; Hannerz 1980: 312) Wie Lindner (2004: 148) argumentiert, kam der Fokus auf das Kleinräumige in der Stadt, sei es als Ghetto oder *urban village*, grundsätzlich den epistemologischen und methodologischen Prämissen der Anthropologie entgegen: Der städtische Raum wird als „Behältnis einer ganzen Lebensweise, ‚a whole way of life““ (ebd.: 170) gedacht, die es einer möglichst ganzheitlichen ethnographischen Betrachtung zu unterziehen gilt.

In unmittelbarem Zusammenhang mit dieser Orientierung kann dann aber auch die Kritik an einer Tendenz der ethnographischen Stadtforschung zur Exotisierung und/oder ästhetisierenden Romantisierung der untersuchten Gruppen bzw. ihrer der urbanen Anonymität trotzen dörflichen Gemeinschaft und *Community* gedacht werden. Die Feststellung der ‚Andersheit der Anderen‘ rückt ins Zentrum der Aufmerksamkeit. So geht mit dem Fokus auf einzelne Gruppen in der Stadt schließlich auch die Gefahr selektive[r] Sichtweisen einher, welche untersuchte Gruppen als isolierter, abgeschlossener und eingekapselter erscheinen lassen können, als sie sind. (Vgl. Lindner 2004: 148f.) Loïc Wacquant (1997: 347) erfasst diese Tendenz zur Exotisierung in seiner Reflexion des Genres der Ghetto-Forschung als „artificial exorbitation of those patterns of conduct, feeling and thought that differ the most from a norm presumed to represent the broader society and also, too often, from those prevalent and acceptable among ghetto dwellers themselves.“ Was in Zusammenhang mit dem Raumbild des Ghettos und

einer Tendenz zur ethnozentrischen Perspektive auf diese Institution der sozialen und rassistischen Marginalisierung (vgl. Wacquant 1997: 349 und 2011) besonders radikal hervortritt, ist auch auf allgemeinerer Ebene für die ethnographische Stadtforschung relevant: Die sozialen Prozesse und Zusammenhänge, in deren Rahmen hierarchisierte urbane Räume mit einer spezifischen Identität (re-)produziert werden, verschwinden tendenziell hinter exotisierenden Repräsentationen, die auf einer Kombination eines impliziten absolutistischen Raumverständnisses mit der Vorstellung von distinkten, klar abgrenzbaren ‚Kulturen‘ basieren.

Raus aus dem Container? Neue Pfade, alte Sackgassen

Allerdings finden sich in den Sozialwissenschaften im Allgemeinen und in der ethnographischen Stadtforschung im Speziellen durchaus auch unterschiedliche Versuche jene totalisierende Perspektive in Frage zu stellen, die sich aus der Kongruenz von Vorstellungen fixer Räume und fixer ‚Kulturen‘ ergibt. Die im Folgenden kurz zusammengefassten Beispiele verweisen in selektiver Weise auf dementsprechende Ansätze: (1) durch die Infragestellung starrer Konzepte von ‚Kultur‘, (2) durch den Verweis auf nicht räumlich gebundene Sozialformen, sowie (3) die (scheinbare) Erosion territorialer Verankerungen in Zeiten der Globalisierung. Keines dieser Beispiele läuft jedoch auf die Formulierung eines alternativen Raumkonzeptes in Abgrenzung zu absolutistischen Ansätzen hinaus – eine Lücke, die ihr Potenzial, wie ich zu zeigen versuche, grundlegend einschränkt.

Soulside: „Soft Culture“ im Ghetto?

Als pionierhaft im Bereich der urbanen Anthropologie kann in diesem Kontext Ulf Hannerz‘ Arbeit aus den 1960er Jahren herangezogen werden, die heute als Klassiker der urbanen Anthropologie gilt (vgl. Weszkalnys 2007: 342), vor allem aufgrund von Hannerz‘ analytischer Auseinandersetzung mit ‚Kultur‘. In *Soulside* (2004) diskutiert dieser ausgehend von seinen Feldforschungen rund um eine Straße im „Black Ghetto“ von Washington DC die Frage nach einer autonomen ‚Ghetto-Kultur‘. In Anschluss an die

damals breit geführte Debatte rund um Oscar Lewis' Konzept einer ‚Kultur der Armut‘ betont Hannerz hier die „Bedeutung bestimmter ghettospezifischer Artikulations- und Handlungsmuster [...], [bindet] diese Tradition aber zugleich [...] an die amerikanische Sozialstruktur mit ihrer ‚Mainstreamkultur‘ zurück.“ (Lindner 2004: 179) Dabei bricht er durchaus mit einer Reihe verfestigter Stereotype und Klischees: So verweist Hannerz auf die (1) Heterogenität der Lebensweisen im Ghetto. Mit der Feststellung einer (2) relativen Autonomie des Lebens im Ghetto versucht er außerdem einen Weg abseits der dichotomen Darstellung seiner Bewohner_innen als ohnmächtige Opfer der Umstände oder als selbstverschuldete (Über-)Träger_innen einer pathologischen ‚Kultur der Devianz‘ zu finden. Des Weiteren verweist Hannerz auch auf das (3) bi-kulturelle Bewusstsein der Ghetto-Bewohner_innen, das zwischen ‚Ghetto-Kultur‘ und Mainstream pendelt. (Vgl. Hannerz 1982: 127 und 2004: 178 und 215; Lindner 2004 173ff.; Wacquant 1997: 349) Hannerz setzt dabei frühe Schritte in Richtung der Verabschiedung eines starren und homogenen Konzeptes von ‚Kultur‘ als „whole way of life“ und betont stattdessen bestimmte, auch situationsabhängige Verhaltensmodi im Kontext seiner Idee der ‚Ghetto-Kultur‘ als „soft culture“. (Vgl. Hannerz 2004: 177ff.; Hall 2002: 253; Weszkalnys 2007: 343) Mit ihren Ambivalenzen, Widersprüchen und unklaren Grenzen scheint diese nicht in ein Mosaik klar abgegrenzter kultureller Entitäten einordenbar. (Vgl. Hannerz 2004: 216)

Was sich bei Hannerz in der Debatte rund um eine „black ghetto culture“ bereits angedeutet hat, wurde in den 1990ern schließlich in aller Breite im Zuge der Auseinandersetzung mit ‚Kultur‘ als anthropologisches Schlüsselkonzept thematisiert. Gupta und Ferguson (1997a: 1ff.) zeigen in diesem Zusammenhang allerdings auch auf, dass eine Dekonstruktion und Reform des Kulturkonzeptes mit der Theoretisierung eines entsprechenden, neuen Raumbegriffes verknüpft werden muss. Sie fordern eine Beschäftigung mit den sozialen und historischen Prozessen der ineinander verzahnten Konstitution von kulturellen und räumlichen Verbindungen wie auch von Grenzen und Differenzen. Territorien als primär gegebene Ausgangspunkte einer kulturellen Analyse werden damit problematisiert.

Eine Auseinandersetzung mit dieser räumlichen Dimension, in diesem Fall mit der kon-

tinuierlichen Re-Produktion des Ghettos im Kontext von sozialer und rassistischer Marginalisierung, bleibt bei Hannerz allerdings weitgehend aus. Trotz einer ‚Aufweichung‘ des Kulturkonzeptes, einer allgemeinen einleitenden Einbettung des Prozesses der Ghettoisierung in seinen urbanen und gesellschaftlichen Kontext und der Thematisierung externer Zwänge, bleibt Hannerz’ Fokus nämlich weitgehend darauf fixiert, was die „Black community“ innerhalb dieser Beschränkungen tut und der Blick auf ihre relative Stabilität als Totalität gerichtet.¹⁹ (Vgl. Hannerz 1982: 26f.) Das Ghetto als Raumbild, als Einheit und primärer Ausgangspunkt der Untersuchung bleibt dabei weitgehend intakt. Die Dekonstruktion der totalisierenden Achse von starrem Raum- und Kulturkonzept bleibt damit gewissermaßen auf halbem Wege stecken.

„Aspatial Communities“ und die ‚raumlose Globalisierung‘

Ebenfalls auf halber Strecke liegen bleibt jene Kritik an der Tradition der *Chicago School*, die sich von deren Verständnis von Raum als Behälter distanziert, um der räumlichen Dimension umgehend Irrelevanz zu konstatieren. So kritisieren beispielsweise Barry Wellman und Barry Leighton (1979) Ende der 1970er-Jahre den Raumdeterminismus eine Perspektive auf Nachbarschaften als „Container“, weil er eine Auseinandersetzung mit dem Phänomen der „*aspatial communities*“ in Städten verunmögliche. Mit dem Konzept der „*aspatial community*“ bezeichnen die beiden Soziologen eine „raumungebundene[...] *community*, an der Menschen partizipieren, die verstreut über viele Teile einer Stadt leben, aber durch einen gemeinsamen (sub-)kulturellen Zusammenhang – sei er ethnisch, sozioökonomisch, beruflich, religiös oder anderswie begründet – verbunden sind.“ (Welz 1991: 37)

Martina Löw (2001: 51) fasst in Bezug auf die Ansätze von Wellman und Leighton jedoch kritisch zusammen: „Auch hier wird ein geschlossenes Territorium als ‚Raum‘ kategorisiert, um anschließend die eigene Kategorisierung als ungültig zu verwerfen.“ Die

¹⁹ Wacquant (1997: 349) zufolge entkommt auch Hannerz nicht ganz einer Tendenz der Ghetto-Forschung zur Exotisierung. Auch er konstruiere schließlich eine Art „*unitary tale* [...] of *difference*, encapsulated by the categories of ‚lifestyle“ and ‚subculture““ (Wacquant 2001: 1521), wenn immer wieder das Ghettospezifische als autonome Mikrostruktur in den Mittelpunkt rückt. Dabei gerate allzu leicht aus dem Blick, dass das als ‚ghettospezifisch‘ Dargestellte, im Grunde die Konsequenz von strukturell verzahnter sozialer und rassistischer Marginalisierung sei. Für Wacquant hingegen stellt das Ghetto in seiner Brutalität und Krisenhaftigkeit eine ‚normale‘ Institution in einer von Machtasymmetrien geprägten Gesellschaft dar. (Vgl. Wacquant 1997 und 2011)

Dichotomie eines territorial gedachten Raumes auf der einen Seite und des Verschwindens dieses Raumes in „*aspatial communities*“ auf der anderen Seite bleibt grundsätzlich in einem absolutistischen Raumverständnis verhaftet. Auch hier bleibt eine Auseinandersetzung mit den Komplexitäten der Konstitution von Raum als soziales Phänomen außen vor.

Eine analoge Problematik manifestiert sich schließlich, wenn in Zusammenhang mit neuen Transport- und Kommunikationstechnologien der Bedeutungsverlust des Raumes in seiner materiellen Dimension konstatiert wird (vgl. ebd.: 10f.; Downey und Fisher 2006: 24), also von einer Auflösung des Raumes in Zeiten der Globalisierung die Rede ist. Die These der Deterritorialisierung bestätigt im Grunde ein territoriales Verständnis von Raum als starrer Behälter, indem sie dessen Erosion feststellt und darauf verzichtet diese Veränderungen als Transformationen der räumlichen „Organisation des Nebeneinander“ (Löw 2001: 11) zu reflektieren. Auch wenn die „Sicherheit über den Raum in die Krise geraten ist“ (ebd.: 10), sei es in „*aspatial communities*“ oder in den Flows einer globalisierten Welt; jene Problematik, die hier zunächst in Bezug auf die Wurzeln der Stadtforschung in der *Chicago School* und absolutistische Raumvorstellungen herausgearbeitet wurde, löst sich damit nicht einfach in Luft auf.

So kann als Zwischenresümee zwar festgehalten werden, dass die an dieser Stelle diskutierten Arbeiten, Konzepte und Perspektiven durchaus Beispiele dafür darstellen, wie eine Art der Stadtforschung, die primär Stadtteile als natürliche Areale und Territorien stabiler *Communities* erforscht hat, durchaus in Frage gestellt oder gar überwunden wurde. Sowohl in Zusammenhang mit Hannerz' Aufbruch in Richtung einer Neuerfassung des Kulturkonzeptes in seiner ethnographischen Arbeit über das amerikanische „Black Ghetto“, als auch in Bezug auf das Konzept der „*aspatial communities*“ sowie für die Rede von der Auflösung des Räumlichen in Zeiten der Globalisierung konnte aber gezeigt werden, dass eine grundlegende Neubestimmung des Denkens in und über räumliche Dimensionen jeweils ausbleibt.

Lokalisierte Globalisierung: das Beispiel der ‚Global Cities‘

Bleiben wir zunächst bei Debatten rund um Globalisierung und Raum so können der populären Rede von der Auflösung des Raumes, die durch die Medien genauso wie durch die Sozialwissenschaften geistert (vgl. Löw 2001: 10f.), durchaus aber auch Positionen und Perspektiven gegenübergestellt werden, die ebenfalls anerkennen, dass territoriale Raumvorstellungen von rezenten gesellschaftlichen und urbanen Entwicklungen grundlegend in Frage gestellt werden, aber auch darauf pochen, dass die Konsequenz daraus keineswegs die Irrelevanz von Raum sein kann. Als einer der prägendsten Ansätze zur Auseinandersetzung mit der Veränderung urbaner Räume im Kontext neuer internationaler Arbeitsteilungen sowie der Mobilität von Arbeit und Kapital in globalisierten Finanzmärkten und internationalen Produktionsketten hat sich dabei seit den 1980er Jahren die ‚Global Cities‘-Perspektive formiert, mit Saskia Sassens (1991) *The Global City* als am breitesten rezipiertes Beispiel. (Vgl. Glick Schiller und Çaglar 2009: 181) Sassen argumentiert, dass sich mit der Herausbildung transnationaler Räume, zum Beispiel durch globale Finanzmärkte, lokale Verortungen keineswegs erübrigen. Vielmehr verschiebt sich der „Dualismus von Nationalstaat und Weltwirtschaft zu einem Dreieck [...], in dem die dritte Position durch ‚globale Städte‘ eingenommen wird.“ (Löw 2001: 104) ‚Global Cities‘ stellen laut Sassen Schaltzentralen globaler Produktions- und Austauschprozesse dar. Als Zentren finanz- und dienstleistungsbezogener Industrien werden sie Teil eines Zusammenhanges, der über die Nationalstaaten hinausgeht, in denen sie geographisch verortet sind. Sassen interessiert sich dann für strukturelle Parallelen zwischen diesen Städten als Konsequenz ihrer globalen Verknüpfung: Diese urbanen Räume weisen aus der ‚Global Cities‘-Perspektive untereinander mehr Gemeinsamkeiten auf als mit anderen Regionen der jeweiligen Nationalstaaten. (Vgl. ebd.: 104f.; Glick Schiller und Çaglar 2009: 181) Der globale Cyberspace, der aus der transnationalen elektronischen Vernetzung erwächst, ist jedoch nur aufgrund lokal gebundener Aktivitäten möglich. Arbeit vor Ort erübrigt sich nicht, wird allerdings neu organisiert im Kontext von „new geographies of centrality“ (Sassen 1996: 206). Sassen betont diesbezüglich, globale Städte seien schließlich jene „central places where the work of globalization gets done.“ (ebd.: 207) Daraus ergeben sich neue Dynamiken der Verflechtung, der Zentralisierung und Marginalisierung sowie neue Mechanismen der Inklusion und Exklusion – sowohl

innerhalb einzelner Nationalstaaten, als auch innerhalb von Städten. (Vgl. Löw 2001: 105)

Wie Martina Löw argumentiert, stellen diese Erkenntnisse der ‚*Global Cities*‘-Perspektive eines der zentralen empirischen Fundamente eines prozessualen als auch relationalen Raumbegriffes dar. Indem globale Städte zu Knotenpunkten mit Steuerfunktion werden, die in die gesetzlichen Regelungen der jeweiligen Nationalstaaten eingebettet sind, lokale Arbeitsmärkte schaffen und gleichzeitig eng mit anderen solchen Städten vernetzt sind, entstehen Räume, die sich nicht mehr ausreichend in Dimensionen von global oder lokal, virtuell oder materiell beschreiben lassen. (Vgl. Löw 2001: 268) In diesem Sinne stellen auch Gupta und Ferguson (1997b: 37) allgemein fest: „In the pulverized space of postmodernity, space has not become irrelevant: it has been *reterritorialized*“. Und ‚*Global Cities*‘ bieten eben ein geeignetes Beispiel zur Illustration dieser Reterritorialisierung²⁰. Raum verliert aufgrund der Intensivierung transnationaler Zusammenhänge keineswegs an Bedeutung, seine Konstitution verändert sich jedoch. Der „Wandel der räumlichen Vergesellschaftung [kann allerdings] nur dann erfasst werden [...], wenn Raum nicht als Hinter- oder Untergrund des Handelns verstanden wird, sondern Raum in den Handlungsverlauf eingerückt wird.“ (Löw 2001: 268) Raum muss jenseits latenter absolutistischer Vorstellungen neu gedacht werden.

Eine ganze Reihe weiterer zeitgenössischer Phänomene, die in unterschiedlicher Weise soziale Dynamiken in Städten prägen, könnten die Unzulänglichkeit absolutistischer Raumkonzepte darüber hinaus greifbar machen: Weder das Verschwimmen des ‚hier‘ und ‚dort‘ im Kontext von transnationaler Migration, Hybridität und ‚*borderland-identities*‘ noch Differenzen innerhalb von konkreten Räumen können mit Ansätzen erfasst werden, die auf der Deckungsgleichheit von Raum und ‚Kultur‘ beharren. All diese Tendenzen erfordern auch – so Gupta und Ferguson (1997b) – eine Abkehr von einer Perspektive, die das Lokale als natürlich gegeben betrachtet, um dann zu fragen, wie es durch globale Prozesse verändert wird. Stattdessen gelte es eben nach Prozessen der

²⁰ Ergänzend sollte allerdings auch darauf verwiesen werden, dass nicht nur Metropolen wie London, New York, Paris und Tokyo von globalen Veränderungsprozessen betroffen sind: „*all cities [are] global, but also differentially situated within various trajectories of power*“, halten Glick Schiller und Çağlar (2009: 187) dementsprechend fest.

Konstitution konkreter Lokalitäten und *Communities* zu fragen, und zwar in ihrer unweigerlichen Verstrickung mit überlokalen und globalen Prozessen.

Wie Gupta und Ferguson (1997a: 2ff.) inspiriert durch Perspektiven der Politischen Ökonomie feststellen, ist die Notwendigkeit einer theoretischen Neufassung unseres Raumverständnisses letztlich dann nicht nur in der Dekonstruktion der Dichotomie ‚global-lokal‘ verwurzelt, sondern generell in einer Perspektivenverschiebung zur Beschäftigung mit „connectedness“ begründet. Vor allem in Zusammenhang mit der Auseinandersetzung mit sozialem Wandel und Transformationsprozessen, wie sie auch in dieser Arbeit geschehen soll, manifestiert sich der Bedarf einer Abkehr von Topoi der räumlichen Isolation. An deren Stelle soll eine Beschäftigung mit konkreten, lokalen Phänomenen im Kontinuum dynamischer aber durchaus hierarchisch miteinander verwobener Räume treten. Somit erschließt sich der Impetus zur Formulierung eines prozessorientierten, relationalen Raumverständnis nicht nur aus Globalisierungsprozessen: „[T]he larger point is not simply the claim that cultures are no longer (were they ever?) fixed in place. Rather, the point [...] is that all associations of place, people, and culture are social and historical creations to be explained, not given natural facts.“ (ebd.: 4) Und dasselbe gilt auch für die unweigerlich mit der Konstitution von Verbindungen und Assoziationen einhergehende Produktion von Grenzen als Mechanismen räumlicher und sozialer Trennung. In Anlehnung an den Soziologen Thomas Dörfler (2010: 37) kann dieser Anspruch schließlich als Forderung nach einer „rekonstruktiven Forschungs- und Theorielogik“ präzisiert werden: Das Räumliche soll dann „in einem Wechselverhältnis zwischen sozialer Praxis und dem dadurch in die Welt gebrachten ‚Konstrukt‘ betrachtet werden“.

Konturen eines ‚relationalen‘ Raumkonzeptes

In expliziter Abgrenzung von „normativ besetzten Einheitlichkeitskonstruktionen“ von Raum als genuine Gegebenheit erarbeitet Martina Löw (2001: 131) in ihrer *Raumsoziologie* eine theoretische Grundlage dafür, die Konstitution von Raum in den Mittelpunkt zu rücken. Schlüsselmomente des entsprechenden Raumbegriffes sind Prozesshaftigkeit und Relationalität: Im sozialen Prozess „der Platzierung in Relation zu anderen Plazie-

rungen, entsteht Raum“, konstatiert Löw (2010: 224). Und in diesem Sinne definiert sie Raum als „eine relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen (Lebewesen) an Orten“ (ebd.: 224, Hervorh. i. Orig.), die wiederum „unaufhörlich in Bewegung [ist], wodurch sich die (An)Ordnung selbst ständig verändert.“ (ebd.: 131). Im Folgenden soll das theoretische Fundament einer solchen Auffassung von der Konstitution des Räumlichen anhand grundlegender Fragen reflektiert werden: von Löws (1) Abkehr von der Unterscheidung des physischen vom sozialen Raum über das (2) Verhältnis von materiellen und symbolischen Dimensionen des Räumlichen bis zur Frage nach (3) Raumkonstitution im Spannungsfeld von handelnden Subjekten und Strukturen bzw. von (4) Macht und Widerstand.

Grundlegende Aspekte von Löws relationalem Zugang können zunächst vor dem Hintergrund ihrer kritischen Auseinandersetzung mit Bourdieus raumbezogenen Arbeiten verstanden werden. Bourdieu unterscheidet den Sozialraum vom physischen Raum. Ersterer steht als Metapher für ein relationales Gefüge, in welchem sich die Handelnden im Zuge ständiger Auseinandersetzungen um Kapital in seinen unterschiedlichen Formen hierarchisch positionieren. Die dabei entstehenden (An)Ordnungen sind mit Machtverhältnissen verknüpft, die schließlich auch Prozesse der ‚Aneignung‘ von physischem Raum prägen. Bei Bourdieu stehen somit ein relationales und ein absolutistisches Raumverständnis nebeneinander, argumentiert Löw (2001: 182). Während der soziale Raum durch Beziehungen bestimmt ist, erscheint der physische Raum als immer schon existente und starre Kategorie. Eine soziale Dimension wird ihm nur hinzugefügt, weil soziale Prozesse in ihn eingebettet sind. Soziale Strukturen und Handeln sind in den physischen Raum „eingelagert“ (ebd.: 183). Während Bourdieus relationales Konzept des Sozialraums durchaus gewisse Anknüpfungspunkte für die Frage nach einer Theoretisierung der sozialen Konstitution von Raum bietet, stehen sich Raum und Gesellschaft hier nach wie vor als Gegensätze gegenüber. Im Sinne einer Auseinandersetzung mit Raumkonstitution als sozialer Prozess allerdings – so argumentiert Löw – müssen räumliche Strukturen als eine Variante gesellschaftlicher Strukturen verstanden werden. (Vgl. ebd.: 179ff.)

Wenn Löw das Räumliche als Form des Gesellschaftlichen denkt, wendet sie sich also auch von dieser Trennung von sozialem und physischem Raum ab. Indem Raum als zu-

gleich symbolische als auch materielle Konsequenz sozialer Prozesse der „(An)Ordnung“ von sozialen Gütern, Menschen und Orten gedacht wird, schafft Löw einen Raumbegriff, der geographische und soziologische Aspekte miteinander verknüpft bzw. mit dem thematisiert wird, wie Raum im Zuge sozialer Prozesse ‚hergestellt‘ wird: „So wie Räume als Territorien, Zimmer oder Landstriche, das heißt als materiell vorzufindende Objekte, bestimmbar sind, so bedarf es für diese Materialisierung auch einer individuellen und kollektiven Verknüpfungsleistung, die die gesellschaftlich vorstrukturierten Formen produziert.“ (Löw 2001: 62) Alle Räume können folglich als soziale Räume verstanden werden. In ähnlicher Weise stützt auch die Anthropologin Setha M. Low (1996b) ihren theoretischen Ansatz zur „spatialization“ des Sozialen auf zwei in ihrer wechselseitigen Verknüpfung zu denkende Elemente: die soziale Produktion von Raum als Herstellung des materiellen Settings im Zuge politischer und ökonomischer Prozesse auf der einen Seite; sowie die soziale Konstruktion von Raum auf der anderen Seite: „Thus the social construction of space is the actual transformation of space – through people's social exchanges, memories, images, and daily use of the material setting – into scenes and actions that convey symbolic meaning.“ (Low 1996b: 862) Die Konstitution von Raum kann folglich als multidimensionaler und komplexer Prozess gedacht werden, in dem das Materielle (im Prozess der Produktion) und das Symbolische (im Prozess der Konstruktion) unmittelbar miteinander verschränkt sind.

Mit dem Begriff der „(An)Ordnung“ in dieser spezifischen Schreibweise verweist Martina Löw des Weiteren auf die Gleichzeitigkeit von miteinander verzahnten Handlungs- und Ordnungsdimensionen der Konstitution von Raum. (Vgl. Löw 2001: 131) „Das Subjekt [ist] weder Passagier des Diskurses, noch handlungsmächtiger intentionaler Erschaffer seiner Welt“ fasst Dörfler (2010: 84) diesbezüglich zusammen. Die Entstehung von Räumen kann vielmehr als Wechselwirkung von Struktur und Handeln gedacht werden, ihre Konstitution als Konsequenz aktiven Handelns unter vorstrukturierten Bedingungen. Unter Bezugnahme auf die Konstitution von Raum im alltäglichen Handeln fasst Löw (2001: 263) zusammen:

„Die Konstitution von Raum [...] vollzieht sich im Alltag vielfach in Routinen. Über die repetitiven Handlungen werden räumliche Strukturen rekursiv reproduziert. Räumliche Strukturen sind in Institutionen eingelagert, die durch relationale Plazierungen und das

Wiedererkennen bzw. Reproduzieren dieser (An)Ordnungen repetitiv wiederholt werden.“

Auf Basis dieser Dynamik der Institutionalisierung durch Wiederholung kann auch die Tendenz zur „Objektivierung“ von Raum erklärt werden: Raum wird häufig als gegenständlich und selbstverständlich erlebt. Betont Löw hier zunächst die stabilisierende Wirkung der Dualität von Handeln und Struktur, so verweist sie aber durchaus auch auf das Potenzial raumbezogenen Handelns zur Veränderung, wenn Routinen durchbrochen werden und Strukturen ihre strukturierende Wirkung verlieren. Jedenfalls gilt es somit zu bedenken, dass in Prozessen der Platzierung und Verortung Machtverhältnisse ausgehandelt werden. (Vgl. ebd.: 162ff. und 183ff.)

Die Konstitution von Raum – seine Produktion und Konstruktion – muss folglich auch in Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit gedacht werden. Die Macht der gesellschaftlichen Trennung von öffentlichem und privatem Raum und ihre genderspezifischen Konnotationen in Zusammenhang mit androzentrischen, bürgerlichen Raumvorstellungen (vgl. ebd.: 168) könnte dies ebenso beispielhaft illustrieren, wie die Hierarchie von Orten in Zusammenhang mit sozio-ökonomischer Ungleichheit. So stellt die marxistische Soziologin und Stadtforscherin Sharon Zukin (2006: 103) in Anlehnung an David Harveys Arbeiten zugespitzt fest: „Winners live in central districts of collective symbolic value or leafy suburbs with green trees and clean air. And losers live in slums.“ Zwar mag die Realität sozialer Ungerechtigkeit oft nach einer nuancierteren Analyse verlangen, wie gerade die Dynamik eines sozial heterogenen Stadtteils, wie es das 20. Pariser Arrondissement ist, suggeriert; der Verweis marxistischer Stadtforscher_innen auf die fundamentale Relevanz von Machtverhältnissen bei der Produktion von urbanem Raum im „neokapitalistischen“ Kontext erübrigt sich dadurch allerdings keineswegs. Statt von natürlich fragmentierten Territorien auszugehen, verstehen sie Raum auf Basis eines Prinzips der hierarchischen Verbundenheit²¹.

²¹ Aus marxistischer Perspektive wird die hierarchische Fragmentierung des Raums nicht im Gegensatz sondern in Zusammenhang mit seiner Einheitlichkeit gedacht. Indem der Raum zum Tauschobjekt wird, werde er fragmentiert, indem er staatlich kontrolliert, vermessen und mit Marktwerten versehen wird, werde er gleichzeitig homogenisiert. (Vgl. Löw 2001: 109f.)

Dass der komplexe Prozess der Raumkonstitution in Zusammenhang mit Macht und sozialer Ungleichheit gedacht werden muss, kann aber nicht nur aus polit-ökonomischer Perspektive begründet werden, sondern auch auf Basis einer alltagsweltlichen Sicht auf raumbezogene Routinen, wie u.a. Löws Beschäftigung mit Geschlecht und Klasse zeigt. Diese beiden Differenzachsen versteht Löw (2001: 174, Hervorh. i. Orig.) als „*Strukturprinzipien*“, die auf spezifische Weise alle gesellschaftlichen Bereiche durchwirken und folglich auch im Kontext der Konstitution von Raum auf multiple Weise relevant sind. Die dabei konstituierten Ein- und Ausschlüsse müssen sich nicht immer in Zäunen, ökonomischen Barrieren, Verboten oder physischer Gewalt manifestieren, sondern kristallisieren sich auch in Zusammenhang mit klassen- und genderspezifischen Habitusformen, mit Präferenzen für bestimmte „Atmosphären“ sowie Wahrnehmungs- und Relevanzschemata. Klasse und Geschlecht sind somit „direkt an die Körperlichkeit der Menschen gebunden“, so Löw (2001: 176). Als „*Strukturprinzipien*“ beeinflussen sie auf materielle und symbolischer Ebene, wie unterschiedliche Akteur_innen Raum nutzen, wahrnehmen und sich in ihm positionieren. So stellt Löw in Bezug auf das Beispiel der Innenarchitektur fest: „Die Klassenspezifität der Räume dringt in die Körper ein. Nicht nur aus Gewohnheit werden die Möbel in [bestimmter] Weise angeordnet, sondern weil sie körperlich und emotional als angenehm erlebt werden.“ (ebd.) Bezüglich räumlicher Exklusions- und Inklusionsmechanismen sind dann neben Fragen nach konkreten Ressourcenverteilungen somit auch Körperlichkeit, die Frage der Wahrnehmung, von Werten und normativen Orientierungen relevant.

Diese Perspektive Löws kann schließlich durch einen Verweis auf weitere Differenzachsen erweitert werden: Je nach Kontext sind spezifische gender- und klassenbezogene räumliche Praktiken und Strukturen auch mit der Lokalisierung von Ethnizität, Sexualität, Alter, ‚disability‘ etc. verwoben. (Vgl. Fincher und Jacobs 1998: 9) Intersektional miteinander verknüpfte Achsen der Differenz stehen mit Prozessen der Konstitution von Raum in einem wechselseitigen Verhältnis: Spezifische soziale Distinktionen hängen mit Politiken der Lokalisierung im urbanen Raum zusammen, so wie gleichzeitig im Zuge von raumbezogenen Prozessen Differenz performativ umgesetzt, fixiert oder in Frage gestellt wird. Eine Perspektive auf Raum als im Zuge sozialer Prozesse konstituierte

Größe verbindet sich dann potenziell mit einem nicht-essentialistischen Verständnis von multipler Differenz.

Das hier umrissene Raumkonzept schließt im Grunde an die alte anthropologische Feststellung an, dass Raum sozial bedeutsam ist, versucht diese raumbezogenen Reflexionen aber auch zu politisieren, indem die Konstitution von Räumen in Zusammenhang mit Machtverhältnissen gedacht wird: „Who has the power to make places of spaces? Who contests this? What is at stake?“ (Gupta und Ferguson 1997b: 40) Wenn raumbezogenes Handeln Strukturen der Ungleichheit reproduziert, ist dieses allerdings zugleich auch hinsichtlich widerständiger Praktiken zu befragen. Indem der Fokus auf Prozesse der Raumkonstitution gelenkt wird, werden „embodied practices“ (Gupta und Ferguson 1997b: 6) zum Thema, mit denen die Konstruktion von Identitäten und die (Re-)Produktion von hierarchischen Strukturen ebenso einhergehen wie widerständiges Handeln.

Raum ist ein relevanter Faktor in sozialen Auseinandersetzungen. Praktiken und Diskurse, die räumliche Strukturen untergraben, müssen dabei, wie Löw (2001: 183ff.) unterstreicht, jedoch nicht immer geradlinig, intentional und basierend auf strategischer Reflexion gegebene Muster attackieren, sondern können mit schwer artikulierbarem Begehren oder Unbehagen sowie unbewussten Motiven verstrickt sein und dabei unbeabsichtigte Folgen mit sich bringen. Für meine Auseinandersetzung mit Raum ist des Weiteren von Bedeutung, dass Löw mit ihrem relationalen Raumkonzept Machtverhältnisse und „*Strukturprinzipien*“ thematisiert, diese aber in ihrer ambivalenten und prozessualen Wirksamkeit denkt. Folglich wird auch keineswegs ausgeschlossen, dass „Räumliches [...] mehrfach symbolisch codiert, konstituiert oder machtpolitisch besetzt werden“ (Dörfler 2010: 80) kann. „An einem Ort können verschiedene Räume entstehen, die nebeneinander sowie in Konkurrenz zueinander existieren bzw. in klassen- und geschlechtsspezifischen Kämpfen ausgehandelt werden“, stellt Löw (2001: 273) fest. In diesem Zusammenhang können schließlich zwei Konzepte mit dem hier formulierten Raumverständnis verknüpft werden, die die Anthropologin Margaret C. Rodman²² (1992) in ihrem Plädoyer für eine anthropologische Auseinandersetzung mit Raum in den

²² heute Critchlow

Mittelpunkt rückt: Mehrstimmigkeit („multivocality“) und Multilokalität („multilocality“). In ihrer Analyse der Produktion von Lokalität verweist auch Rodman auf die – bereits angesprochene – fundamentale Bedeutung von Verbindungen, die aus ihrer Sicht den multiplen Charakter von Räumen begründen: „All [...] dimensions of multilocality are predicated on connections, the interacting presence of different places and different voices in various geographical, anthropological (cultural), and historical contexts.“ (ebd.: 347) Zunächst wird damit schlicht unterstrichen, was bereits angesprochen wurde: dass spezifische Orte nie unabhängig von anderen Räumen und Kontexten konstruiert und mit Bedeutungen versehen werden. Im Prozess der sozialen Konstruktion von einzelnen Orten und Landschaften kristallisiert sich die Konvergenz von Mehrstimmigkeit und Multilokalität darüber hinaus in ihrem ‚polysemischen‘ Potential und umstrittenen Charakter, die Rodman aus der Polyphonie der Perspektiven unterschiedlicher Akteur_innen ableitet: „a single physical landscape can be multilocal in the sense that it shapes and expresses polysemic meanings of place for different users.“ (ebd.)

Ein Verständnis von Raum als relationale und prozessuale Schlüsselkategorie ermöglicht es somit den dynamischen, handlungsbezogenen und umstrittenen Charakter von Räumen zu thematisieren (vgl. Low 1996b; Gupta und Ferguson 1997b), Doppeldeutigkeiten und Überschneidungen zu benennen (vgl. Dörfler 2010: 86) und zugleich ihre Verzahnung mit mächtigen Strukturen in den Blick zu nehmen. Ein entsprechendes Raumkonzept soll in dieser Arbeit im Rahmen des Versuches einer anthropologischen Auseinandersetzung mit sozialen Dynamiken, raumbezogenen Praktiken und Diskursen sowie Konflikten im Kontext von Gentrification nutzbar gemacht werden (siehe auch Kapitel 3). Mit einer Orientierung an „*shifting locations rather than bounded fields*“ (Gupta und Ferguson 1997c: 38) wird die Frage nach dem Lokalen durch jene nach laufenden Prozessen der Lokalisierung abgelöst. Dass dabei auch klassische anthropologische Vorstellungen vom ‚ethnographischen Feld‘, das schlicht darauf wartet, entdeckt und beschrieben zu werden (vgl. Amit 2000: 6), problematisiert werden, soll im letzten Abschnitt dieses Kapitels nunmehr reflektiert werden.

Die Forschung verorten? Methodologische Implikationen

Martina Löw (2001) stellt für die Soziologie fest, was Gupta und Ferguson (1997b) sowie Rodman (1992) in Bezug auf die Anthropologie hervorstreichen: Raumvorstellungen sind fundamental, werden in der Regel allerdings nicht diskutiert und verharren in einem absolutistischen, starren Raumverständnis als sozialwissenschaftlicher ‚Common Sense‘. In empirischen Arbeiten hat dies zur Konsequenz, dass Raum oft lediglich als Begriff zur Umschreibung eines scheinbar unproblematischen Forschungsfeldes verwendet wird – beispielsweise eines Stadtteiles, häufig ohne zu wissen, ob sich städtischer Raum für die hier lebenden Menschen in eben diesen Grenzen konstituiert. (Vgl. Löw 2001: 64) In Zusammenhang mit einem starren Raumkonzept wird das ‚Feld‘ zu einer ‚natürlichen‘ räumlichen Einheit: a „taken-for-granted space in which an ‚Other‘ culture or society lies waiting to be observed and written?“ (Gupta und Ferguson 1997c: 2) Verunmöglicht wird damit allerdings die Reflexion der komplexen Prozesse des Zustandekommens einer ‚*fieldsite*‘ sowie der konkreten Situiertheit unserer eigenen Perspektive auf diesen Prozess. Statt Raum als theoretisches Erkenntnisobjekt zu nutzen, wird er zu einem deskriptiv fixierbarem Neutrum erklärt. (Vgl. ebd.; Löw 2001: 48 und 218ff.)

Von Anfang an hat sich eine entsprechende Praxis der simplen Abgrenzung eines konkreten Raumes als ‚Forschungsfeld‘ aus meiner Perspektive jedoch nicht nur auf theoretischer Ebene, sondern zunächst vor allem auf praktischer Ebene als unzureichend erwiesen. Woran könnte eine solche räumliche Abgrenzung einer ‚*fieldsite*‘ festgemacht werden? Die offizielle Aufteilung der Stadt Paris in 80 *quartiers* – jeweils vier in jedem der schneckenförmig angeordneten 20 Arrondissements – bietet im Grunde keinen sinnvollen Anhaltspunkt. „Eine solche ungegliederte Liste, eine dermaßen schematische Aufteilung ergibt nur für das Finanzamt und die Polizei Sinn“, stellt der Verleger Eric Hazan (2006: 13) in seinem Buch über Paris fest. Weder das Leben der Pariser_innen sowie die Repräsentationen, die sie sich von ihrer Stadt machen, halten sich an diese administrativen Grenzziehungen. (Vgl. Fleury und Saint-Julien 2010: 208ff., online) Dass ich ein Jahr lang in einer Wohngemeinschaft an einem Ort gewohnt habe, wo drei solche offiziellen *quartiers* aufeinander stoßen, hat umso offensichtlicher gemacht, dass die Fokussierung auf ein *quartier* als scheinbar gegebenes, isoliertes ethnographisches ‚Feld‘ wenig

Sinn macht. Unser Bäcker war in dem einen *quartier*, unsere Bushaltestelle im anderen und mein Lieblingsrestaurant in einem dritten. Alle diese konkreten Orte waren aus unserer Perspektive Teil unserer unmittelbaren Nachbarschaft. Und so werden beispielsweise auch *Ménilmontant* und *Belleville*²³ am Westhang des Hügels, über den sich das 20. Arrondissement erstreckt, häufig als „altes, unzertrennliches Paar“ (Hazan 2006: 298) dargestellt, als Viertel bezüglich deren Grenzen auch „alteingesessene Bewohner [...] ganz unterschiedliche Ansichten [...]“ (ebd.: 329) pflegen. So oft von meinen Gesprächspartner_innen wie auch in der Literatur (vgl. z.B. Hazan 2006: 329, Morier 2003: 79) Gegensätze zwischen den beiden Vierteln hervorgestrichen werden – sowohl in Bezug auf die Vergangenheit als auch auf die aktuelle Situation heißt es meist *Belleville* sei rauer und wilder, *Ménilmontant* ernster und familiärer – genauso oft werden sie gemeinsam genannt, ihre Kontinuitäten betont und festgestellt „les deux vont ensemble“, die beiden gehören zusammen.

Die Konstruktion von *quartiers* als territoriale Bezugsräume für die Bewohner_innen des 20. Arrondissements ist also variabel, dabei aber keineswegs irrelevant. Jugendliche im *Collège Saint Blaise* beispielsweise beanspruchen das Viertel *Saint Blaise* durchaus stolz für sich. Die offiziellen Grenzen des *quartier Charonne*, in welchem dieser Stadtteil situiert ist, sind jedoch für diese Praktiken der Konstruktion von Identität im urbanen Raum nicht unbedingt relevant. Und Martine, jene junge Frau, die im Gespräch mit mir auf diese enge Verbindung mit dem *quartier St. Blaise* gepocht hat, hat selbst ihr Leben lang in einem angrenzenden Viertel gewohnt. Wenn es also um alltägliche raumbezogene Praktiken und Diskurse geht, muss eine andere Perspektive auf urbanen Raum herangezogen werden.

Darüber hinaus stellt ein zweiter Aspekt die Möglichkeit einer klaren territorialen Abgrenzung eines Forschungsfeldes im Kontext meines Forschungsinteresses in Frage. In Anlehnung an Hannerz (1980: 269f.) kann dieser als „fluidity of urban life“ benannt werden. Ebenso wie sich Rollen, Beziehungen und Netzwerke im Laufe der Zeit und in Zusammenhang mit verschiedenen Lebensphasen ändern, kann diese Fluidität mit ihrer räumlichen Dimension zusammengedacht werden. Während die in *Ménilmontant* aufge-

²³ Das Dorf *Ménilmontant* wurde 1790 offiziell an die Gemeinde *Belleville* angeschlossen. (Vgl. Halay 2006: 90)

wachsene Studentin Marie (Interview 9) darüber nachgedacht hat, wo die Grenzen ‚ihrer Welt‘ sind, erklärte sie zunächst, dass sie als Kind im Grunde nur die unmittelbare Umgebung ihrer Wohnsiedlung gekannt habe. Ihre Freundinnen haben dort gewohnt, ihre Freizeitaktivitäten haben sich dort abgespielt, nur 5 Minuten von zu Hause ist sie zur Schule gegangen. In weiterer Folge beschrieb sie ihre Perspektive auf das eigene Viertel und dessen Grenzen rückblickend als Prozess der „Horizontenerweiterung“. Bis 16 sei es dann die *Rue de Ménilmontant* gewesen, die als Linie zwischen Supermarkt, Collège und Kirche die Limitierung ihres Terrains markiert habe. Mit der nächsten Schulstufe hat sie diese Grenzen überschritten, der Freundeskreis hat sich erweitert. „Und es stimmt mit der Uni geht das jetzt noch weiter, weil jetzt gibt es welche, die wohnen im Banlieue, welche die im 14. wohnen, welche die – voilà. Und jetzt mit Berlin, jetzt wohnen sie also noch weiter weg.“ (ebd.) Im Laufe dieses Erweiterungsprozesses hat sich die Bedeutung von *Ménilmontant* als ‚ihr quartier für Marie nicht in Luft aufgelöst, ihre Wahrnehmung, Nutzung und damit auch ihre Konstruktion jenes urbanen Raums, den sie als ihr eigenes Viertel betrachtet, hat sich aber grundlegend verändert. Dass sich entsprechende Veränderungen nicht immer, wie in diesem Beispiel, als „Erweiterungen“ manifestieren müssen oder als solche wahrgenommen werden, ist dabei ebenso zu unterstreichen, wie die Abhängigkeit dieses fluiden Aspektes von bestehenden Mustern und Restriktionen. In diesem Sinne pocht auch Hannerz (1980: 270) zwar darauf, dass ein Verständnis von Urbanität diese Veränderbarkeit immer zu berücksichtigen hat, diese zugleich jedoch nicht absolut setzen kann. Denn: „Total flux may be rare, for more people it is partial [...]“.

Vor diesem Hintergrund erscheinen Versuche der räumlichen Abgrenzung eines klaren Forschungsfeldes also tendenziell willkürlich und widersprüchlich. Anstatt einen spezifischen Raum als klar abgegrenztes ‚Feld‘ meiner Forschung abzustecken, definiert sich diese über die räumlichen Praktiken von Menschen, die einander als Nachbar_innen betrachten. Dies bedeutet weder, dass alle am Forschungsprozess Beteiligten einander kennen oder miteinander interagieren, noch dass dabei über den Umweg konkreter Muster der Raumnutzung erst recht ein klar begrenztes ‚Feld‘ entsteht. Wie ich bereits im Methodenkapitel ausgeführt habe, hat der Feldforschungsprozess mit meinen eigenen Nachbar_innen begonnen, über die ich dann Schritt für Schritt an sehr unterschiedliche Orte

und weitere Menschen geraten bin, die aus der Perspektive bestimmter Beteiligter zu ‚ihrem Viertel‘ gehören. Dabei ist ein heterogenes Forschungsfeld entstanden, das gewissermaßen ausfranst: Während die *Péripherique* nach außen und die *Boulevards de Belleville, de Ménilmontant* und *de Charonne* Richtung Zentrum die Viertel am Hügel als Teile des 20. Arrondissement klar abgrenzen, was mit der historischen Wachstum der Stadt zusammenhängt, sind die Grenzen zwischen einzelnen Nachbarschaften ansonsten unscharf. Und ebenso wie bezüglich dieser ‚inneren‘ Grenzen kein klarer Konsens besteht, so werden auch die vielfältigen Orte, die sie einschließen, auf ganz unterschiedliche Weise in die raumbezogenen, alltäglichen Praktiken verschiedener Menschen integriert und mit multiplen Bedeutungen assoziiert. Die Wohnsiedlung „140“ war beispielsweise für manche meiner unmittelbaren Nachbar_innen eines der ersten Themen, über das sie sprachen, wenn es um ‚ihr‘ Viertel ging. Andere wussten gerade einmal von ihrer Existenz. So wie geographische Nähe alleine unzureichend ist, um abgrenzbare lokale *Communities* zu definieren (vgl. Gupta und Ferguson 1997c: 15), kann sie im Kontinuum urbanen Raums auch keine räumlich klar abgrenzbare *‘fieldsite‘* begründen.

Dass ein beträchtlicher Teil der empirischen Substanz, auf welcher diese Arbeit basiert, im Rahmen von Spaziergängen entstanden ist, ist unter anderem auch ein Versuch sich diesem Teil von Paris im Zuge des Gehens auf eine Art und Weise zu nähern, welche die Konstitution von Raum als praktischen und diskursiven Prozess greifbar macht. Diese Vorgangsweise zeichnet sich unter anderem dadurch aus, dass nicht nur über Orte und Räume gesprochen wird, sondern diese aktiv durchschritten und verwendet, besprochen und betrachtet werden. Somit wird urbaner Raum als Konsequenz komplexer Zusammenhänge von Praktiken, Interaktionen und Diskursen thematisiert. Mein ‚Feld‘ waren dann jene Orte, die meine Gesprächspartner_innen mir zeigten, von denen sie mir erzählten, die wir durchquerten, wie auch jene, die sie dabei ausließen, vergaßen und ignorierten, obwohl sie im Grunde unmittelbar vor unseren Nasen lagen. An die Stelle einer territorialen Definition des Feldes rückt dann eine Beschäftigung mit urbanen Praktiken und Diskursen, welche die Konstitution von Raum selbst thematisiert. Statt fixen, abgrenzbaren Räumen setze ich mich also mit umstrittenen Raumkonstitutionen, die von Veränderungen und Grenzüberschreitungen als auch Kontinuitäten und hartnäckigen

Exklusionsmechanismen geprägt sind, auseinander.

Ein solcher Zugang, mit dem die Praktiken und Diskurse einzelner Akteur_innen in Bezug zu ihrer Nachbarschaft zugänglich gemacht werden sollen und eine einheitliche räumliche Abgrenzung eines Forschungsfeldes verweigert wird, läuft dann auch keineswegs auf eine individualistische Perspektive hinaus. Einerseits spielen historisch gewachsene Strukturen der Stadt für individuelle Praktiken und Diskurse eine Rolle. Andererseits formiert sich das jeweilige raumbezogene Handeln verschiedener Bewohner_innen rund um kollektive Institutionen – gibt es Kinder z.B. in Zusammenhang mit den lokalen Schulen, aber auch z.B. rund um die *Place Gambetta* als zentralen Knotenpunkt öffentlicher Verkehrsmittel; sowie rund um kollektive Diskurse und Identitäten – beispielsweise in der Rede von der ‚sozialen Kälte‘ der bürgerlichen ‚*beaux quartiers*‘ im Gegensatz zum eigenen Viertel, oder auch in Diskursen von Gefahr und Sicherheit (siehe Kapitel 6).

Mit dieser Abwendung von einer ‚naturalistischen‘ Perspektive auf Feldforschung als ‚detailliertes Studium eines begrenzten Gebietes‘ (vgl. Gupta und Ferguson 1997c: 6) muss dann auch eine Thematisierung der sozialen Dynamik in der Nachbarschaft als ‚*Community*‘ keineswegs völlig verworfen werden. So kann beispielsweise das Konzept der ‚*spatialized community*‘ (Modan 2007: 326) herangezogen werden, um meine Herangehensweise genauer zu bestimmen und darauf zu verweisen, dass der Zusammenhang kollektiver sozialer Dynamiken mit Räumen bzw. Territorien in konkreten sozialen Prozessen hergestellt werden muss und nicht vorausgesetzt werden kann. Es geht in dieser Arbeit dementsprechend um Menschen, die sich in soziale Netzwerke einbinden oder mit sozialen Institutionen interagieren, die in einem lose definierten Gebiet im 20. Arrondissement rund um die *Place Gambetta* verortet sind.

Diese ‚*spatialized community*‘ ist weder natürlich gegeben noch klar abgrenzbar, die Konstitution dieses Raumes bleibt ebenso in kontinuierlichen sozialen Aushandlungs- und Transformationsprozessen verhaftet wie die sozialen Netzwerke, Zusammenhänge, Hierarchien, die das Leben hier prägen. Als Bezugspunkt hat diese *Community* für unterschiedliche Gesprächspartner_innen Verschiedenes und unterschiedlich viel bedeutet. Sie

stellt in dem Sinne eine „vorgestellte Gemeinschaft“ (Anderson 1996: 15) dar, dass die Bewohner_innen dieser *quartiers* nicht alle direkt miteinander in Kontakt stehen. Aufgrund ihrer Partizipation in lokalen Institutionen und der Idee eines bedeutungsvollen, „geteilten“ Territoriums, das von anderen Gebieten der Stadt abgegrenzt wird, stehen sie aber dennoch miteinander in Verbindung (vgl. Modan 2007: 327) – selbst wenn diese ‚*imagined community*‘ in ihrer Heterogenität und Instabilität von Brüchen und Konflikten charakterisiert ist und dieses „Teilen“ im Kontext sozialer Ungleichheit keineswegs harmonisch oder gerecht verläuft, vor allem auch in Zusammenhang mit der zunehmenden Gentrifizierung der Nachbarschaft und allgemeinen Tendenzen der sozialen Polarisierung.

Die Kapitel 4 und 5 beschäftigen sich unter anderem mit der Frage, wie sich dieses ausfransende Forschungsfeld im 20. Arrondissement im Kontext der französischen Hauptstadt positioniert, aus welchen aktuellen und historischen Dynamiken sich seine sozialen, kulturellen, politischen sowie räumlichen lokalen Besonderheiten konstituieren. Denn die Bewegungen und Praktiken jener Menschen, die diesen urbanen Raum kontinuierlich herstellen und modifizieren, sind unter anderem durchwirkt von den gesellschaftlichen und historischen Prozessen aus denen sich Paris in seiner aktuellen Gestalt geschält hat. Im Sinne einer Überwindung von Topoi der räumlichen Isolation wird der 20^e im Kontext eines Kontinuums dynamischer, hierarchisch miteinander verwobener Räume und Machtverhältnisse, die Paris ausmachen, reflektiert. Denn so sehr verschiedene Bewohner_innen auf unterschiedliche Weise auf die Partikularität des 20^e und seine Abgrenzung vom Rest der Stadt beharren, sein spezifischer Charakter wird letztlich nur in Zusammenhang mit seiner spezifischen Position in der französischen Hauptstadt verständlich, um die es auf den nächsten Seiten gehen soll. Neben der Frage, welche Klammern die heterogenen urbanen Räume im Osten der Stadt zusammenhalten, auf die ich hier fokussiere, und der Frage danach, mit welchen Bedeutungen sie assoziiert sind, steht dabei auch die selbstreflexive Frage nach dem Zustandekommen meiner eigenen Perspektive auf den Hügel.

Gentrification – Wissenschaftliche Zugänge

„Defining gentrification is a difficult task“, stellen Lees, Slater und Wyly (2010c: 3) in ihrer Einführung zum Thema fest. Die in der Einleitung dieser Arbeit zitierte Manon ist somit nicht die einzige, die angesichts des Begriffes Gentrification ins Stottern kommt. Bezeichnet der Begriff ‚Gentrification‘ in der Stadtforschung im Allgemeinen Veränderungsprozesse, im Zuge welcher überwiegend von der Arbeiter_innenklasse bewohnte innerstädtische Gebiete zunehmend durch die Mittelschicht bzw. deren Wohn- und Konsumpraktiken dominiert werden, so trägt die enge Verstrickung der so zusammengefassten Transformationen mit unterschiedlichen, jeweils spezifischen lokalen Kontexten in konkreten Nachbarschaften und Städten ebenso zur Komplexität der Debatten rund um das Konzept bei, wie seine vielseitige Verwendung jenseits wissenschaftlicher Debatten. (Vgl. Authier und Bidou-Zachariasen 2008: 13f.; Lees, Slater und Wyly 2010a: 3; Lees, Slater und Wyly 2008: xv und 4) Darüber was Gentrification bedeutet, ob der Begriff adäquat oder zu verwerfen ist, wer oder was sie verursacht, ob sie verhindert oder reguliert werden kann, wem sie schadet oder ob sie gar Gutes tut, zerbrechen sich sowohl betroffene Bewohner_innen, ‚Gentrifier‘ selbst, Politiker_innen, Journalist_innen als auch Wissenschaftler_innen den Kopf. Klar ist: Gentrification ist umstritten.

Ebenso wie Raum als sozialwissenschaftliches Schlüsselkonzept mit einer bewegten Geschichte nicht durch eine simple Definition oder aus dem Alltagsverständnis heraus in seiner Komplexität erfasst werden kann, braucht auch eine nuancierte Thematisierung urbaner Transformationen als „Gentrification“ also eine umfassende Auseinandersetzung mit dem Konzept. Dementsprechend soll im ersten Teil dieses Kapitels eine nähere Bestimmung des Begriffs „Gentrification“ sowie die Thematisierung der zentralen Stränge der interdisziplinären Gentrification-Literatur geleistet werden. In einem weiteren Schritt diskutiere ich im zweiten Teil vor allem die Frage nach der Rolle und dem Potenzial ethnographischer Beiträge zu diesem Themenfeld und beschäftige mich ausgehend von einer kritischen Reflexion ausgewählter Arbeiten von Anthropolog_innen damit, was eine spezifisch anthropologische Auseinandersetzung mit Gentrification zu diesem Forschungsfeld, das vor allem von Geograph_innen und Soziolog_innen geprägt ist, beitra-

gen kann. Am Ende dieses Kapitels formuliere ich in diesem Sinne schließlich drei theoretische Vorschläge, an denen sich eine anthropologische Auseinandersetzung mit Gentrification nach meinem Verständnis orientieren kann.

Kernelemente einer interdisziplinären Debatte

Als die marxistische Soziologin Ruth Glass (vgl. 1964: xviii) in den 1960er Jahren in Bezug auf spezifische Veränderungsprozesse in der Londoner Innenstadt erstmals von „Gentrification“ schrieb, nahm sie konkret soziale Ungleichheit und Klassenfragen in der Stadt in den Blick:

„London may quite soon be a city which illustrates the principle of the survival of the fittest – the financially fittest, who can still afford to work and live here [...]. London may soon be faced with an embarras de richesse in her central area – and this will prove to be a problem, too.“ (ebd.: xx)

Mit dieser Einschätzung der sozio-ökonomischen Transformation der Londoner Innenstadt hat Glass den Begriff „Gentrification“ von Anfang an auf ein kritisches und politisches Fundament gestellt, von dem aus Formen kapitalistischer Stadtentwicklung problematisiert werden. Dabei spiegelt sich das Pochen auf den klassenspezifischen Charakter des Prozesses auch konkret im Rückgriff auf den Begriff „gentry“ wider, mit welchem Glass eine ironische Parallele zwischen einer neuen urban orientierten Mittelschicht in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der Klassenstruktur des ruralen Englands im 18. und 19. Jahrhundert herstellt: Der als „gentry“ bezeichnete „niedere Adel“ stellte die soziale Schicht zwischen dem Landadel und den Bauern dar. (Vgl. Hamnett 2003: 2401)

Glass benannte die Renovierung und Verbesserung der Bausubstanz, einen Wandel von überwiegend Miete zu überwiegend Eigentum, steigende Immobilienpreise und die Verdrängung von Arbeiter_innen durch die zunehmend präasente Mittelschicht als strukturelle Elemente von Gentrification als Prozess, welcher den Charakter von Stadtteilen grundlegend verändert. (Vgl. Glass 1964: xviiiif.; Hamnett 2003: 2401) Sie definiert damit zentrale Eckpfeiler eines Modells „klassischer Gentrifizierung“, welches zur Aus-

gangsbasis für eine rege Forschungspraxis sowie definatorische Erweiterungen und Verfeinerungen wurde. Diese speisen sich unter anderem auch daraus, dass sich die entsprechenden Transformationsprozesse selbst in den letzten 50 Jahren verändert haben. Im Allgemeinen mündeten die Auseinandersetzungen mit Gentrification im Zuge der 1970er und -80er Jahre in ein umfassenderes und breites Verständnis des Prozesses, das aus der Thematisierung seiner Verstrickung mit grundlegenden gesellschaftlichen Transformationen erwachsen ist. So stellt Saskia Sassen (1991: 255) Anfang der 1990er Jahre fest: „new scholarship had developed a far broader meaning of gentrification, linking it with processes of spatial, economic, and social restructuring. Gentrification emerged as a visible spatial component of this transformation.“

In Kontrast zu Glass' kritischer Perspektive auf Gentrification und deren explizite Bezüge auf Klassenstrukturen, etablierte sich vor allem in den USA in den 1970er Jahren allerdings zunächst eine Perspektive auf die Rückkehr der Mittelklasse in die Innenstädte, die diese nach zwei Dekaden Suburbanisierung und „white flight“ mit Jubel begrüßte. Dem Begriff Gentrification wurden dabei meist Bezeichnungen wie „urban renewal“, „revitalization“ oder „urban renaissance“ vorgezogen. Die dominante Perspektive in der amerikanischen Stadtforschung der 1960er und 70er Jahre, die als eine Mischung der sozialen und räumlichen Theorien der *Chicago School of Sociology* und den Methoden und Annahmen der neoklassischen Ökonomie charakterisiert werden kann, analysierte diese urbanen Dynamiken in Zusammenhang mit zwei zentralen Paradigmen: dem Konzept der Konsument_innenensouveränität individueller, rationaler Akteur_innen sowie der Vorstellung einer fundamentalen Tendenz urbaner Räume zu einem Gleichgewicht als Erbe der human-ökologischen Perspektive der *Chicago School*. (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2008: 43ff.) Gentrification wurde dabei meist schlicht als Resultat nicht näher erläuterte Änderungen im Lebensstil bzw. veränderter Werte und Präferenzen der Mittelschicht betrachtet: „Following this logic, gentrification is the natural outcome of shifts in the trade-offs between accessibility and space that make inner-city locations more attractive for wealthier households. It's just a new spatial equilibrium [...].“ (ebd.: 47)

Harsche und umfassende Kritik an dieser dominanten affirmativen Lesart von „urban renewal“ regte sich allerdings seit den 1970er Jahren in Zusammenhang mit der Formu-

lierung neo-marxistischer Zugänge zu der Problematik, die an Ruth Glass' anschließen und des Weiteren stark durch David Harveys Perspektive auf Städte als „landscapes of power“ (Zukin 2006: 106) beeinflusst sind²⁴. (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2008: 48) Der amerikanische Geograph Neil Smith formulierte 1979 seine einflussreiche und viel diskutierte ‚Rent Gap‘-Theorie als Analyse „ungleicher Entwicklung“ in Städten. Das Phänomen der Gentrifizierung wird dabei in die strukturelle Dynamik kapitalistisch organisierter Land- und Wohnungsmärkte eingebettet. Der Prozess des physischen und ökonomischen Niedergangs bestimmter Stadtteile wird als soziales Produkt privater und öffentlicher Investitionsentscheidungen analysiert. Im Zuge der Desinvestition entsteht schließlich die ‚Rent Gap‘: eine sich verbreiternde Kluft zwischen der tatsächlich realisierten Grundrente – auf Basis einer gegebenen Art der Nutzung (z.B. durch billige Wohnungen) – und dem Potential im Falle neuer, „optimaler“ Nutzungsformen (z.B. als Luxus-Wohnungen). Ist die Kluft groß genug, werden Investitionen in diese neuen Nutzungsformen profitabel und eine laut Smith fundamentale Voraussetzung für die Produktion gentrifizierter urbaner Landschaften ist damit erfüllt. (Vgl. Smith 2010a [1979])

Smiths Arbeiten wurden zum Dreh- und Angelpunkt einer Auseinandersetzung mit Gentrification, welche die Produktion von Profiten in Zusammenhang mit Klasseninteressen ins Zentrum rückt und damit das neoklassische Paradigma der souveränen Konsument_innen als erklärenden Faktor fundamental in Frage stellt. Durch ihn inspirierte, auf die Produktionsseite fokussierte Zugänge analysieren Gentrification primär als „movement by capital, not people“ (ebd.: 85). Dabei wird eine historische Perspektive entworfen, die aufzeigt, wie gentrifizierbare urbane Räume und Bedingungen für profitable Reinvestitionen systematisch produziert werden. (Vgl. Smith 1996: 57) Gentrification und ihre problematischen Konsequenzen werden hier nicht als angeblich natürliche Transformation urbaner Räume oder Herstellung eines neuen optimalen Gleichgewichts betrachtet, sondern als Konflikt. Sie wird als Symptom der strukturellen Ungleichheiten in kapitalistisch organisierten Gesellschaften, in denen Städte Räume der Akkumulation

²⁴ In seinen Beiträgen zur Stadtforschung beschäftigt sich der neomarxistische Geograph David Harvey mit der räumlichen Organisation sozialer Ungleichheit in Städten und denkt diese grundsätzlich in Zusammenhang mit der politischen Ökonomie des Kapitalismus und dem Streben der Kapitalist_innen nach einer konstanten Sicherung und Verbesserung ihrer moralischen, politischen und ökonomischen Position. (Vgl. Zukin 2006: 102) „Cities, Harvey teaches us, are built for the circulation of capital [...]“, fasst Zukin (ebd.: 103) zusammen.

von Kapital und der Durchsetzung hegemonialer Profitinteressen darstellen, reflektiert. (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2008: 73)

Dieser Perspektive auf Gentrification werden in kursorischen Streifzügen durch die Gentrification-Literatur in der Regel jene Zugänge gegenübergestellt, welche die Bedeutung von „human agency“ in den Mittelpunkt rücken und auf soziale und kulturelle Transformationen sowie eine veränderte Nachfrage am Wohnungsmarkt fokussieren. Die vielfältigen Arbeiten, die dieser Ausrichtung zugeordnet werden können, thematisieren Gentrification als Phänomen, das in Zusammenhang mit einem sozio-kulturellen Wandel von Formen der Arbeitsteilung und der sozialen Reproduktion, aber auch mit strukturellen Transformationen der Arbeitsmärkte in Städten und ihrer Deindustrialisierung im fortgeschrittenen Kapitalismus zu diskutieren sei. Mit dem Verlust von Beschäftigungsmöglichkeiten in der verarbeitenden Industrie und dem Boom des dritten Sektors wird die Expansion einer neuen Mittelschicht verbunden, die sich in Zusammenhang mit den kulturellen und sozialen Transformationen der 1960er Jahre zum Teil von ‚*suburbia*‘ als hegemonialem Lebenstraum und -ziel abwendet, das innerstädtische Leben positiv umdeutet und folglich die ‚*Gentrifier*‘ hervorbringt. In diesem theoretischen Rahmen erhalten Fragen nach der Produktion und Konstituierung dieser Gruppe(n), nach dem Verhalten, den Motivationen und Präferenzen verschiedener Kategorien von ‚*Gentrifiern*‘ besondere Bedeutung. (Vgl. ebd.: 90ff.; Lees, Slater und Wyly 2010b: 129; Mills 2010: 178)

Der in Kanada tätige Geograph David Ley (2010 [1994]) – einer der prominentesten Autor_innen, die diesem Feld zugeordnet werden – spricht in diesem Zusammenhang von einer „cultural new class“ als Untergruppe der neuen Mittelklasse, deren Suche nach verbesserter Lebensqualität nicht auf rein ökonomische Motivationen reduziert werden könne, sondern fundamental durch kulturelle Dynamiken geprägt sei. Ley verbindet den Aufschwung gegenkultureller Lebensentwürfe und Politiken in den späten 1960er Jahren mit der Konstruktion einer alternativen Vision urbanen Lebens auf der Basis von Werten wie Toleranz, Diversität und Freiheit. Diese Vorstellungen stehen in Opposition zur Ideologie der *Suburbs*, zu politischem Konservatismus sowie zur Praxis und Ideologie

modernistischer Stadtplanung und -entwicklung und werden gleichzeitig zum Ausgangspunkt für Gentrification.

Jon Caulfields (2010 [1989]) Argumentation schlägt in eine ähnliche Kerbe, wenn er eine Reihe von Wünschen („desires“) eines Teils der Mittelschicht als eine der Quellen von Gentrification betrachtet: das Streben danach, die Routine des Vorstadtlebens gegen eine Umgebung zu tauschen, die durch Differenz, Freiheit und ein karnevaleskes Potential charakterisiert werden kann. Er spricht diesbezüglich von einer ‚emanzipatorischen Praxis‘ im Sinne eines von den frühen ‚Gentrifiern‘, die in der ersten Phase der Transformation eine wichtige Rolle spielen, geleisteten Widerstandes gegen die Kolonisierung ihrer Lebenswelt durch kulturelle und soziale Strukturen. Diese ersten ‚Gentrifier‘ betrachtet Caulfield als „Avant-Garde“, deren Werte, Perspektiven und Praktiken allerdings von der Kulturindustrie aufgegriffen und kommodifiziert werden, wodurch die Vorliebe für die innerstädtischen Räume als „new style of marketable desire“ (ebd.: 166) auch im „Mainstream“ Fuß fasst. Ironischerweise – so Caulfield – werden die ‚Gentrifier‘ der ersten Phase in weiterer Folge häufig selbst Opfer der sich nach oben schraubenden Immobilienpreisspirale: „The avant-garde’s search for place breeds, through the workings of the culture industry, its own displacement.“ (ebd.: 167)

Wenn die zunehmend an den Bedürfnissen und Interessen eines Teils der Mittelklasse ausgerichtete Gestaltung urbaner Räume in Zusammenhang mit einer Praxis der Distinktion von „Suburbia“ betrachtet wird, stellt sich auch die Frage danach, wie diese Distinktion konkret hergestellt und reproduziert wird. Aus dieser Perspektive beschäftigt sich eine Reihe von Autor_innen mit verschiedenen Aspekten einer ‚Kultur‘ der ‚Gentrifier‘, beispielsweise mit ästhetischen Dimensionen von Gentrifizierungsprozessen, mit den spezifischen Konsumpraktiken der neuen Mittelschicht, sowie mit Fragen nach der Bedeutung des kulturellen Kapitals dieser Akteur_innen, seiner Manifestationen im urbanen Raum, seiner Reproduktion (z.B. in Zusammenhang mit Bildung) sowie seiner Überführung in ökonomisches Kapital etc. (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2008: 112ff.) Dabei wurde durch diese – auch als ‚production of gentrifiers‘ betitelte – Forschungsrichtung ein zunehmend differenziertes Bild einer neuen, urbanen Mittelschicht und ihrer spezifischen sozio-ökonomischen und kulturellen Praktiken, Bedürfnisse, Wünsche und Motive ge-

zeichnet. Auch ein Großteil jener vielfältigen Arbeiten seit den 1980er Jahren, die Gender und Sexualität in Zusammenhang mit Gentrifizierungsprozessen thematisieren, liefert Beiträge zu einer Beschäftigung mit den Komplexitäten der sozialen Positionen, die ‚Gentrifier‘ einnehmen. (Vgl. ebd.: 99ff.)

Als Autor_innen der konservativen, neo-klassischen Tradition in den 1980er Jahren weitestgehend von der Beschäftigung mit Gentrification Abstand nahmen, weil sie diese als marginales Phänomen bewerteten, überließen sie das Feld also unterschiedlichen Zugängen, die gemeinsam hatten, dass sie Gentrification kritisch oder zumindest skeptisch gegenüber standen. Gleichzeitig waren diese allerdings in einen heftigen Streit miteinander verstrickt.²⁵ (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2010c: 191) Die Spaltung der Gentrification-Forschung in „zwei Teams“ (van Weesep 1994: 74) speiste sich vor allem aus theoretischen und ideologischen Auseinandersetzungen rund um die Vorrangstellung von Produktion oder Konsumtion, von Angebot oder Nachfrage am Immobilienmarkt, von Struktur oder Agency, sowie von Ökonomie oder ‚Kultur‘ als tendenziell dichotom gedachte kausale Begründungen für Gentrification²⁶. (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2010c)

Strukturorientierten „production-side“-Erklärungen wurde vorgeworfen, dass sie die Motivationen von Akteur_innen im Gentrification-Prozess ignorieren und v.a. jene Akteur_innen ausblenden, die von der Norm ökonomisch rationalen Handelns abweichen. (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2008: 74) Dem gegenüber steht der Vorwurf der Entpolitisierung an die „consumption-side“-Erklärungen: Durch ihren Fokus auf die Konstituierung und Praxis der ‚Gentrifier‘ bleibe die Beschäftigung mit den negativen Effekten des

²⁵ Die Heftigkeit und Polemik mit der dieser Konflikt oftmals ausgetragen wurde, überschattet dann auch eine Reihe durchaus vorhandener Gemeinsamkeiten, welche die einander scheinbar diametral gegenüberstehenden Lager miteinander verbinden: Beispielsweise bezüglich der Bedeutung von „Klasse“ als nicht zu leugnender, zentraler Aspekt der Problematik herrschte weitgehender Konsens. (Vgl. Smith 1992: 110; Lees, Slater und Wyly 2010b: 130) Beide Lager charakterisierte darüber hinaus eine grundlegende Skepsis gegenüber neoklassischen Zugängen – auch wenn humanistisch orientierte Autor_innen ein Interesse für die Motivationen der Akteur_innen, und marxistische Autor_innen das Axiom der ökonomischen Rationalität und die teilweise mangelnde Aufmerksamkeit für widerständiges Handeln mit den neoklassischen Perspektiven teilen. (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2008: 74)

²⁶ Diese unterschiedlichen Positionen, welche die Praktiken der Akkumulation von Kapital als Ursache von Gentrification betrachten oder aber Gentrification als Konsequenz mächtiger Konsumpraktiken einer als zunehmend bedeutsam betrachteten Mittelschicht sehen, sind auch mit unterschiedlichen Interpretationen der ökonomischen und sozialen Transformationen seit den 1970er Jahren als Übergang zu einer neuen Phase kapitalistisch organisierter Gesellschaften, die mit so unterschiedlichen Attributen wie „post-fordistisch“, „post-industriell“, „post-modern“ etc. versehen wurden (vgl. Amin 1994: 1), verbunden. Obwohl ich diese Diskussionen durchaus für wichtig halte, können sie im Rahmen dieser Arbeit nicht ausführlicher berücksichtigt werden. Zu problematisieren ist allerdings ihre Manifestation in den Debatten rund um Gentrification in Form einzementierter Oppositionen von Produktion vs. Konsumtion, von Ökonomie vs. ‚Kultur‘ sowie von Struktur vs. Agency, die ich – wie eine Reihe anderer Autor_innen – im Grunde für simplifizierend und problematisch halte.

Prozesses für zunehmend marginalisierte Gruppen sowie mit den strukturellen Zusammenhängen und mächtigen Interessen, die diese hervorbringen, tendenziell außen vor. (Vgl. ebd.: 121)

Dieser Streit rund um kausale Erklärungen mit seinen heftigen Diskussionen rund um primäre und sekundäre Ursachen bzw. rund um essentielle und marginale Elemente von Gentrification hat die Gentrification-Forschung laut Lees (2000) schließlich in eine Sackgasse dichotomer Perspektiven manövriert, aus der sich im Laufe der 1990er Jahre nur langsam und partiell Auswege erschlossen. Eine Reihe von Autor_innen beschäftigte sich nunmehr mit der wechselseitigen Konstitution von Produktion und Konsumtion, von Angebot und Nachfrage: Sie zeigen, dass einerseits Muster der Nachfrage, Präferenzen sowie postmoderne Konsumpraktiken in Verstrickung mit kapitalistischen Strukturen, mächtigen Kapitalinteressen und entsprechenden Machtverhältnissen (vgl. Smith 1996: 51ff. und 107ff.; Smith 1992: 114) sozial und kollektiv konstituiert werden, während sich die ‚Rent Gap‘ andererseits nicht ohne die Nachfrage für profitablere Nutzungsformen urbanen Raumes (vgl. Clark 2010 [1992]: 252) und dementsprechende ‚Images, die diesen anziehend und interessant machen‘ (Dörfler 2010: 50) realisieren könne. Loretta Lees (1994: 144) argumentiert darüber hinaus: „Indeed, material and symbolic value, profit and desire should be considered as part and parcel of the same thing“ und plädiert damit konkret für eine Überwindung der oppositionellen Gegenüberstellung marxistischer ökonomisch orientierter Analysen und „postmoderner“ kulturell orientierter Zugänge auf Basis ihrer dialektischen Verknüpfung und wechselseitigen Konstitution.

Ethnographische Perspektiven – Potentiale und Probleme

In jüngeren Arbeiten der Gentrificationforschung wurde und wird der Problematik oppositioneller, jeweils großangelegter Erklärungsschemata häufig so begegnet, dass andere Fragen gestellt werden, die nicht mehr primär auf die Benennung von Ursachen abzielen. In diesem Sinne schreibt der Geograph Jan van Weesep (1994: 80): „In the end, the ‘why’ of gentrification is less important than the ‘how’ and the repercussions of the process.“ Die Suche nach ursächlichen Kausalitäten solle zunehmend durch eine Beschäfti-

gung mit den Auswirkungen von Gentrification als komplexer Prozess abgelöst werden. (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2008: 190) Van Weesepls Plädoyer, dies zu tun, indem die Gentrification-Debatte in eine Policy-Perspektive gerückt wird, wurde in der Gentrification-Forschung ausgiebig rezipiert. (Vgl. Slater 2010 [2006]: 578; Lees und Ley 2008) Dabei brauche es eine Auseinandersetzung mit konkreten Problemen in konkreten Kontexten anstelle generalisierender Beschreibungen allgemeiner Trends und Kausalitäten, so van Weesep (1994: 80). Die von ihm umrissene Policy-Orientierung bleibt jedoch tendenziell in instrumentellen Fragen nach möglichen lokalen Strategien und den Handlungsperspektiven politischer Akteur_innen verhaftet. Im Unterschied dazu könnte die vorgeschlagene Perspektivenverschiebung vom ‚Warum‘ zum ‚Wie‘ aber auch als weiterreichende Eröffnung eines Raumes für eine ‚ethnographische Wende‘ im Sinne einer kritischen Forschungspraxis interpretiert werden, mit der an die Stelle einer abstrakten Suche nach den ‚wahren‘ Kräften hinter Gentrification (vgl. Mills 1993 und 2010 [1988]), eine intime Auseinandersetzung mit lokalen Veränderungsprozessen als konkrete materielle, soziale und kulturelle Erfahrung treten könnte und diese lebensweltlichen Dimensionen zugleich in ihrer Verstrickung mit überlokalen und globalen Prozessen, Strukturen und Politiken reflektiert werden.

In anthropologischen Diskursen kennen wir ähnliche Argumentationsstränge hinsichtlich einer „ethnographischen Wende“ auch aus Debatten rund um das Thema Entwicklung. Verschiedene Autor_innen plädieren auch hier für ihre jeweils spezifische Variante einer ethnographischen Auseinandersetzung mit konkreten Prozessen, Projekten und Programmen als Ausweg aus der Sackgasse einer abstrakten akademischen Debatte, die darum kreist, ob „Entwicklung“ nun als erstrebenswertes, notwendiges Ideal mit Reformbedarf zu denken sei oder als grundsätzlich problematisches und zu verwerfendes Herrschaftsinstrument. (Vgl. Rest 2012: 110) Im Sinne einer Überwindung dieser Opposition, die auch als jene zwischen einer anwendungsorientierten, reformistischen ‚Entwicklungsanthropologie‘ und einer kritischen ‚Anthropologie der Entwicklung‘ diskutiert wird, schlagen beispielsweise Crewe und Harrison (1998: 16ff.) eine ethnographische Herangehensweise vor, die sich davon verabschiedet Portraits einer dominanten, monolithischen Entwicklungsindustrie zu zeichnen und stattdessen fragt, wie verschiedene Akteur_innen und soziale Gruppen im Kontext von konkreten Projekten, Programmen und

Machtbeziehungen in Beziehung zueinander treten und dabei Entwicklungsdiskurse interpretieren und verwenden. In ähnlicher Manier stellt David Mosse (2005: 8) fest: „the ethnographic question is not whether but how development projects work“ und plädiert für eine „new ethnography of development“ an der Schnittstelle von *Policy* und Praxis. (Vgl. ebd.: 2ff.)

Auf die Gentrification-Forschung umgemünzt, ist es die Zusammenführung bisher dichotom gedachter schematischer Erklärungsansätze in einer Beschäftigung mit den facettenreichen Komplexitäten konkreter Gentrifizierungsprozesse, die ethnographische Zugänge unter Umständen leisten können. Die im ersten Teil dieses Kapitels diskutierten Beiträge und Modelle sowie ihre Feststellungen bezüglich struktureller und/oder handlungsbezogener bzw. ökonomischer und/oder kultureller Faktoren von Gentrification erübrigen sich damit keineswegs. Relevant wird hier die Frage nach ihrem Zusammen- und Auseinanderlaufen in der konkreten Erfahrung sozialräumlicher Transformationsprozesse, die als komplexe und konfliktbehaftete Gefüge von Diskursen und Praktiken, von Bedeutung, Macht und Interessen betrachtet werden können.

Gleichzeitig attestiert die Geographin Loretta Lees (2003) jedoch den Arbeiten ihrer Kolleg_innen, die urbane Prozesse erforschen, trotz eines Trends zur Arbeit mit qualitativen Methoden einen „ethnographic void“: Mangels reflexiver Auseinandersetzungen mit ihrem Potenzial wie auch ihren Limitierungen bleiben nicht nur die methodischen und methodologischen Grundlagen einer ‚kritischen urbanen Ethnographie‘ weitgehend unklar, qualitative Forschungspraktiken beschränken sich laut Lees weitgehend auf jene Art der Beschäftigung mit Repräsentationen und Diskursen, im Zuge welcher Feldforschung weitgehend außen vor gelassen wird. Dementsprechend stellen eine Reihe von Gentrification-Forscher_innen auch immer wieder fest, dass lebensweltliche Perspektiven auf konkrete urbane Transformationsprozesse nach wie vor rar seien und v.a. die Erfahrungen und Sichtweisen jener Bewohner_innen betroffener Nachbarschaften weitgehend ausgespart bleiben, die nicht zu den sogenannten ‚Gentrifiern‘ zählen. (Vgl. Freeman 2006: 1ff.; Cahill 2010 [2007]: 299; Dörfler 2010: 12f. und 111; Slater, Curran und Lees 2004: 1142; Corbillé 2007)

Dieser „ethnographic void“ kann als ein potenzieller Anknüpfungspunkt für anthropologische Beiträge zur Auseinandersetzung mit Gentrification betrachtet werden. Anthropologische Beiträge zum Thema sind bisher jedoch rar und eine kritische Zusammenschau derselben fehlt bisher gänzlich. Die wenigen vorhandenen Arbeiten von Anthropolog_innen nehmen in der Regel außerdem nur in relativ eingeschränktem Ausmaß auf die interdisziplinären Diskussionen rund um Gentrification Bezug, während umgekehrt anthropologische Arbeiten selten in diese Debatten einfließen. Um angesichts dieser Lücke das Potenzial anthropologischer Auseinandersetzungen mit Gentrification im Kontext der interdisziplinären Stadtforschung auszuloten und im Sinne einer Annäherung an eine präzisere Bestimmung möglicher Elemente einer ‚kritischen Ethnographie der Gentrifizierung‘ möchte ich deshalb im nächsten Schritt verschiedene Beispiele für ethnographische Auseinandersetzungen mit dem Thema diskutieren und fokussiere dabei auf ausgewählte Arbeiten von Anthropolog_innen.

In der Anthropologie waren die französische Ethnologin Sabine Chalvon-Demersay (1998 [1984]) mit ihrer Arbeit über die Transformationen in einem Viertel des 14. Arrondissements von Paris, sowie die amerikanische Anthropologin Brett Williams (1988) mit ihrer Arbeit über Gentrification in Washington D.C. in den 1980er Jahren Pionier_innen der ethnographischen Auseinandersetzung mit Gentrification. Nichtsdestotrotz habe ich mich dafür entschieden, meinen Fokus auf den folgenden Seiten auf jüngere Arbeiten zu beschränken, die auf die eine oder andere Weise an rezente Entwicklungen im Bereich der Stadtforschung anknüpfen. Unter diesen habe ich Barbara Langs Arbeit über Berlin (1998), Sophie Corbillés Arbeit über Paris (2007 und 2009), Daniella Gandolfos Arbeit über Lima (2009) und Michael Herzfelds Arbeit über Rom (2009) für eine genauere Besprechung ausgewählt. Die Arbeit von Öykü Potuoğlu-Cook (2006) über Istanbul habe ich nicht integriert, weil sowohl ihr Konzept der „cultural gentrification“ als auch ihre diesbezügliche Thematisierung von „embodied practices“ ganz eigene und spezifische Fragen und Diskussionen aufwirft, die die Erweiterung des Begriffs Gentrification über sozialräumliche Transformationsprozesse hinaus betreffen. Eine fundierte Auseinandersetzung damit würde den Rahmen meiner Arbeit sprengen. Die Dissertation der amerikanischen Anthropologin und Linguistin Gabriella Gahlia Modan (2007) über *Mt. Pleasant* in Washington D.C. ist ohne Zweifel in vielerlei Hinsicht eine fruchtbare

Ressource für anthropologische Auseinandersetzungen mit Gentrification in ihrer Verstrickung mit multiplen Raumvorstellungen und –diskursen. Ich habe mich dennoch dagegen entschieden, sie hier ausführlich zu diskutieren, weil sie aufgrund ihrer überwiegend soziolinguistischen und diskursanalytischen Ausrichtung und der dementsprechend starken Fokussierung auf sprachliche Aspekte (vgl. Schneider 2010: 388) sowohl in ihrer empirischen als auch theoretischen Dimension nicht ohne weiteres mit anderen ethnographischen Arbeiten zum Thema vergleichbar ist. Dieses Panorama ausgewählter Arbeiten beginnt also mit Dissertationen aus dem deutschsprachigen und dem französischsprachigen Raum.

Ethnographien kultureller Dimensionen von Gentrification

Die Ethnologin Barbara Lang (1998) thematisiert Gentrification in ihrer Dissertation in Zusammenhang mit Mythen.²⁷ Im Detail analysiert sie in *Mythos Kreuzberg*, wie sich mediale Repräsentationen dieses Berliner Stadtteils nach dem Mauerfall radikal verändert haben, als Kreuzberg plötzlich vom Rand der BRD ins Zentrum der neuen Hauptstadt gerückt wurde. Mit dem Konzept der „symbolischen Gentrifizierung“, das in der deutschen Debatte rund um Gentrification seither immer wieder aufgegriffen wird, verweist Lang darauf, dass die ökonomische ‚Aufwertung‘ und Gentrifizierung eines Stadtteils [...] entscheidend von der Neudefinition seines Images ab[hängen]“ (ebd.: 158). „[W]as vorher als heruntergekommen und hässlich galt, [wird] zum ästhetisch interessanten Ambiente aufgewertet [...],“ stellt Gisela Welz (1996: 318) in Bezug auf die Dynamik der symbolischen ‚Aufwertung‘ fest. Wie Neil Smith (1992) macht Welz diese vor allem an der Kulturindustrie (z.B. Museen, Galerien und Künstlern) fest. Lang hingegen ortet die Quelle symbolischer ‚Aufwertung‘ eben vor allem in medialen Repräsentationen, die – so ihre These – die Umstrukturierung Kreuzbergs vorbereiten und begleiten, auf Basis einer Zuschreibung von Konstruktionen wie Alterität, Vielfalt und Abwechslung.

²⁷ Pionierin einer Reflexion von Gentrification in Zusammenhang mit Mythen war die kanadische Kulturgeographin Caroline A. Mills (1993 und 2010 [1988]), die in in ihrer Analyse der „postmodernen Landschaft“ von Fairview Slopes (Vancouver) eine durch Clifford Geertz inspirierte ethnographische Auseinandersetzung mit Sprache und ‚Kultur‘ als Medien der Erfahrung, Konstituierung und Infragestellung sozialer Veränderung im urbanen Kontext praktiziert. Konkret stellt Mills (1993: 152) in ihrer Arbeit die Frage, “how the material experience of gentrification is recast as myth”.

Neben ihrer Auseinandersetzung mit medialen Diskursen, die im Zentrum ihrer Überlegungen steht, inkludiert Lang auch gewisse lebensweltliche Aspekte im Rahmen ihrer Beschäftigung mit unterschiedlichen Arten der Rezeption medialer Repräsentationen auf Seiten von Angehörigen der Kreuzberger „Alternativszene“ sowie in eher allgemein gehaltenen, relativ schematischen Beschreibungen verschiedener Kategorien kulturellen Handelns im Viertel: auf der einen Seite sieht sie die Kreuzberger „Alternativszene“, die jedoch zunehmend durch eine neue „Consumer Culture“ und eine unpolitische, jüngere „Generation X“ auf der anderen Seite verdrängt werde.

Im Unterschied dazu rückt die französische Ethnologin Sophie Corbillé (2007 und 2009) in ihrer Arbeit über den zunehmend gentrifizierten Nord-Osten von Paris eine Thematisierung des Alltags in diesen Stadtteilen in den Mittelpunkt. In Anlehnung an Marc Abélès und die Vertreter_innen einer ‚anthropologie du contemporain‘ plädiert sie für eine Analyse des Familiären und Selbstverständlichen, der Logik hinter dem scheinbar Ordinären und Banalen. In expliziter Abgrenzung von explikativen Zugängen in der soziologischen und geographischen Gentrificationforschung plädiert sie für eine spezifisch anthropologische Perspektive, welche den ‚Standpunkt der Akteur_innen‘ privilegiert und sich darauf konzentriert, wie diese ihre ‚Welt‘ schaffen, beispielsweise im Sinne einer ethnographischen Auseinandersetzung mit Diskursen vom ‚hier‘ und ‚dort‘ oder ihrer alltagsweltlichen Beziehung zu ‚ihrem‘ Viertel und *ihrer* Stadt. Anhand von Interaktionen, beispielsweise auf Flohmärkten oder im Rahmen touristischer Parcours durch diese sozial und kulturell heterogenen Viertel analysiert Corbillé die Konstruktion einer spezifischen ‚Welt‘, wobei sie auf ‚ephemere‘, aber ihrer Ansicht nach effektive Momente fokussiert, in denen es zu einer Neutralisierung sonst wirksamer kultureller und sozioökonomischer Marker und zur Herstellung einer Art ‚verzauberter Beziehung zu Differenz‘ (vgl. Corbillé 2009: 31) komme. Wie sich im Zuge dieser Arbeit noch zeigen wird, gibt es eine Reihe von Berührungspunkten zwischen meinen Ergebnissen und Corbillés Reflexionen, die sich teils auf das gleiche Forschungsfeld beziehen, aber auch meines Erachtens markante Unterschiede in unseren Herangehensweisen sowie den Schlussfolgerungen, die wir jeweils daraus ziehen.

Sowohl Langs wie auch Corbillés Arbeiten thematisieren in Abgrenzung von einer Erklärung der Transformationen im Sinne von „kausal rückgeführte[n] soziale[n] Prozessen“ (Dörfler 2010: 10) auf jeweils unterschiedliche Weise ‚kulturelle Dimensionen‘ von Gentrification – ein Aspekt, der als zentraler Anker anthropologischer Beiträge zum Thema festgehalten werden kann. In beiden Fällen scheint der beharrliche Verweis auf die Bedeutung einer kulturellen und symbolischen Ebene der Transformationen allerdings in eine Perspektive zu münden, in der diese kulturelle Sphäre in tendenzieller Isolation von sozio-ökonomischen Zusammenhängen und Aspekten gedacht wird. Barbara Langs Fokus darauf, dass die kulturelle Dimension ein „eigener und ernst zu nehmender Faktor“ (ebd.: 30) und „mehr als schmückendes Beiwerk“ (ebd.) sei, läuft auch darauf hinaus, dass die sozio-ökonomische Dimension der Transformationsprozesse zwar immer wieder evoziert wird, schließlich jedoch weitgehend unbeachtet bleibt. So verweist Lang zwar wiederholt am Rande darauf, dass der Shift „[v]on der Alternativ- zur Konsumkultur“ (Lang 1998: 57) irgendwie mit ökonomischen Zusammenhängen verwoben sei (vgl. ebd.: 65); der „kulturelle Wandel“ erscheint hier dennoch weitgehend als nicht kontextualisierte, ethische Neuorientierung in Richtung Ästhetisierung des Alltags, Massenkonsum, Hedonismus und Entpolitisierung. Zwar macht Lang an einer Stelle die Mittelschicht als hauptsächliche Trägerin dieser „Konsumkultur“ aus, dieser potenzielle Verweis auf die Bedeutsamkeit von sozio-ökonomischer Ungleichheit wird jedoch an anderer Stelle umgehend wieder negiert, wenn sie feststellt, in ihrer Arbeit folgender Perspektive zu folgen: „Es sind mehr die Angehörigen einer neuen Generation und nicht so sehr die Dienstleistungsökonomie, die als ursächlich für die Verwandlung gesehen werden.“ (ebd.: 32) Der kulturelle Wandel wird bei Lang weitgehend als eigenständig und nicht in seiner Verstrickung mit sozio-ökonomischen Aspekten reflektiert.

Auch Sophie Corbillé nimmt eine ähnliche Perspektive ein, wenn sie ihren Zugang folgendermaßen legitimiert: Sie stellt die ethnographisch herauszuarbeitenden lokalen sozialen und symbolischen Logiken auf Seiten konkreter Akteur_innen, sozio-ökonomischen Veränderungs- und Differenzierungsprozessen in der Stadt gegenüber, die sich ihres Erachtens weitgehend außerhalb des beobachteten ‚Feldes‘ abspielen. (Vgl. Corbillé 2007: 357) Letztere sind für ihre Variante einer spezifisch anthropologischen Auseinandersetzung nur von zweitrangiger Bedeutung. Ausgehend von dieser Dichoto-

mie kann aus meiner Sicht auch hier eine Tendenz zur Dekontextualisierung sowie zur Fortführung einer isolierten Betrachtung von im Grunde miteinander verstrickten kulturellen und sozio-ökonomischen Dimensionen von Gentrification festgestellt werden.

Ironischerweise finden sich Verweise auf das Potenzial einer konstruktiven Bezugnahme auf Debatten in der Anthropologie, gerade bezüglich der Verstrickung symbolischer und materieller Aspekte, dann vielmehr bei der bereits erwähnten Geographin Mills als bei den beiden Ethnolog_innen. Auch Caroline Mills (2010 [1988]: 180) zeigt, dass kulturelle Prozesse aus der Produktion gentrifizierbarer Räume und dementsprechenden ökonomischen Profiten nicht wegzudenken sind, wenn sie feststellt: „For an investment to be a good one, the commodity must sell; for it to sell, it must have use-value; and that use-value must be ‚imaginable‘ – it must have cultural meaning.“ Mills entwickelt dieses Argument in Anlehnung an Marshall Sahlins: Wenn Gentrification eine rationale Antwort auf die ‚*Rent Gap*‘ darstelle, sei eben auch zu berücksichtigen, dass Rationalität nie unabhängig von kulturellen Aspekten sei. Ökonomische Prozesse seien durchwegs mit symbolischen Prozessen verstrickt, im Zuge welcher die Nützlichkeit von Gütern überhaupt vorstellbar wird, so Mills (1993: 156f.). Kulturelle Aspekte sind somit von zentraler Bedeutung, insistiert auch Mills, aber keineswegs als isolierte oder unabhängige Faktoren.

Mills deutet damit einen jener Aspekte an, wo sich meines Erachtens eine Zusammenführung der Gentrificationliteratur mit anthropologischer Theorie anbieten würde: nämlich anschließend an Auseinandersetzungen mit der wechselseitigen Konstitution von ‚Kultur‘ und Ökonomie, wie sie in diesem Verweis auf Sahlins anklingen und vor allem in der Ökonomischen Anthropologie diskutiert wurden und werden. Damit kann von einer eindimensionalen Perspektive auf ökonomische Zusammenhänge als rein „materielle Dimension sozialen Lebens“ (Downey und Fisher 2006: 7) Abstand genommen werden und ökonomische Tatsachen wie ‚Wert‘ können in ihrer Abhängigkeit von kulturellen und materiellen Prozessen thematisiert werden. (Vgl. ebd.) Dieses Potenzial bleibt in Zusammenhang mit den beiden bisher besprochenen ethnographischen Arbeiten von Lang und Corbillé allerdings weitgehend unausgeschöpft.

Ohne den in diesen Arbeiten präsentierten Argumenten und Reflexionen im Allgemeinen die Relevanz abzuspüren, kann außerdem darauf verwiesen werden, dass sie sich auf jeweils spezifische Weise auch in einen Trend der Gentrificationforschung einfügen, den der britische Geograph Tom Slater (2010 [2006]) in bewusster Drastik als „Eviction of Critical Perspectives“ beschreibt. Als ein Element dieser Tendenz macht er aus, was bereits in Bezug auf den überwiegenden Fokus der konsumorientierten Ansätze auf die Gruppe der „Gentrifier“ angeklungen ist. Die Aufmerksamkeit drifte von den negativen Effekten des Prozesses weg, während vor allem die Charakteristika der Mittelschicht als distinkte soziale Gruppe thematisiert werden: „It was as if the middle classes are the only characters occupying the stage of gentrification, with the working-class backstage [...]“, so Slater (ebd.: 578). Loïc Wacquant (2008a: 199) bettet diese Tendenz in den allgemeinen gesellschaftlichen Kontext der ‚neoliberalen Stadt‘ ein, geprägt durch eine weitgehende ‚Unsichtbarkeit der Arbeiter_innenklasse‘ in konkreten politischen Praktiken wie auch in medialen, wissenschaftlichen und politischen Diskursen.

Bei Barbara Lang scheint ein kritisches Verständnis von Gentrification als klassenbezogene Problematik am Weg überhaupt weitgehend verloren zu gehen. Zwar steht sie dem Trend zur „Konsumkultur“ offensichtlich kritisch gegenüber, im Grunde begreift sie Gentrification allerdings als „weiche“ Transformation“ (Lang 1998: 73) im Sinne eines schrittweisen kulturellen Wandels, den auch viele Kreuzberger_innen mittragen und an dem sich selbst jene „die gemeinhin als ‚verdrängte Bevölkerungsgruppen‘ gehandelt werden“ (ebd.: 65) ihrer Ansicht nach beteiligen, z.B. weil einige der schicken, neuen Lokale in Kreuzberg im Besitz türkischer Migrant_innen seien. (Vgl. ebd.) Während es meines Erachtens durchaus Sinn macht, sich mit den Ambivalenzen von Gentrification und ihren subtilen lokalen und alltäglichen Aspekten auseinanderzusetzen und damit der Vision einer radikalen Invasion von außen etwas entgegenzusetzen, werden in Langs Versuch eben dies zu leisten, konkrete Exklusionsmechanismen, Konflikte und Verdrängungsprozesse nicht thematisiert. Das mag einerseits mit dem relativ geringen Ausmaßes konkreter sozio-ökonomischer Veränderungen in Kreuzberg zum Zeitpunkt der Untersuchung zu tun haben – trotz gegenteiliger Erwartungen und massiven Umdeutungen auf symbolischer Ebene. Meines Erachtens geht es aber auch um ein konzeptuelles Problem in Langs Arbeit: Dass sie weder die heterogene Bevölkerungsgruppe der Kreuzber-

ger_innen mit Migrationshintergrund noch die proletarische Berliner Bevölkerung als Teil ihrer Untersuchung betrachtet und nur mit ‚deutschen‘ Mitgliedern der „Alternativszene“ gearbeitet hat, ist aus meiner Sicht einer der Hauptgründe dafür, dass sie dieses Bild eines „weichen“ Wandels zeichnen kann, der vor allem für seinen immanenten Hedonismus zu kritisieren sei. Aus Langs Perspektive ist es dann ausschließlich die „Alternativkultur“, die verdrängt wird, nicht weniger privilegierte Bewohner_innen Kreuzbergs. Zu letzteren gehören sicherlich auch Mitglieder der „Alternativszene“, deren schrumpfende Freiräume ich nicht leugnen möchte, Klasse und soziale Ungleichheit sowie deren Verstrickung mit Rassismus werden in Langs Auseinandersetzung mit Gentrification jedoch zu relativ unbedeutenden Aspekten. Weder aus dem Fehlen offener raumbezogener Konflikte, noch daraus, dass bestimmte ‚Alteingesessene‘ z.B. als Unternehmer_innen von der Gentrifizierung profitieren, kann außerdem geschlossen werden, dass es sich um einen „weichen“ Prozess handelt. (Vgl. z.B. Lees, Slater und Wyly 2008: 249) Gerade polarisierende und exkludierenden Effekte erscheinen mir relevant, wenn wir die Macht der Diskurse ernst nehmen und es dementsprechend um die symbolische Ebene von Gentrification geht, die – wie Lang (1988: 234) feststellt – die sozio-ökonomische Transformation vorbereitet hat. Und "[i]nzwischen ist Kreuzberg bei den Mieten der viertteuerste Bezirk von Berlin", berichtete die TAZ 2009 den Stadtsoziologen Erwin Riedmann zitierend: "Und dies führt zur Verdrängung." (Villinger, online) Immer mehr Mieter_innen in Kreuzberg seien mit Modernisierungsankündigungen und saftigen Mietpreiserhöhungen konfrontiert, die sie vor die sehr konkrete Frage stellen: „Was tun?“ (Villinger, online)

Auch eine kritische Reflexion des ethnographischen Zuganges, den Sophie Corbillé entwirft, stellt uns meines Erachtens vor die Frage: Wer sind die Akteur_innen für deren lebens- und alltagsweltliche Perspektive sie sich interessiert? Corbillé (2007: 357) streicht einerseits hervor, die von ihr gewählte offene Methode der ‚ethnographischen Beobachtung‘ habe zum Vorteil, die Stadt nicht a priori zu zerteilen und ‚niemanden zu exkludieren‘. Aber wo sind jene, die gerade aufgrund ihrer Marginalisierung nicht so unmittelbar als Akteur_innen im urbanen Raum auftreten und sichtbar werden? Corbillé stellt völlig zu Recht fest, die mittleren und oberen Schichten seien nicht die einzigen, die diese ‚urbane Welt‘ herstellen. Dennoch sind es im Endeffekt deren Perspektiven, die

einen privilegierten Platz in ihrer Arbeit einnehmen. Denn ob beispielsweise die von ihr proklamierte Logik der momentanen Neutralisierung von Ungleichheit und einer ‚verzauberten Beziehung zu Differenz‘ auch aus Perspektive derjenigen Relevanz hat, die Ungleichheit und Differenz nicht von privilegierten Positionen aus zu spüren bekommen, bleibt beispielsweise offen. Sicher, Corbillé verschließt nicht einfach die Augen davor, dass in bestimmten Sphären urbanen Lebens ganz klar Praktiken der Distinktion, der Exklusion und Abgrenzung eine große Rolle spielen – unter anderem in Bezug auf den Wohnraum und Schule (vgl. Corbillé 2009: 47f.) spricht sie diese an. Das ‚Sie‘ in Corbillés Text, die ‚Akteur_innen‘ bleiben für die Ethnologin aber dann doch weitgehend jene Bewohner_innen, die der Mittelschicht angehören. Ihre Perspektiven und Praktiken werden in den Mittelpunkt gerückt. Auch auf diese Arbeit trifft Slaters (2010 [2006]: 577) kritische Anmerkung zu: „if the working class are mentioned at all, it is usually in the form of how the middle classes feel about ‚others‘, or neighbours not like them.“

Mit dieser Kritik soll keineswegs behauptet werden, es sei sinnlos, die Erfahrung privilegierter sozialer Gruppen in der Stadt zu thematisieren. Detaillierte Mikro-Studien einzelner Gruppen von Bewohner_innen oder einzelner Orte als Kumulationspunkte bestimmter Praktiken und Diskurse erübrigen sich dadurch keineswegs – es gilt jedoch diese mit einem Bewusstsein für ihre Einbettung und Verstrickung in komplexe gesellschaftliche Zusammenhänge, Prozesse und Machtverhältnisse zu durchtränken. Diese Kritik soll auch nicht als Plädoyer dafür verstanden werden, Gentrification als eine Geschichte von dämonisierten ‚Gentrifiern‘ und ihren Opfern zu erzählen. Die Identitäten und Positionen aller in die Transformationsprozesse Involvierten sind multipel und potentiell ambivalent. (Vgl. ebd.: 578) Aber: „Middle-class gentrifiers are only one part of a much larger story.“ (Slater, Curran und Lees 2004: 1142) Zum Teil mag die Problematik der Privilegierung ihrer Perspektiven, die weit über diese beiden Beispiele hinaus relevant ist, methodologisch begründet sein: Die Mittelschicht dürfte oft einfacher zugänglich sein für Interviews (vgl. ebd.), bereits Verdrängte hingegen überhaupt schwer zu finden. (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2008: 78) Indem die Erfahrungen der „non-gentrifying groups“ (ebd.) in den hier diskutierten ethnographischen Arbeiten nicht vorkommen, wird jedoch Marginalisierung diskursiv verdoppelt und das kritische Potenzial von Auseinandersetzungen mit Gentrification tendenziell begrenzt. Die Verankerung des

Prozesses in Strukturen sozialer Ungleichheit, die bereits Ruth Glass in ihrer ursprünglichen Verwendung des Begriffes betont hat; seine Fundierung in den klassenbezogenen Hierarchien der postfordistischen Stadt gerät dabei tendenziell aus dem Blick.

Sowohl Langs ethnographische Aufarbeitung der mythischen Konstruktion eines neuen *Kreuzberg* als auch Corbillés ‚ethnographische Beobachtung‘ des Alltags im Pariser Nord-Osten rücken kulturelle und/oder soziale Dimensionen konkreter Gentrifizierungsprozesse in den Mittelpunkt und setzen damit einen Kontrapunkt zu tendenziell reduktiven Erklärungen, die ‚Kultur‘ höchstens als Nebeneffekt ökonomischer Prozesse behandeln. Werden damit durchaus grundlegende Anknüpfungspunkte für anthropologische Beiträge zur Gentrification-Forschung greifbar, so habe ich in meiner Besprechung dieser Arbeiten andererseits auch aufgezeigt, dass die jeweilige Betonung der kulturellen Aspekte der Transformation bei Lang und Corbillé tendenziell in eine isolierte Betrachtung derselben mündet. Abseits davon sehe ich einen weiteren wichtigen Anknüpfungspunkt für anthropologische Zugänge im Impetus beider Arbeiten, Bilder von Gentrification als immer gleiche Invasion der Mittelschicht aufzuweichen und sich stattdessen mit Ambivalenzen und Nuancen des Lebens in sich verändernden Stadtteilen zu befassen. Auch in diesem Zusammenhang habe ich allerdings Kritik daran formuliert, wo dieser Pfad beide Autorinnen letztlich hinführt: Mit ihrem expliziten oder impliziten Fokus auf Teile der Mittelschicht geht eine Tendenz zur Entpolitisierung der Auseinandersetzung mit Gentrification einher, nämlich wenn die Praktiken und Perspektiven bestimmter Gruppen privilegiert werden, ohne deren spezifische soziale und kulturelle Positioniertheit kritisch sichtbar zu machen bzw. zu relativieren. Die Konsequenzen des Prozesses für andere Gruppen in der Nachbarschaft, sowie Konflikte und Machtverhältnisse laufen dabei Gefahr aus dem Blickfeld zu verschwinden. In den Bildern einer ‚weichen‘ Transformation scheint die Härte sozialer Ungleichheit dann nur am Rande eine Rolle zu spielen. Eine entsprechenden Zugangsweise verzichtet meines Erachtens auf jene Dimension einer kritischen anthropologischen Praxis, die John Comaroff (2010: 530) als „critical estrangement of the lived world“ benennt: „the deconstruction of its surfaces and the relativizing of its horizons“. Im Anschluss an diese Auseinandersetzung mit zwei Ethnographien der kulturellen Dimensionen von Gentrification stehen nunmehr also (1) das Problem einer kritischen Perspektive und (2) das Problem der Verstrickung

kultureller und sozio-ökonomischer Dimensionen urbaner Transformationsprozesse im Raum.

Ethnographien neoliberalen Stadtumbaus

Andere Wege einer Auseinandersetzung mit Gentrification schlagen Anthropolog_innen ein, die in ethnographischen Beiträgen Gentrifizierungsprozesse als spezifische Form der neoliberalen Umstrukturierung urbaner Räume und Lebenswelten darstellen und reflektieren. Im Allgemeinen stellen Auseinandersetzungen mit dem Verhältnis von Neoliberalisierung, neuen urbanen Politiken und Gentrifizierung einen der zentralen Pfade dar, auf dem kritische Gentrification-Forscher_innen versuchen, jenseits der umstrittenen Wege der klassischen Gentrification-Literatur neue Perspektiven auf urbane Räume und ihre Transformation zu erarbeiten. Wie in Bezug auf die *Global City*-Debatte bereits angeklungen ist, finden seit den 1980er Jahren weitreichende Veränderungen in Städten statt, die eng mit globalen Prozessen dem Shift zur ‚postfordistischen Stadt‘ und neoliberalen Formen kompetitiver Globalisierung verstrickt sind.²⁸ Neoliberalismus als „operating framework“ oder „ideological software“ (Peck und Tickell 2002: 380) kompetitiver Globalisierung manifestiert sich unter anderem in einer Konstruktion urbaner Räume als Territorien, deren Qualität und Attraktivität auf einer globalen hierarchischen Skala zu verorten ist. Im Zuge des Shifts zu einem „urban entrepreneurialism“ (Harvey 1989) müssen sich Städte nunmehr als Wissens-, Finanz-, Freizeit- bzw. Tourismus-Zentren neu positionieren. (Vgl. Glick Schiller und Çağlar 2009; Smith 2010b [2002]: 500ff.; Lees, Slater und Wyly 2008: 165; Atkinson und Bridge 2005: 7ff.; Heeg und Rosol 2007; Mayer und Künkel 2011)

Vor diesem Hintergrund werden auch aktuelle Gentrificationprozesse zunehmend mit globalen Kapitalströmen und einer veränderten Rolle des Staates in Zusammenhang gebracht. Neil Smith (2010b [2002]) analysiert Gentrification im Kontext dieser globalen Konkurrenz als eine ‚generalisierte Strategie‘ neoliberaler Urbanismen, als globales Phänomen, das Städte weltweit prägt. Die Bedingungen für Gentrification haben sich dabei

²⁸ Dass Städte als Knotenpunkte der Globalisierung betrachtet werden, wurde bereits in Kapitel 2 in Zusammenhang mit der *Global City*-Debatte diskutiert.

grundlegend verändert: In einem neoliberalen Umfeld, in dem der Staat den Markt primär fördert, statt ihn zu regulieren, entsteht ein neues Naheverhältnis zwischen lokalen Stadtpolitiken und Gentrification:

„Not infrequently, gentrification was then seen as a problem for urban policy, rarely as a solution. Thirty years later, that equation has usually been reversed. During the more recent phase of gentrification, the process has become fully and affirmatively incorporated into public policy“ (Lees und Ley 2008: 2380)

Wenn Städte oder Stadtteile nun versuchen Images aufzupolieren, Standortfaktoren zu stimulieren und Profile zu schärfen, dann eben auch um urbane Räume von jener Art zu produzieren und zu konstruieren, die für die besitzende Mittelschicht und hochqualifizierte Bevölkerungsgruppen attraktiv sind. (Vgl. Heeg und Rosol 2007: 495) Damit werden Standortvorteile produziert. In diesem Kontext unternehmerischer Rationalität floriert die dringliche Suche nach Erfolgsmodellen urbaner Entwicklung, wie der Hype um Richard Floridas ‚Creative-Class-These‘ beispielhaft illustriert.²⁹ (Vgl. Peck 2005; Mayer und Künkel 2011: 12; Lees, Slater und Wyly 2008: xixf.; Vivant 2009)

Als eine Autorin, die den Zusammenhang von Neoliberalisierung, Gentrification und kulturellen Praktiken und Diskursen aus anthropologischer Perspektive thematisiert, beschäftigt sich beispielsweise Öykü Potuoğlu-Cook (2006) mit Bauchtanz als performative Praxis in Istanbul. Sie reflektiert die Vorstellungen und Auseinandersetzungen verschiedener Bewohner_innen der türkischen Hauptstadt bezüglich urbanem Raum, weiblicher Ehre, Klasse und Religion in Zusammenhang mit der zunehmenden Integration der Stadt in einen globalen Markt und Versuchen ihrer Etablierung als *Global City*. Zwei weitere Beispiele der Auseinandersetzung mit Städten in Zusammenhang mit Prozessen der Neoliberalisierung stellen außerdem die Arbeiten von Daniella Gandolfo (2009) und Michael Herzfeld (2009) dar. Sie liefern jeweils Monographien zur Transformation einzelner Stadtteile bzw. Städte, im ersteren Fall in Lima, im zweiten in Rom. Eben diese beiden Arbeiten sollen in weiterer Folge genauer in den Blick genommen

²⁹ Florida präsentiert die ‚creative class‘ als Schlüssel zur wirtschaftlichen Dynamik von Städten und bewirbt die Erhebung ihrer Bedürfnisse, Visionen und Werte zu Imperativen urbaner Entwicklung. Dass der Imperativ der Kreativität nicht nur in Stadtentwicklungsprogrammen Hochkonjunktur hat, sondern im Allgemeinen eines der ‚Heilswörter‘ gegenwärtiger gouvernementaler Programme der Fremd- und Selbstführung darstellt, reflektiert z.B. Bröckling (2007: 152ff.).

werden und dabei ebenfalls hinsichtlich der Frage nach den Potenzialen und Problemen anthropologischer Herangehensweisen und ethnographischer Zugänge befragt werden.

Privatisierte Sauberkeit in Lima und Zwangsräumungen in Rom

In *City at its limits* thematisiert Daniella Gandolfo (2009) die Umstrukturierung Limas im Kontext der nationalen neoliberalen Politik in Peru sowie von Versuchen der Stadterneuerung in den 1990ern entlang der spezifischen thematischen und theoretischen Achse einer Auseinandersetzung mit Tabu und Transgression. Ausgehend von spontanen Akten der Selbstentblößung einiger Straßenkehrerinnen im Zuge von Protesten gegen die Privatisierung von Limas Straßenreinigung beschäftigt sich Gandolfo in Anlehnung an Georges Bataille damit, wie solche Tabubrüche als außerordentliche Ereignisse urbanen Raum prägen und dabei soziale Bruchlinien, die diesen durchziehen, spürbar machen. Aus Tagebucheinträgen, theoretischen Reflexionen und Analysen komponiert Gandolfo ein breit angelegtes ethnographisches, teils sozial-historisch orientiertes Panorama, das einen weiten thematischen Bogen spannt: vom Blick auf Maßnahmen der Stadterneuerung als Rekonstruktion einer spezifischen Version von Perus kolonialer Geschichte, über Sicherheitsdiskurse, bis zur konkreten Verdrängung der ‚Unerwünschten‘ aus dem Zentrum und der touristischen Vermarktung der Stadt.

Obwohl Gandolfo weder den Begriff „Gentrification“ verwendet, noch direkte Bezüge zu entsprechenden Arbeiten und Theorien herstellt, bietet *The City at its Limits* durchaus eine Vielzahl von Anknüpfungspunkten für die Auseinandersetzung mit Prozessen der (Re-)Konstitution konkreter urbaner Räume und der Neuzeichnungen von Grenzen in Zusammenhang mit Gentrification. Denn sie analysiert die Transformationen Limas mit einem grundlegend kritischen Blick als Prozess, im Zuge dessen eine Normierung urbanen Raums und Lebens auf Basis von Werten der Mittelklasse geschieht. (Vgl. Gandolfo 2009: 31ff.) Gandolfo selbst definiert ihr zentrales Forschungsvorhaben folgendermaßen: „what I’m after [is] the definition and regulation of social distance through our relationship to and management of space“ (ebd.: 33). Sie fragt also nach der Rolle, die soziale Verbote in Zusammenhang mit scheinbar neutralen, natürlichen und selbstverständlichen Vorstellungen von Schönheit und Sauberkeit, Angemessenheit und Ordnung, sowie der

Verstoß gegen diese Verbote (z.B. im Akt der Entblößung durch die protestierenden Straßenkehrerinnen) für die Errichtung, Legitimation und Infragestellung ‚unsichtbarer Mauern‘ in einer von sozialen Hierarchien durchzogenen Stadt spielen. Sie zeigt damit auch, dass es nicht nur materielle und ökonomische Hürden sind, die städtische Ordnungen im Kontext ungleicher Vielfalt fixieren, sondern auch ein Komplex aus Ängsten, Schüchternheiten, Präferenzen, Geschmäckern sowie in diese eingewobene Vorurteile und Bilder von den ‚Anderen‘.

In *Evicted from Eternity* zeichnet Michael Herzfeld (2009) ein detailliertes ethnographisches Porträt von Monti, dem ersten Bezirk Roms. Auch er thematisiert dessen rapide Transformation seit den 1980er Jahren als neoliberale Umstrukturierung. Dabei sei es im Zuge der römischen Wohnungskrise nicht nur für einen erheblichen Teil der ärmeren Monticini – für Mieter_innen sowie für viele der hier ansässigen Handwerker_innen – unleistbar geworden, in Monti zu leben und zu arbeiten. In seiner Beschäftigung mit Gentrifizierung als neoliberale Umstrukturierung dieses lokalen urbanen Raums im Kontext einer ‚neuen globalen Ökonomie‘ interessiert sich Herzfeld für die Rolle von Staat und Kirche, von lokalen Autoritäten und Politik. Neoliberalismus wird allerdings vor allem auch in Bezug auf seine Manifestationen in den kulturellen, sozialen und politischen Dynamiken in der Nachbarschaft reflektiert. Mit dem Wandel vom ehemals marginalisierten und systematisch degradierten Arbeiter_innenviertel zur attraktiven Adresse, die Investor_innen und Spekulant_innen anzieht – begleitet von einer euphemistischen Rhetorik der ‚Aufwertung‘ und der historischen Konservierung – werde auch eine ältere ‚civic order‘ Schritt für Schritt durch eine zur Bürokratie tendierende ‚civil order‘ verdrängt, die Herzfeld als neoliberal charakterisiert. Herzfeld (2009: 5) beschreibt Rom dementsprechend als ‚a city [...] where not only the buildings but the very people themselves are being ‚restructured‘.‘ Klassenspezifische und lokale Aspekte des Romanesco der ‚alten‘ Monticini werden ebenso besprochen, wie eine ‚neue political correctness‘ als kulturelles Kapital der neuen Bewohner_innen, die der Mittelschicht angehören. Veränderungen der dominanten Formen sozialer Organisation macht Herzfeld auch am zunehmenden Verschwinden einer Dialektik von Konflikt und Solidarität fest, die sich beispielsweise in der Reziprozität sozialer Beziehungen, in informellen ‚Sicherheitsnetzen‘ wie auch in Mustern kleinkrimineller Aktivitäten manifestiert habe. ‚Fear, friends-

hip and illegality: these define an intimacy that must be protected from outsiders and officials“, so charakterisiert Herzfeld die „old civilities“, die jedoch zunehmend erodieren – angesichts der Umstrukturierungen im Namen der Logik des Marktes sowie eines in Monti fußfassenden ‚managerialen‘ Verständnis von Nachbarschaftlichkeit.

Sozio-ökonomische Transformation wird hier mit der Durchsetzung bestimmter Selbst-, Welt- und Geschichtsbilder sowie bestimmter Vorstellungen von italienischer Identität verknüpft: „The poor, with their local dialect and their rough intimacies, are being quite literally put out on the street, replaced by hoteliers and other entrepreneurs with cosmopolitan pretensions and a cultivated sense of national identity.“ (ebd.: 262) Beispielsweise anhand einer detaillierten Beschreibung konkreter Konflikte zwischen verschiedenen Bewohner_innen in einem Wohnhaus veranschaulicht Herzfeld unterschiedliche moralischen Ordnungen und Logiken, zeigt dabei aber nicht nur auf, wo diese sich spießen, sondern auch, wo sie sich vermischen und folglich nicht kategorisch als Gegensätze betrachtet werden können: „The civic does not entirely displace the civil; on the contrary, it must draw on it in order to be effective, and this means that norms of civility channel and constrain the uses of civic procedure as well.“ (ebd.: 212) Neoliberalismus als Achse dieser Gentrifizierungsprozesse in Rom, wie auch anderswo, evoziert dementsprechend auch das Lokale, seine Besonderheiten und Idiome. (Vgl. ebd.: 196f.) Und dennoch sei es schließlich eine grundlegende Verschiebung in den Formen sozialer Beziehungen und des politischen Managements, die er hier beobachtet hat, so Herzfeld. Die veränderte räumliche, soziale und moralische Ordnung – eine ‚neoliberale Vision des guten Lebens‘ (vgl. ebd.: 23) – erscheine zunehmend als unvermeidliche Tatsache, mit der sich die einen geschickt arrangieren, während ihr andere weichen müssen. Als Alternative zur Möglichkeit der Gentrifizierung scheint dann nur noch Montis Degradation denkbar. (Vgl. ebd.: 301)

Herzfeld beschreibt die Transformation Montis als komplexes Gefüge und oszilliert dabei zwischen dem Hervorstreichen der Dichotomie von alten und neuen Machtverhältnissen, alten und neuen kulturellen und sozialen Mustern und einer gleichzeitigen Thematisierung ihrer Kontinuitäten. Mit seiner Ethnographie entfaltet sich auch ein Spannungsfeld von Nostalgie und engagierter Position, von Solidarität auf der einen Sei-

te – mit den noch verbleibenden ‚alten‘ Monticini und ihrem Widerstand angesichts von Zwangsräumungen, Verdrängung und einer sich tiefer in den urbanen Raum einschreibenden sozialen Kluft – und kritischer Distanzierung, wo deren enge Identifizierung mit diesem Ort und ihre Selbstdarstellung als letzte ‚Ureinwohner‘ Montis (vgl. ebd.: 271) zum Anknüpfungspunkt rechter Politik und zur Quelle kultureller Fundamentalismen und Rassismen werden können. (Vgl. ebd.: 26, 271 und 301 sowie Herzfeld 2010: 259)

Konzentrieren wir uns darauf, inwiefern sich jene Problematiken, die in Bezug auf die Arbeiten von Lang und Corbillé in diesem Kapitel aufgeworfen wurden, hier wiederfinden – also (1) das Problem einer kritischen Perspektive und (2) das Problem der Verstrickung kultureller und sozio-ökonomischer Dimensionen – erscheint mir zunächst relevant, dass sich sowohl Gandolfo als auch Herzfeld ihrem ‚Feld‘ und Thema ausgehend von Konflikten und Widerständen nähern: Für Gandolfo ist der Tabubruch durch den Akt der Entblößung einer Straßenkehrerin Ausgangspunkt für ihre Auseinandersetzung mit räumlichen Umstrukturierungsprozessen in Lima in Zusammenhang mit sozialer Ungleichheit; Herzfeld eröffnet sein Buch mit dem Bild wütender Mieter_innen, die von den lokalen Autoritäten nicht im Kampf gegen die Verdrängung aus ihren Wohnungen unterstützt werden. Diese Eingangsszenarien stehen exemplarisch für Zugänge, die auf jeweils spezifische Weise versuchen, Gentrifizierung als neoliberale Umstrukturierung urbanen Raumes in ihrer lokalen Komplexität und Umstrittenheit zu thematisieren und gleichzeitig einen engagierten Standpunkt einzunehmen (vgl. Herzfeld 2009: 301; Gandolfo 2009), auch ausgehend von einer selbstreflexiven Auseinandersetzung der Autor_innen mit ihrer eigenen, privilegierten sozialen Position sowie ihrer eigenen Wut und Ohnmacht angesichts Gentrification. Herzfeld beispielsweise tendiert dabei auch immer wieder selbst zur Nostalgie, die ‚alte‘, lokale Ordnung erhält in seinen Ausführungen stellenweise einen romantischen Beigeschmack und das ‚alte‘ Monti erscheint manches Mal verdächtig abgeschlossen, als „sui generis“ (Sorge 2010: 564), das erst jetzt von den *nouveaux riches* von Außen geöffnet werde. Nichtsdestotrotz kann aber durchaus festgehalten werden, dass Herzfeld wie auch Gandolfo jeweils einen Weg finden, Gentrifizierung als komplexen Prozess zu thematisieren, ohne implizit die Perspektive der Mittelschicht entweder zu dämonisieren oder zu privilegieren. Gentrification wird in ih-

rer Verstrickung mit Machtverhältnissen, Konflikten und ihren Konsequenzen im Kontext sozialer Ungleichheit reflektiert.

Dies gelingt meines Erachtens auch deshalb, weil beide Autor_innen ihre anthropologische Perspektive nicht so auffassen, dass sie die Interpretation sozio-ökonomischer Transformation durch die Auseinandersetzung mit kulturellem Wandel ersetzt, sondern diese in ihrer wechselseitigen Verbindung miteinander thematisiert – im Unterschied zu Lang und Corbillé, die, wie ich bereits gezeigt habe, ihre Beschäftigung mit der kulturellen Dimension von Gentrification auf die Vorstellung von einer autonomen Dynamik derselben stützen. Gandolfo geht es beispielsweise nicht darum, die Autonomie einer moralischen und kulturellen Komponente neoliberaler Umstrukturierungsprogramme zu belegen, wenn sie sich mit Sicherheitsdiskursen und Sauberkeitsvorstellungen auseinandersetzt; vielmehr ist es die Verzahnung von auf diesen Diskursen basierenden Visionen urbanen Raumes, entsprechenden Werten und konkreten Privatisierungsmaßnahmen, für die sie sich interessiert. Sie reflektiert das Programm einer neoliberalen ‚Erneuerung‘ der Stadt in ihrer materiellen Dimension ebenso wie in ihrer moralischen und benennt mit ihr einhergehende sozio-ökonomische als auch symbolische Register der Marginalisierung ebenso wie Widerstandspraktiken. Und so greifen auch bei Herzfeld harte Fakten wie die Liberalisierung von Eigentumsrecht im Rom der 1990er und die Aufhebung von Mietpreisregulierungen mit den Veränderungen kultureller und sozialer Dynamiken und Logiken und der Transformation von Beziehungen und sozialen Mustern in Monti ineinander.

Gandolfo und Herzfeld thematisieren konkrete urbane Transformationsprozesse an der Schnittstelle von lokalen Lebenswelten und neoliberalen Politiken und Ideologien. Sie reflektieren dabei jeweils unterschiedliche Akteur_innen und Interessen, die in der sich verändernden Stadt in Beziehung zu einander treten, unter anderem wenn Macht auf Widerstand stößt. Ihre Auseinandersetzung mit der Verzahnung von ökonomischen, sozialen, kulturellen und politischen Dynamiken in der Umstrukturierung urbanen Raums als konkrete Erfahrung korrespondiert dabei mit einem Verständnis von neoliberalen Prozessen als politisches und ideologisches Projekt mit materiellen, sozialen wie auch symbolischen und moralischen Implikationen, in dessen Kontext sich folglich

Eigentumsverhältnisse ebenso transformieren wie Welt- und Selbstbilder, Vorstellungen von der lebenswerten Stadt sowie von legitimen oder illegitimen Grenzen.

Konturen eines anthropologischen Zugangs

Mit dieser Reflexion ausgewählter Arbeiten von Anthropolog_innen habe ich unter anderem versucht in einem Forschungsfeld, das weitgehend durch eine fehlende Inbezugnahme aufeinander geprägt ist³⁰, allgemeine Herausforderungen, Fragen und Problemfelder auszumachen, die Anstöße für die (Re-)Formulierung eines Rahmens für anthropologische Auseinandersetzungen mit Gentrification darstellen können. Die erste Frage, die sich dabei wiederholt als virulent erwiesen hat, ist jene nach der Verstrickung kultureller Dimensionen mit ökonomischen und sozialen Aspekten konkreter Transformationen. Als zweiter neuralgischer Punkt hat sich die Herausforderung einer kritischen Perspektive erwiesen – in Zusammenhang mit der Frage, mit wessen Lebenswelten sich eine anthropologische Auseinandersetzung mit Gentrifizierungsprozessen primär befasst, sowie damit, ob und wie sie diese reflexiv dezentriert. Die drei im Folgenden umrissenen, einander potenziell ergänzenden Vorschläge sind als Versuche zu verstehen, diese Fragen in konkreten Denk- und Forschungsstrategien nutzbar zu machen. Ergebnis dieser Überlegungen soll jedoch kein Entwurf eines erschöpfenden theoretischen Rahmens für ethnographische Auseinandersetzungen mit Gentrification oder anthropologische Zugänge zum Thema sein. Was sich dabei auftut, ist bescheidener: eine Reihe von Aspekten, die als Wegweiser verstanden werden können, die aber auch Fragen aufwerfen, von denen aus weiter gearbeitet werden kann.

Gentrifizierungsprozesse an der Nahtstelle multipler Differenzen

Gerade aus ihren Manifestationen an der Schnittstelle von symbolischen und materiellen Prozessen, von multiplen kulturellen und sozialen Differenzen, Klassenunterschieden und Macht erwächst meines Erachtens die besondere gesellschaftliche und politische

³⁰ In allen besprochenen Arbeiten fehlen Referenzen zu anderen anthropologischen Beiträgen zum Thema vollständig oder beschränken sich auf äußerst punktuelle Verweise.

Brisanz der Gentrification-Thematik. Dort sollte aus meiner Sicht folglich auch eine kritische und zugleich nuancierte anthropologische Auseinandersetzung mit entsprechenden urbanen Transformationsprozessen ansetzen: an einem Verständnis von Gentrification als Prozess, der sich an den Nahtstellen einer von Hierarchien, Differenzen und Grenzen durchzogenen Gesellschaft abspielt. Tom Slater (2010 [2006]) hat in seiner bereits angesprochenen Kritik an dominanten Tendenzen der Gentrification-Forschung allerdings gezeigt, dass ein entsprechendes Bewusstsein für die grundsätzliche Positioniertheit von Perspektiven einzelner sozialer Gruppen und eine analytische Praxis der Relativierung derselben dort im Grunde wenig verankert ist. Sollen ethnographische Auseinandersetzungen mit Gentrification als Kontrapunkt dazu ihr Potenzial entfalten, komplexe Analysen urbaner Transformationsprozesse aus lebensweltlicher Perspektive hervorzubringen, gilt es zum einen sich der eindimensionalen Vorstellungen vom Clash monolithischer und antagonistischer sozialer Realitäten im Zuge von Gentrifizierungsprozessen zu entziehen, und zum anderen auch jener des ‚weichen‘ kulturellen Wandels. Um in diese Richtung zu arbeiten, gilt es, Gentrification ausgehend von jener Achse zu reflektieren, an der verschiedene involvierte und betroffene Gruppen zueinander in Beziehung treten, wobei die Konstruktion von Konsens ebenso eine Rolle spielen kann wie offene oder subtile Konflikte, die Produktion von Hegemonie genauso wie Widerstand, Diskurse und Praktiken der sozialen Vermischung ebenso wie Verdrängung, Exklusion und Marginalisierung.

Was Crewe und Harrison (1998: 19) in Bezug auf anthropologische Auseinandersetzungen mit Entwicklung vorschlagen, könnte dementsprechend auch für anthropologische Perspektiven auf Gentrification adaptiert und nutzbar gemacht werden: Statt die Standpunkte einzelner „Stakeholder“ im Prozess herauszugreifen, ist es sinnvoller sich die Beziehungen anzusehen, die sich rund um konkrete Transformationen bilden, während diese tatsächlich stattfinden. Die beiden Autorinnen schließen daraus: „This involves examining the ‚interface‘ between many different groups of actors [...]“ (ebd.) Dabei geht es schließlich auch um die Herausforderung einer Balance zwischen einem Fokus darauf, wie Hierarchien und Macht verschiedene Gruppen von Bewohner_innen und Akteur_innen zueinander in Beziehung setzen; und einer gleichzeitigen Reflexion dieser

Prozesse jenseits simplifizierender Stereotype und tendenziell essenzialisierter und essenzialisierender Kategorien von sozialen Gruppen.

Worauf ich mit diesem Argument abziele, ist keineswegs ein Plädoyer für einen illusorischen Holismus im Sinne der Imagination einer objektiven allumfassenden Darstellung von Gentrification unter Berücksichtigung aller Akteur_innen, ihrer Beziehungen, ihrer unterschiedlichen Erfahrungen, vielfältigen Perspektiven und multiplen Interessen. Jede wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Gentrification bleibt beschränkt und kann nie alle relevanten Faktoren, Akteur_innen oder Gruppen berücksichtigen. Vielmehr geht es mir um ein reflexives Bewusstsein für die Positionierung und Limitierung – der eigenen Perspektiven genauso wie auch der Beobachtungen, Wahrnehmungen und Erfahrungen, derjenigen, mit denen wir uns im Zuge der anthropologischen Wissensproduktion auseinandersetzen. Sowohl für die wissenschaftliche Qualität als auch für das kritische und politische Potenzial ethnographischer Arbeiten über urbane Transformationsprozesse ist es von zentraler Bedeutung, sich dieser Limitierungen und Grenzen bewusst zu werden, statt auf Basis partieller Werte, Vorstellungen und Erfahrungen – zum Beispiel der ‚Gentrifier‘ – Gentrification an sich erklären oder charakterisieren zu wollen. Nicht nur von der scheinbaren Vogelperspektive großangelegter Erklärungsschemata wenden sich dementsprechende Ansätze ab, sondern auch von Ethnographien, die ebenso einseitig sind, wenn sie beispielsweise explizit oder implizit die Perspektive der Mittelschicht privilegieren und dekontextualisieren.

Gentrifizierungsprozesse als ‚relationale‘ Raumphänomene

Des Weiteren liegt eine mögliche Antwort auf die von mir aufgeworfenen Fragen meines Erachtens in einer Beschäftigung mit urbanen Transformationsprozessen in Zusammenhang mit einem relationalen Raumverständnis (siehe Kapitel 2). Wollen wir urbane Transformationen in ihrem prozesshaften, multidimensionalen und komplexen Charakter verstehen, müssen wir schließlich auch die Konstitution von Raum dementsprechend denken. Dafür kann zunächst der Aspekt der Veränderlichkeit von Raum im Löwschen Raumkonzept als ausschlaggebend betrachtet werden, weil „ohne ein deontologisches, nicht-essentialistisches Raumverständnis die räumlichen Veränderungen sozialer Tatsa-

chen nicht adäquat untersucht werden können.“ (Dörfler 2010: 13) Zentrales Element der relationalen Vorstellung des Räumlichen als Form des Gesellschaftlichen ist darüber hinaus die Annahme einer untrennbaren Verstrickung symbolischer und ökonomischer Dimensionen in der „(An)Ordnung“ von Gütern, Menschen und Orten. Eine dementsprechende Auseinandersetzung mit Raum in Zusammenhang mit Gentrification bietet also eine mögliche Strategie der Thematisierung von materiellen und symbolischen Prozessen bzw. ökonomischen und kulturellen Dimensionen in ihrer Verschachtelung.

Des Weiteren zeichnen sich relationale Räume, wie bereits ausführlich diskutiert wurde, „[...] dadurch aus, daß sie multiperspektivisch und nicht räumlich-exklusiv gedacht werden können.“ (ebd.: 85). In einem relationalen Raumverständnis kann die potentielle Mehrfachcodierung konkreter Orte in Zusammenhang mit Macht reflektiert werden. Die symbolische Positionierung materieller Aspekte der Lebenswelt zu einem subjektiv Ganzen läuft dann konzeptionell nicht auf den exklusiven Ausschluss anderer Positionierung im selben Sozialraum hinaus, fasst Thomas Dörfler (2010: 80) zusammen. Bereits meine Überlegungen bezüglich eines Verständnisses von Gentrification als Prozess, der sich an der Schnittstelle multipler Differenzen manifestiert, waren vom Grundgedanken der sozialen Relationalität durchwirkt. In Zusammenhang mit einem relationalen Raumverständnis ergibt sich dann die Möglichkeit einer ethnographischen Auseinandersetzung mit ‚Mehrstimmigkeit‘ als Vielfalt an raumbezogenen Perspektiven und Erfahrungen unterschiedlicher Bewohner_innen oder Akteur_innen, mit verschiedenen Formen der Nutzung, Repräsentation und Bewertung bestimmter Orte, die, wie gesagt, ebenso in die Konstruktion von Konsens und geteilten Narrativen wie in Konflikt oder Dissens münden können. Meines Erachtens wird ein Verständnis des Räumlichen als mehrfach symbolisch codiert und zugleich machtpolitisch besetzt im Rahmen einer ethnographischen Auseinandersetzung mit Gentrification als komplexer Transformationsprozess damit zu einer unverzichtbaren Grundlage. Werden Macht, ‚Mehrstimmigkeit‘ und ‚Multilokalität‘ zusammen gedacht, eröffnen sich wiederum Wege jenseits von Bildern einer simplen Aneignung urbanen Raumes durch die Mittelschicht, wie auch abseits von euphemistischen Diskursen einer neutralen Aufwertung und harmonischen positiven Entwicklung im Allgemeininteresse.

Gentrifizierungsprozesse als Neoliberalisierung des Städtischen

Ein weiterer, potenziell richtungsweisender Aspekt, der sich bereits mit der Besprechung der Arbeiten von Gandolfo (2009) und Herzfeld (2009) herauskristallisiert hat, ist jener einer Zusammenführung der ethnographischen Auseinandersetzungen mit Gentrification mit aktuellen Debatten rund um Neoliberalismus im Allgemeinen und Prozesse der Neoliberalisierung in Städten im Speziellen. Allerdings schöpfen weder Gandolfo noch Herzfeld das Potenzial des Zusammendenkens der Themenbereiche Gentrification und Neoliberalismus gänzlich aus. Da beide Arbeiten nicht explizit an diesbezügliche aktuelle Theoriedebatten anknüpfen, bleiben die konkreten Prämissen ihrer jeweiligen Vorstellung von Neoliberalismus als Konzept eher vage. Gerade hier scheint es jedoch bedeutsam Graubereichen vorzubeugen, denn die enthusiastische Anwendung des Neoliberalismus-Konzeptes – auch in anthropologischen Arbeiten – wird berechtigterweise aufgrund einer Tendenz zur analytischen Unschärfe sowie zu seiner Verwendung als allumfassende, (selbst-)erklärende Trope problematisiert. (Vgl. Kipnis 2007: 383; Ferguson 2010: 170ff; Mains 2012: 20ff; Mayer und Künkel 2011: 9) Das Konzept „Neoliberalismus“ läuft dabei Gefahr einer zugleich reduktiven als auch überhöhenden Stilisierung anheim zu fallen – wie es James Ferguson (2010: 171) formuliert: „as a kind of gigantic, all-powerful first cause (as categories like ‚Modernity‘ or ‚Capitalism‘ have done before it) – that malevolent force that causes everything else to happen.“ Vor allem eher strukturorientierte Ansätze aus dem Bereich der Politischen Ökonomie werden dafür kritisiert, Neoliberalismus tendenziell als externe Kraft, als „economic tsunami“ (Ong 2007: 3) zu verstehen, der immer und überall die gleichen politischen Resultate und sozialen Transformationen verursache. Diese Ansätze werden dann häufig als Gegensatz post-strukturalistischer, an Foucault orientierter Zugänge klassifiziert, welche Prozesse der Subjektkonstitution im Kontext neoliberaler Rationalitäten, Fragen der Gouvernementalität und der Regierungs- und Selbsttechnologien in den Fokus nehmen. (Vgl. ebd.)

Im Gegensatz dazu erkunden jüngere Forschungen allerdings durchaus Wege der produktiven Zusammenführung der scheinbar oppositionellen polit-ökonomischen und post-strukturalistischen Zugänge. (Vgl. Mayer und Künkel 2011; Kingfisher und Maskovsky 2008) Und darüber hinaus werden Vorstellungen von Neoliberalismus als allumfassenden

des, hegemoniales Projekt und einheitliches Set an Praktiken auch zunehmend durch eine Betonung der Unvorhersehbarkeit („contingency“) konkreter Prozesse der Neoliberalisierung von Seiten mancher Autor_innen in ihre Schranken gewiesen. (Vgl. Ong 2007; Kingfisher und Maskovsky 2008; Gershon 2011: 537) Trotz ihrer globalen und globalisierten Dimensionen, verlaufen auch spezifische Gentrifizierungsprozesse weder schematisch oder unangefochten, noch produzieren sie eine schlichte Vereinheitlichung urbaner Räume: „Even when cities experience similar rescaling processes, the historical and institutional background of a particular city plays a crucial role in the way in which restructuring processes are carried out, challenged, negotiated by local actors and locally experienced“, betonen Glick Schiller und Çaglar (2009: 188). Neoliberale Umstrukturierungsprozesse urbaner Räume müssen so gesehen durchaus als historisch eingebettet und kontextspezifisch gedacht und auch Gentrification dementsprechend in ihren lokal unterschiedlichen Ausprägungen verstanden werden. (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2008: 166) Die Geographen Neil Brenner und Nik Theodore (2002) sprechen in diesem Zusammenhang vom ‚pfadabhängigen Charakter‘ und ‚hybriden Formen‘ tatsächlich existierender neoliberaler Prozesse, die lokal jeweils spezifische Widersprüche hervorbringen und in unterschiedlicher Weise vom Neoliberalismus als reiner Ideologie abweichen. Wenn beispielsweise Herzfeld (2009: 196f.) in seiner Arbeit über Rom aufzeigt, inwiefern Gentrification als neoliberaler Prozess in ihrer Durchsetzung auf die Evokation lokaler Besonderheiten und Idiome angewiesen ist, bietet er damit ein anschauliches ethnographisches Beispiel für eine solche ‚Abweichung‘. In diesem Sinne argumentieren auch Kingfisher und Maskovsky (2008) im Allgemeinen dafür, dass Paradigma eines abstrakten Neoliberalismus als externe Kraft durch eine ethnographische Auseinandersetzung mit den Grenzen und Brüchen, Ambivalenzen und Instabilitäten konkreter neoliberaler Prozesse zu ersetzen, ohne dabei eine kritische Perspektive aufzugeben:

“Our theorization of neoliberalism positions it as a project with totalizing desires [...] to remake the subject, reassert and/or consolidate particular class relations, realign the public and the private, and reconfigure relations of governance—all with direct implications for the production of wealth and poverty, and for raced, gendered and sexualized relations of inequality – and as a project whose totalizing desires are rarely fully realized, because it never operates in a vacuum” (ebd.: 118)

Wofür diese Autor_innen plädieren, ist über eine Verschiebung des Fokus auf konkrete, lokale Manifestationen globaler Vorgänge hinaus, ein grundlegend verändertes Ver-

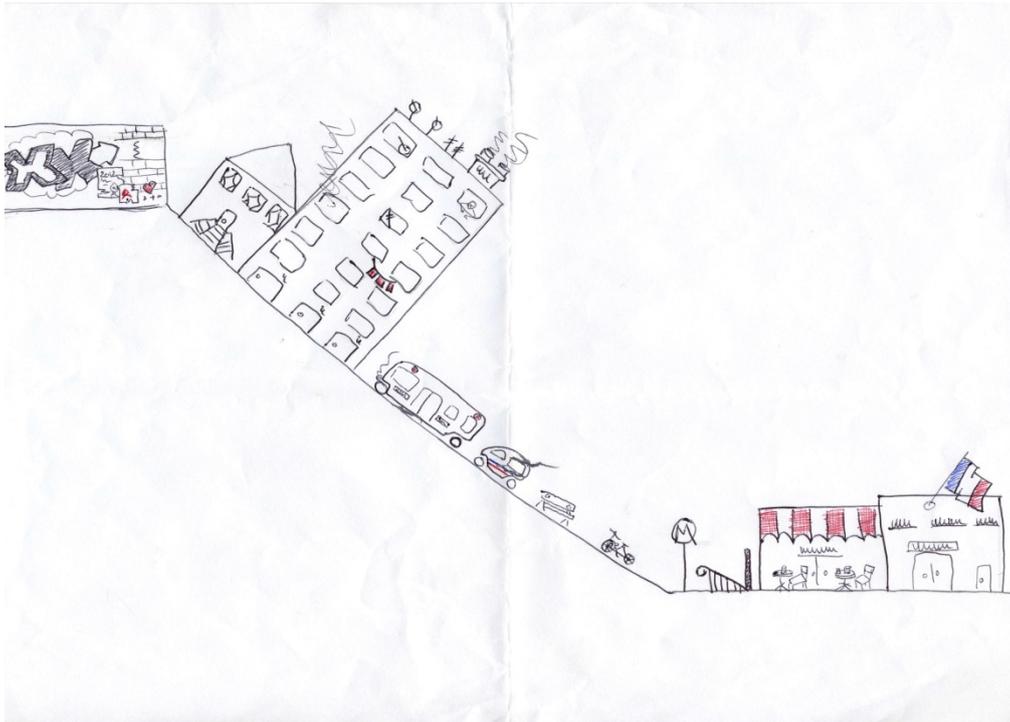
verständnis von Neoliberalismen als widersprüchliche und partielle Prozesse, deren Bedeutung nur in ihrer Artikulation mit konkreten, etablierten Praktiken, Machtverhältnissen, Diskursen, und Institutionen nachvollziehbar ist. Den Kreis zu meinen raumbezogenen Überlegungen in Kapitel 2 dieser Arbeit schließend, können neoliberale Prozesse dann als ein Bündel konkreter und lokalisierter Praktiken und Diskurse verstanden werden, für die globale Dimensionen konstituierend sind, während sie zugleich im Prozess der Produktion und Konstruktion von Lokalitäten wirksam sind – und zwar als ein mehr oder minder hegemoniales, in jedem Fall aber hybrides Element der komplexen materiellen, politischen, sozialen und kulturellen Prozesse im Zuge welcher konkrete urbane Orte und Identitäten in ihrer von Ungleichheit und Macht durchwirkten Vielfalt konstituiert werden. Die Transformationen und Kontinuitäten, die „vereitelten Totalisierungen“ (vgl. ebd.) und Widerstände, mit denen der Shift zur „unternehmerischen Stadt“ und der Imperativ der globalen Konkurrenz in konkreten Städten und Stadtteilen vor sich geht, bringt folglich eine Reihe heterogener, „local third ways“ (Didier, Morange und Peyroux 2012) hervor.

Die Berührungspunkte dieser Tendenzen in theoretischen Debatten rund um Prozesse der Neoliberalisierung und ethnographischen Auseinandersetzungen mit Gentrification von jener Art, wie ich sie im Zuge dieses Kapitels skizziert habe, sind vielfältig: die Abkehr von Metaphern abstrakter Kräfte im Sinne einer ethnographischen Wende, die für lokale Besonderheiten ebenso sensibilisiert ist, wie für globale Zusammenhänge, für Brüche wie für Kontinuitäten, für Hegemonie und Macht wie auch für Widerstände und Konflikte. Die Sensibilisierung für die Pfadabhängigkeit und lokalen Kontingenzen ist für Auseinandersetzungen mit Gentrification ebenso fruchtbar, wie die gerade thematisierte Abkehr von Vorstellungen monolithischer neoliberaler Herrschaftskomplexe, ohne dabei einen kritischen Blick auf Macht und Exklusion einfach über Bord zu werfen. Und letztlich bietet ein Verständnis von Neoliberalisierung als Prozess, in dem Veränderung sowohl Subjekte als auch Eigentumsverhältnisse betrifft, in dem sich Imaginationen und Geschichtsbilder ebenso transformieren wie die konkrete Gestalt der Stadt mit ihren Freiräumen und Grenzen; in dem soziale Bewegungen, Subkulturen und Widerstandsformen genauso Wandel unterworfen sind wie geltendes Recht und ökonomische Verhältnisse,

einen potenziellen Anknüpfungspunkt dafür, über Gentrification jenseits einer dichotomen Trennung von kulturellen, sozialen und ökonomischen Dimensionen nachzudenken.

Am Hügel im Osten – Teil I: Marginalisierung

„Die Stadt ist nur scheinbar gleichförmig. Sogar ihr Name nimmt verschiedenen Klang in den verschiedenen Teilen an.“ (Benjamin 1983: 141)



Zeichnung: *La Rue de Ménilmontant*. Von Jules, der im 20. Arrondissement aufgewachsen ist, entstanden im Rahmen des Projektes „Cartographies d’une Gentrification“ (in Zusammenarbeit mit Eva Engelbert)

„Ça monte et ça descend le 20^e“ – als mir Sophie (Interview 15) an einem sonnigen Septembertag in einem Café auf der *Place Sorbier* vom Alltag in ihrem Viertel erzählte, von den Wegen, die sie in dessen Straßen immer wieder zurücklegt, um zu ihrer Arbeit im *Hôpital Tenon*³¹ zu gehen, um Besorgungen für sich und ihre Familie zu machen oder auch nur, weil sie Lust darauf hat, kam sie bald auch auf die spezielle Geographie zu sprechen, die auch Jules’ Zeichnung seines *quartiers* zum Ausdruck bringt: „Es geht bergauf und bergab im 20. Arrondissement.“ 128,6 Meter ist der Hügel hoch (vgl. Halay 2006: 9), über den sich das östlichste und letzte Arrondissement von Paris erstreckt – mit seinen mehr als 195 000 Bewohner_innen das zweitgrößte der Stadt. (Vgl. Mairie Paris

³¹ Das lokale Krankenhaus im Zentrum des 20. Arrondissements.

20 2010: 2, online) Wiederholt haben meine Gesprächspartner_innen im 20° auf diese Besonderheit Bezug genommen, die auch in der Literatur immer wieder angesprochen wird: Vom „*lumière particulière*“, einem besonderen Licht aufgrund der Hügellage erzählt beispielsweise der französische Fotograf Willy Ronis (2003: 19), der diesen Teil von Paris sein Leben lang immer wieder abgelichtet hat, im Interview. Und es sei die klare Eingrenzung aufgrund der Lage am steilen Hang, die den Erhalt einer eigenen Identität der Viertel *Belleville* und *Ménilmontant* bis heute ermögliche, spekuliert der Verleger und Schriftsteller Eric Hazan (2006: 286). Zwar erscheint mir eine solche im Grundraumdeterministische Perspektive als durchaus fragwürdig, aber auch wenn die Bedeutung dieser Lage am Hügel nicht so klar definiert und benannt werden kann, für diejenigen, die hier leben, spielt sie eine Rolle – für ihre Praktiken und ihre Wahrnehmungen dieses Ortes, dessen Besonderheit sie oft und in verschiedener Hinsicht eben auch durch seine Geographie geprägt sehen.

So manifestiert sich die spezielle Lage beispielsweise auch im Namen jenes *quartiers*, das die steile Straße umgibt, die Jules gezeichnet hat: Die Bezeichnung „*Ménilmontant*“ hat sich im Laufe der Jahrhunderte aus der älteren 1224 erstmals nachgewiesenen Bezeichnung als „*Ménil Mautemps*“ entwickelt. „*Ménil*“ bedeutet Haus. Worauf sich hingegen die Bezeichnung „*Mautemps*“ bezog, gibt heute Anlass zu Spekulationen: konkretes Schlechtwetter oder doch Metapher für eine düstere Stimmung in dieser Gegend? (Vgl. Lacordaire 1987: 8f.) Inwiefern zweitäre Interpretation aus heutiger Sicht Sinn macht, hängt davon ab, welche Perspektive auf *Ménilmontant* wir wählen: Hören wir einerseits jenen vielfältigen Stimmen zu, die auf die Lebendigkeit des Viertels verweisen, dieses mit einem gewissen Stolz als das ‚ihre‘ reklamieren oder Kindheitserinnerungen auspacken, die den Stadtteil häufig mit einer ordentlichen Portion Nostalgie dekorieren, verwundert es nicht, dass die Alltagssprache der Pariser_innen ‚*mautemps*‘ zu ‚*montant*‘ – also aufsteigend – gewandelt hat. Und auch die Geschichte des Viertels liefert Gründe für Interpretationen im Kontrast zur ‚schlechten Stimmung‘: Dass hier vor der intensiven Urbanisierung und Industrialisierung sowie der Eingliederung in die Stadt Paris im 19. Jahrhundert Wein kultiviert und in den ‚*guinguettes*‘³² dieser Dörfer billig ausgeschenkt

³² Dabei handelt es sich um ländliche Schenken, wo vor allem die Arbeiter_innen der *Faubourg de St. Antoine* und der *Faubourg du Temple* (damalige Vorstädte, heute Teile des 10. und 11. Arrondissements) Sonn- und Feiertage verbrachten. Hier wurde getrunken, gegessen und getanzt. Von den Autoritäten wurden diese Orte eher misstrauisch

wurde, verlieh dem Hügel schon damals einen „*charme supplémentaire*“ (Halay 2006: 10). „Überall, überall entlang der *Rue de Ménilmontant* und der *Rue de Belleville* gab es Restaurants, Tavernen, Kabarets. Davon haben eine ganze Menge Leute gelebt“, erzählte der circa 80jährige Pierre (Interview 12) als er mir in seinem Garten seine Sammlung historischer Postkarten aus dem 20. Arrondissement zeigte. Pierre hat fast sein ganzes Leben in dieser Ecke von Paris verbracht und beschäftigt sich nun gemeinsam mit seiner Frau Pauline leidenschaftlich mit dessen Geschichte.

Aber andererseits könnte die Geschichte von *Ménilmontant* – sowie jener Viertel, die es umgeben – auch als eine der Armut erzählt werden. Ein Beispiel wie jenes der Tuberkulose im 19. Jahrhundert führt dies mit besonderer Drastik vor Augen. Als „*maladie de la misère*“³³ (Pinol und Gardin 2009: 60), der Unterernährung und der schlechten Unterkünfte trifft sie das zunehmend dicht besiedelte, urbanisierte und industrialisierte *Ménilmontant* mit besonderer Wucht: Dieses zählt zwischen 1881-1890 zu den Pariser Stadtteilen mit der höchsten Sterblichkeit durch Tuberkulose – sie ist mehr als doppelt so hoch wie in der Gegend der schicken, bürgerlichen Champs-Élysées. (Vgl. ebd.: 60f.) „*L’histoire de Belleville est faite d’histoires de pauvres gens*“³⁴, erzählt Maurice Baëli (2003: 101) – Sohn italienischer Migrant_innen, der von den 1930ern bis in die -60er Jahre im 20. Arrondissement gelebt hat – in Bezug auf diesen nördlich von *Ménilmontant* gelegenen Stadtteil. Die Prägung durch die prekäre ökonomische und soziale Situation eines beträchtlichen Teils ihrer Bewohner_innen stellt ohne Zweifel eine jener Kontinuitäten dar, die beide Viertel miteinander verbindet. Und beide hatten keinen guten Ruf: „*Ce quartier, dans l’imaginaire des petits bourgeois qu’étaient mes parents, avait une connotation très péjorative: c’était un quartier des voyous*“³⁵, so Willy Ronis (2003: 19), der 1947 erstmals in die *Rue de Ménilmontant* kam. Verschwunden sind die stereotypen und angsterfüllten Bilder von diesen Teilen der Stadt auch heute nicht, unter anderem wohl weil das materielle Fundament, auf welches sie sich stützen, um es im gleichen Atemzug auch einzuzementieren, weiterhin besteht: jenes der sozialen Ungleichheit.

betrachtet. Die Bezeichnung „*guinguette*“ geht auf den säuerlichen Wein zurück, der dort ausgeschenkt wurde. (Vgl. Lacordaire 1987: 15)

³³ eigene Übersetzung: „Krankheit der Armut“

³⁴ eigene Übersetzung: „Die Geschichte von *Belleville* ist aus den Geschichten armer Leute gemacht“

³⁵ eigene Übersetzung: „In der Vorstellung der Kleinbürger, die meine Eltern waren, war dieses *quartier* sehr abwertend konnotiert: Das war ein *quartier* der Gauner“.

„Je suis de l'Est parisien“ oder die Geschichte einer geteilten Stadt

Kein Punkt der Pariser Innenstadt ist weiter als fünf Kilometer von Notre-Dame entfernt. (Vgl. Pinçon und Pinçon-Charlot 2009: 15) Nichtsdestotrotz, es scheint als trennen Welten ihr westlichstes Arrondissement, den 16^e, von ihrem östlichsten, dem 20^e. Wie in vielen europäischen Großstädten (vgl. Lindner 2004: 12f.) realisiert sich soziale Segregation auch in Paris primär als Kluft zwischen den wohlhabenden westlichen und zentralen Stadtvierteln und dem „croissant populaire“ (Pinçon und Pinçon-Charlot 2008: 19) im ärmeren Osten.



Grafik: Die Karte illustriert das soziale Gefälle zwischen Ost und West am Beispiel des Verhältnisses der Bewohner_innen in führenden Positionen und höheren intellektuellen Berufen zu Arbeiter_innen und Angestellten. (Quelle: Pinçon und Pinçon-Charlot 2008: 18) Die weißen Teile bilden das angesprochene „croissant populaire“ (ebd.: 19) dar.

Unzählige Beispiele illustrieren, wie sich soziale Ungleichheit in der aktuellen materiellen Gestalt der Stadt manifestiert und objektiviert. Die ringförmige Stadtautobahn, von den Pariser_innen kurz *Périph* genannt, tut dies mit besonderer Brutalität: Da sie die Westhälfte von Paris großteils unterirdisch umringt, lässt sie die Bewohner_innen der dortigen Luxusappartements weitgehend unbehelligt. Für jene Pariser_innen hingegen, die in den Sozialwohnungen leben, welche die *Périph* im Osten säumen, sind ihr An-

blick, ihr Lärm und ihre Abgase alltägliche Realität. Hier verschwindet sie nur stellenweise unter der Erde. „[C]e monstre urbain s’humanise vers l’ouest, il se durcit vers le sud et surtout vers le nord et l’est“³⁶, stellen Michel Pinçon und Monique Pinçon-Charlot (2009: 221) fest und unterstreichen die Allgegenwertigkeit solch urbanistischer Manifestationen sozialer Ungleichheit in Paris mit einem leicht resignativen „[d]eux poids, deux mesures, comme toujours“³⁷ (ebd.: 219)

Auch in der französischen Hauptstadt hat sich diese soziale Asymmetrie von Ost und West vor allem im 19. Jahrhundert verfestigt, dessen fundamentale Umwälzungen die Gestalt der Stadt ebenso radikal gewandelt haben, wie die sozialen Beziehungen und alltäglichen Praktiken der Pariser_innen. Zwar ist die Tendenz von Macht, Reichtum und Status in den Pariser Westen zu ziehen Jahrhunderte alt, hallt in ihr doch der Umzug der königlichen Macht vom *Marais* über den *Louvre* zu den *Tuileries* wider. (Vgl. Noin und White 1997: 51) Aber noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren sowohl auf dem Gebiet des heutigen 16^e als auch im 20^e Weinberge, Weiden, Mühlen, Klöster und Herrensitze. (Vgl. Hazan 2006: 298) Und in den engen, gewundenen Pariser Gassen, lebten verschiedene soziale Gruppen oft in unmittelbarer Nähe zueinander. (Vgl. Noin und White 1997: 46) In vielerlei Hinsicht war Paris zu diesem Zeitpunkt noch eine mittelalterliche Stadt. Bis zur nächsten Jahrhundertwende wird sie sich jedoch grundlegend verändert haben – und vor allem gewachsen sein. Im Zuge der Industrialisierung und rapiden ökonomischen Entwicklung der Stadt nahm die Pariser Bevölkerung rasant zu – und das alte Paris platzte zunehmend aus allen Nähten. (Vgl. Combeau 1999: 62; Marchand 1993: 9ff.)

Als „ville malade“³⁸ (Combeau 1999: 65) wurde die überbevölkerte Stadt Mitte des 19. Jahrhunderts betrachtet, als ein Konglomerat ‚elendiger‘, ‚schmutziger‘ Viertel, die regelmäßig von der Cholera heimgesucht wurden. (Vgl. ebd.) Einerseits Zeugnisse einer Art klassenbezogenen Ethnozentrismus ihrer privilegierten Autor_innen (vgl. Castel 1995: 357), verweisen diese Repräsentationen andererseits durchaus auf die Dringlich-

³⁶ Eigene Übersetzung: „Dieses urbane Monster humanisiert sich Richtung Westen, es verhärtet sich Richtung Süden und vor allem Richtung Norden und Osten.“

³⁷ Eigene Übersetzung: „Wie immer wird mit zweierlei Maß gemessen.“

³⁸ als ‚kranke Stadt‘.

keit, mit der sich die soziale Frage im Kontext von Pauperismus und urbaner Krise im zunehmend industrialisierten und dicht besiedelten Paris stellte. Die unterschiedlichen urbanistischen Maßnahmen, mit denen im Laufe des Jahrhunderts zögerlich darauf reagiert wurde, schienen jedoch weniger darauf ausgerichtet, auf diese soziale Frage Antworten zu finden, als ihre materiellen Manifestationen aus dem Zentrum zu verweisen: „Le centre de Paris fut vidé de ses habitants pauvres [...]“³⁹ (Marchand 1993: 100). Die Urbanisierung von *Belleville*, *Ménilmontant* und *Charonne* – jener Dörfer an der östlichen Pariser Peripherie, die ab 1860 das 20. Arrondissement der Stadt bilden – geschah in Wellen, die unmittelbar damit verknüpft sind, dass beträchtliche Teile des Pariser Zentrums abgerissen und erneuert wurden. Bereits zu Zeiten der Restauration und der Julimonarchie zogen Pariser Arbeiter_innen zunehmend in den Osten (vgl. ebd.; Selalli 2011: 20; Halay 2006: 143), wo das Wohnen weniger kostete – ein Verdrängungsprozess, der sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schließlich massiv verstärkte und beschleunigte. Denn unter Baron Haussmann als Präfekt der Stadt wurde Paris in der Zeit des ‚*Second Empire*‘ einer grundlegenden Neuordnung des Zentrums unterzogen – einer fundamentalen Transformation auf materieller wie auch symbolischer Ebene. Die Stadt erhielt im Zuge ihrer ‚Haussmannisierung‘ ihr berühmtes modernisiertes Antlitz. Sie sollte schöner, heller und gesünder werden, homogener, überschaubarer, sicherer und bürgerlicher. Strategische Verbindungslinien zur Verbesserung der Mobilität und Kommunikation wurden geschaffen, bestehende Straßenzüge verbreitert. Mit den neuen, breiten und geraden Boulevards wurde die alte urbane Struktur zerbrochen, der fragmentierte, labyrinthhafte Charakter, der zuvor so dicht besiedelten *quartiers* im Zentrum verschwand weitgehend. Im neuen Paris dominieren ungebrochene horizontale Linien und einheitliche Konstruktionen. (Vgl. Combeau: 65ff.; Noin und White 1997: 47ff.)

Im Zuge dieser Umstrukturierung wurde Paris aber vor allem auch segregierter. Im Unterschied zur vertikalen Segregation innerhalb einzelner Wohnhäuser, in denen die Armen unterm Dach wohnten, realisierte sich soziale Ungleichheit nun zunehmend horizontal, in der Kluft zwischen den ‚*beaux quartiers*‘ im Westen und den ‚*quartiers populaires*‘ im Osten. (Vgl. Marchand 1993: 88 und 94) Denn: „Paris respire mieux,

³⁹ Eigene Übersetzung: „Seine armen Bewohner_innen verschwanden aus dem Zentrum von Paris.“

mais les Parisiens les plus humbles partent vers la périphérie. Les expropriations font en effet place aux immeubles haussmanniens.⁴⁰ (Combeau 1999: 66) Die urbane Infrastruktur und die soziale Geographie der Stadt wurden im Sinne der ökonomischen und sozialen Bedürfnisse und Begierden der bürgerlichen Mittelschicht umstrukturiert (vgl. Noin und White 1997: 53) – und so verstehen einige Autor_innen die Verbürgerlichung des Pariser Zentrums als frühe Form oder Vorläufer von Gentrification. (Vgl. z.B. Harvey 2006: 34; Smith 1996 34ff.)

Dass es einerseits Wohlhabende in den Westen zog und andererseits Arbeiter_innen und Industrie in den Osten gedrängt wurden, wird oft mit unterschiedlichen Luftqualitäten aufgrund der überwiegenden Westwinde erklärt: Im Kontext der Industrialisierung habe sich der Immobilienmarkt so entwickelt, dass die Fabrikluft nicht den Reichen vor das Fenster geweht wurde. (Vgl. Lindner 2004: 12; Halay 2006: 10; Wietschorke 2010: 78) Darüber hinaus war es für Haussmann erklärtes Ziel, die Besitzenden vor weiteren sozialen Unruhen und Aufständen zu schützen, vor einer unzufriedenen Arbeiter_innenklasse, die zunehmend als ‚*classe dangereuse*‘ stigmatisiert wurde. Robert Castel (1995: 356) spricht diesbezüglich von der Entstehung eines bürgerlichen „racisme antiouvrier“⁴¹; David Harvey (2006: 270ff.) konstatiert in Zusammenhang mit bürgerlichen Klasseninteressen und Revolutionsangst Diskurse, die die Arbeiter_innenklasse auf Basis einer rassialisierten Terminologie als das fundamental ‚Andere‘ repräsentieren:

„If the workers were ‚savages‘, a ‚vile multitude,‘ mere criminal and ‚dangerous classes‘ as the bourgeoisie was wont to depict them, then 1848 had showed all too clearly the kind of danger they posed and the kind of savagery they had in mind.“ (ebd.: 272)

Ungeachtet der Frage, ob die Verdrängung der Industrie und der Arbeiter_innen in den Osten in diesem Kontext konkrete politische Strategie war, um aus Paris eine Bastion der bürgerlichen Ordnung zu machen – oder ob es sich dabei um einen Nebeneffekt des durch und durch bürgerlichen Modernisierungsprojektes handelte, klar ist: In den neuen, sicheren und luminösen Geschäftsvierteln und Wohngebieten als Territorien lukrativer Investitionen, der zunehmend extrovertierten Repräsentation von Macht und Reichtum

⁴⁰ Eigene Übersetzung: „Paris atmet freier, aber die ärmsten Pariser_innen ziehen Richtung Peripherie. Enteignungen machen Platz für die Gebäude im Haussmann-Stil.“

⁴¹ Eigene Übersetzung: „antiproletarischer Rassismus“

der Pariser Bürger_innen und eines aufkeimenden Tourismus war für das proletarische Paris wenig Platz. (Vgl. Marchand 1993: 93 und 100; Harvey 2003: 148ff.; Noin und White 1997: 50f.)

Jenseits dieser Konstruktion des bürgerlichen, eleganten Paris vollzog sich im Osten eine Form urbanen Wachstums, die grundlegend anders verlief und dennoch von den Umstrukturierungen im Zentrum nicht trennbar ist. Während *Belleville* 1820 noch 8000 Einwohner_innen zählte, belief sich diese Zahl 1860 auf 60.000. (Vgl. Lacordaire 1987: 46f.) Für diese Pariser_innen zu bauen, war jedoch vergleichsweise wenig rentabel – weder Unternehmen noch der Staat engagierten sich auf diesem Gebiet. (Vgl. Marchand 1993: 87) Es waren vor allem private Initiativen einer aufstrebenden, finanziellen „Elite“ der Pariser Arbeiter_innenklasse, in deren Rahmen hier kleinräumig parzelliert sowie günstiger Wohnraum gebaut und vermietet wurde. (Vgl. Sellali 2011: 30) Für Industrielle und Handwerker stellten die Gebiete vor den Grenzen der Stadt zunächst vor allem aufgrund der Befreiung von Zöllen und Auflagen attraktives Territorium dar. In größeren und kleineren Betrieben wurde in der Gegend des späteren 20. Arrondissement eine immer größere Vielfalt an Gütern und Produkten produziert und verarbeitet – von der Schuh-, Textil- und Kerzenproduktion über Gießereien, Ziegeleien bis zur Metallverarbeitung. (Vgl. Lacordaire 1987: 51 und 64f.; Halay 2006: 10 und 143)

Dieser Urbanisierungsprozess verlief im 19. Jahrhundert vorerst weitgehend ungeregt – auch nach der Annexion 1860. Die Mieten waren niedrig, die Qualität der Bausubstanz, oftmals bestehend aus Restmaterial der großräumigen Abrisse im Zentrum, meist gering. (Vgl. Noin und White 1997: 51; Lacordaire 1987: 49ff.) So wird die Gegend zwischen der *Rue du Sorbier* und dem *Boulevard de Ménilmontant* von Pinon und Garden (2009: 26) als Beispiel besonderer Degradation im 19. Jahrhundert charakterisiert. Wie in einem Großteil des Nord-Ostens der Hauptstadt spannt sich das heterogene urbane Netz, welches diesen Hügel im Osten überzieht, somit zunächst ohne Architekt_innen, ohne zentrale Planung und Regeln, jedoch keineswegs jenseits jeglicher Struktur. In diesen Straßen, Gassen und unzähligen Hinterhöfen, die als halböffentliche, kollektive Wohn- und Arbeitsräume fungierten und in deren langgezogener Form die rurale Vergangenheit des Hügels bis heute widerhallt, konstituierte sich eine lokale „*culture ouvrière*“ (vgl. Bonnin 2011: 34; Clerval 2008: 94), unter anderem geprägt von einer starken Präsenz revolutio-

närer, linker Bewegungen sowie seit Beginn des 20. Jahrhunderts auch durch eine Reihe von Migrationswellen.

Seit dem 19. Jahrhundert hat sich ein schon bestehender sozialer Kontrast zwischen Ost und West (vgl. Marchand 1993: 31) in Paris also massiv verstärkt und gefestigt und damit tief in die Stadt eingeschrieben – in ihre materielle Gestalt, ihre soziale Struktur und in die mentalen Landschaften der Pariser_innen. In statistischer Hinsicht manifestiert sich die räumliche Verteilung sozialer Ungleichheit in Paris auch heute auf multiple Weise: in der Konzentration des sozialen Wohnbaus im Osten und vergleichsweise niedrigeren Immobilienpreisen im privaten Sektor, sowie im Einkommens- und Bildungsniveau der Bewohner_innen. (Vgl. Pinçon und Pinçon-Charlot 2008: 19) Im 20^e finden sich nach wie vor einige der letzten auffälligen Ecken der französischen Hauptstadt, und einige seiner ärmsten. So versammeln sich auch heute in Teilen des 20. Arrondissements all jene Faktoren, von denen landläufig angenommen wird, dass sie „soziale Probleme“ hervorbringen: in *Ménilmontant* beispielsweise ein Durchschnittseinkommen, das 2006 mit 14 976 Euro deutlich unter dem Pariser Durchschnitt von 23 408 Euro lag, eine hohe Arbeitslosenquote (14,1% im 20^e, 11,4% in Paris), besonders viele alleinerziehende Mütter und die überdurchschnittliche Präsenz jener, die als Risikogruppen schlechthin betrachtet werden, wenn es um „soziale Dysfunktionalitäten“ in der Stadt geht – Junge unter 25 und Migrant_innen. (Vgl. bzgl. statistischem Material Mairie Paris 20 2010: 5f., online; Sofred Consultants 2010: 5) Vor diesem Hintergrund werden verschiedene Teile des 20. Arrondissements dann auch im Rahmen der ‚Politique de la Ville‘ als Gebiete prioritärer Maßnahmen klassifiziert. (Vgl. Secrétariat général du CIV-a und -b, online)

Auf diese Daten reduziert, könnte dieser Teil der Stadt als prädestiniert für allerlei Konflikte und Gefahren erscheinen – und die fortwirkende Macht von Repräsentationen der ‚quartiers populaires‘ als urbane Gefahrenzone manifestiert sich bis heute darin, wie viele Pariser_innen den Osten der Stadt sehen. Nach wie vor bekommen manche im Westen von Paris aufwachsende Kinder die Anweisung, das ‚andere‘ Paris, seine nördlichen und östlichen Teile zu meiden. Die diskursive Naturalisierung sozialer Segregation manifestiert und objektiviert sich in der Nutzung und Repräsentation der Stadt. Sie schreibt sich in Köpfe, Körper und jene Wege ein, die verschiedene Menschen in der Stadt zurücklegen. Was Eduardo Gonzáles (1994: 11 zitiert in Gandolfo 2009: 11) für die

Bewohner_innen Limas feststellt, gilt ebenso für die Pariser_innen: „[they] walk the streets [...] led by the hand by ghosts: Our fears and prejudices tell us which routes to take, which zones of the city to visit and which ones to avoid.“

Dabei sind entsprechende Negativkonstruktionen rund um Kriminalität, Gefahr und Chaos genauso verkürzt wie ihr romantisierendes Gegenteil: die ebenso immer wieder kehrenden idyllischen Darstellungen des 20^e durch Medien aber auch durch manche Bewohner_innen als friedlicher Hafen der Solidarität, der multikulturellen Brüder- und Schwesterlichkeit und/oder als stolze, proletarische und rebellische *colline rouge*⁴². Die Tendenz zur stereotypen Repräsentation von Mittellosigkeit findet sowohl in ihre romanisierenden bis populistischen Bewunderung als auch in überbordender Bestürzung und miserabilistischen Schreckensbildern ihren Ausdruck. (Vgl. Bachmann und Le Guennec 2002: 12) In seiner Charakterisierung von *Belleville* umschiffet der Soziologe und Demograph Patrick Simon (2003: 430) solche Stereotype, indem er auf die Nuancen der Gleichzeitigkeit und Verzahnung von Konstruktionen von Konsens, von Praktiken der Solidarität sowie des Konflikts verweist:

*„Les conflits existent et bouleversent fréquemment le fragile équilibre des rapports humains. La réelle solidarité qui lie les habitants ne suffit pas à compenser l'extrême précarité de nombreuses familles et le quartier constitue l'un des points noirs de l'action sociale parisienne. En dépit de ces contrastes, il semble bien qu'une alchimie originale se soit établie, rendant possible la cohabitation entre des populations que tout, a priori, oppose et sépare.“*⁴³

Eine lebendige Zivilgesellschaft, gelebte Multikulturalität und Solidarität sowie eine zumindest punktuelle Überwindung von Differenzen und sozialen Grenzlinien gehören hier ebenso zum Alltagsleben wie Rassismus und radikale Manifestationen sozialer Ungerechtigkeit und Armut.

⁴² roter Hügel

⁴³ Eigene Übersetzung: „Konflikte existieren und erschüttern immer wieder das fragile Gleichgewicht menschlicher Beziehungen. Die reale Solidarität, welche die Bewohner_innen verbindet, reicht nicht aus, um die extreme Prekariät vieler Familien zu kompensieren und das Viertel stellt für die sozialen Maßnahmen der Stadt einen neuralgischen Punkt dar. Diesen Kontrasten zum Trotz scheint sich aber doch eine ganz eigene Alchimie etabliert zu haben, die das Zusammenleben von Bevölkerungsgruppen ermöglicht, die auf den ersten Blick alles trennt und einander entgegen stellt.“

Insgesamt kann die historische Objektivierung sozialer Ungleichheit im Unterschied zwischen Ost-West als Konsequenz komplexer, historischer Prozesse verstanden werden. Die Geschichte von Paris kann als Geschichte einer geteilten Stadt erzählt werden, deren urbane Landschaft in materieller wie auch symbolischer Hinsicht von Manifestationen sozialer Ungleichheit und Macht durchwirkt ist. Wurde hier zunächst thematisiert, wie sich die Kluft zwischen Ost und West vor allem im 19. Jahrhundert beträchtlich vertieft, so wurde des Weiteren auch auf Kontinuitäten verwiesen, die sich in der materiellen Gestalt der Stadt, in den Häusern und Straßen ihrer unterschiedlichen Teile ebenso manifestiert, wie in ihrer sozialen Struktur und Dynamik. Und vor allem ist die Opposition von Ost und West auch heute allgegenwärtig im Selbstverständnis der Pariser_innen, in ihren ‚imaginären‘ Geographien und territorialen Narrativen. Denn „[d]ie sozialräumliche Verteilung hat von Anfang an eine symbolische Dimension, die die Trennung zu einem Graben vertieft“ (Lindner 2004: 12). Und so stellt Martine, aufgewachsen am Rande des Père Lachaise im 20^e mit Nachdruck fest: „Ich bin keine Pariserin, sondern ich bin aus dem Osten von Paris. Das ist nicht dasselbe.“ (Interview 10)

Diskursive Landschaften: ambivalente Repräsentationen des 20^e

Ich selbst wusste von der ‚anderen‘ östlichen Seite der Stadt jedoch lange Zeit nichts. Sicher, „[s]i une ville a fait couler beaucoup d’encre, c’est bien Paris“⁴⁴ (Paquot 2001: 15). Paris wurde tausendfach beschrieben, besungen, fotografiert, gemalt, analysiert und seziert – von innen und außen, von oben und unten, von links und von rechts, in großen Panoramen und minutiösen Detailstudien. Im Strudel der Signifikation wurden und werden kontinuierlich verschiedene Stadtbilder konstruiert, manchmal einzementiert, teils bestritten und zerpfückt. (Vgl. Pinçon und Pinçon-Charlot 2009: 242; Noin und White 1997: 207) Lange Zeit war meine eigene Vorstellung von Paris aus der fernen österreichischen Provinz dabei aber vor allem von touristischen Stereotypen bestimmt: Stadt der Liebe und des Lichts, des Luxus und der Mode. Als junges Mädchen mit gegenkulturellen Präentionen war ich davon wenig beeindruckt. Interessanter war das Paris der Bohème und der Revolutionen politischer, intellektueller und künstlerischer Art – die schienen aber einer fernen Vergangenheit anzugehören, umso mehr nach meinem ersten

⁴⁴ Eigene Übersetzung: „Wenn eine Stadt viel Tinte zum Fließen gebracht hat dann wohl Paris“

Paris-Aufenthalt als 19jährige, bei dem ich vor allem den Eindruck hatte, dass alle hier gut essen, während ich mir das nicht leisten konnte. Die *Sorbonne* war ein an allen Eingängen von Sicherheitspersonal gut bewachter, alter Koloss. Und mein schäbiges Zimmer in der Jugendherberge teilte ich mit einer österreichischen Erasmus-Studentin, die an der Suche nach einem leistbaren Zimmer zunehmend verzweifelte. Jeden Tag machte sie sich zu überlaufenen Wohnungsbesichtigungen auf, oft in die nord-östlichen Bezirke der Stadt, die ihr irgendwie unheimlich waren, die Wohnungen dort allerdings bezahlbar. Im Reiseführer, der mir meinen damaligen Aufenthalt auch nicht versüßte, hätte ich einen einzigen Absatz über jenes Viertel lesen können, in dem ich Jahre später selbst wohnen sollte: „A solidly working-class *quartier* with little to recommend it until just a few years ago, *Ménilmontant* in the 11e now boasts a surfeit of restaurants, bars and clubs“ (Lonely Planet 2003: 219). Ironischerweise wird *Ménilmontant* dort entweder im falschen Arrondissement verortet oder mit dem angrenzenden *Oberkampf* verwechselt, das sich zu einem Zentrum des Pariser Nachtlebens entwickelt hat. Jedenfalls hatte ich nicht gerade große Lust, Paris besser kennenzulernen und bin schneller als geplant nach Brüssel weitergereist. Diese Stadt ist für Reiche gemacht, habe ich lange über Paris gesagt.

Mein Umzug nach Paris, fünf Jahre später, hat diese Vorstellungen sowohl bestätigt als auch ausgehebelt. Mein Weg auf die Fakultät für Sozialwissenschaften an der *Université Paris V*, die sich mit dem Siegel der Sorbonne schmückt, führte täglich von der Métro-Station *Saint-Germain-des-Prés* über den *Place Sartre-Beauvoir* vorbei an den berühmten Literatencafés *Deux Magots* und *Café Flore*. „Das hört sich nach dem Stoff an, aus dem Intellektuellenträume gemacht sind“, schrieb ich in einem Artikel über meine Erfahrungen als Austauschstudentin in Paris, um diese Vorstellung umgehend zu relativieren:

„Ein Hauch von Existentialismus und Revolution poliert in *Saint-Germain-des-Prés* mittlerweile vor allem das Image des Viertels auf. Bis in die 1970er-Jahre war hier das Zentrum des kulturellen und intellektuellen Lebens von Paris. Heute sprießen die luxuriösen Boutiquen mit Namen wie *Armani*, *Dior* und *Cartier*. Dort wird Jazz gespielt und ein ‚*Esprit Saint-Germain*‘ vermarktet. Junge KünstlerInnen und Studierende strömen nach wie vor täglich in die dort ansässigen Hochschulen. Ihr Leben aber spielt sich mittlerweile anderswo ab. Denn *Saint-Germain-des-Prés* ist heute das teuerste Viertel der französischen Hauptstadt.“ (Ellmer 2010: 11)⁴⁵

⁴⁵ Vgl. diesbezüglich auch Pinçon und Pinçon-Charlot (2009: 40ff.), die einen ihrer 15 soziologischen Stadtpaziergänge in Paris diesem Viertel widmen.

Dennoch hat mein Umzug nach Paris auch andere Horizonte eröffnet, sollte ich nun selbst im ‚dubiosen‘ Nord-Osten wohnen: Noch Monate bevor ich nach Paris ging und bevor die Idee zu dieser Forschungsarbeit entstand, saß ich mit Eva in der Wiener Frühlingssonne und sie beschrieb mir den Weg zu ihrem Pariser Zuhause, welches ab August mein eigenes werden sollte. Dabei hielten wir ein *Moleskine City-Note-Book* Paris in Händen. Aber die *Rue de la Chine* und ihre Umgebung, so mussten wir feststellen, ist nicht Teil des darin inkludierten Stadtplans, der mitten im 11. Arrondissement endet. An die Stelle der bereits angesprochenen Tradition der Stigmatisierung der peripheren Stadtteile als gefährlich und dubios, tritt hier – im touristischen Diskurs – eine Tendenz zur Ausblendung. Ich fand den Weg schließlich mit Hilfe einer Zeichnung, die Eva in meinem Notizbuch skizzierte.

Die Marginalisierung auf Ebene der Imaginationen und Repräsentationen ist in ihrer Verstrickung mit der materiellen Manifestation sozialer Ungleichheit und Exklusion in den Straßen des Stadtteils und den Lebenswelten seiner Bewohner_innen zu verstehen. Gewissermaßen könnte der 20^e somit als anthropologisches Forschungsfeld im klassischen Sinne gedacht werden. Denn Gupta und Ferguson (1997c: 36) benennen als einen der wertvollen Aspekte der anthropologischen Tradition, ihre intime Auseinandersetzung mit ökonomisch und politisch marginalisierten Orten, im Kontrast zur – häufig auch in den Sozialwissenschaften reproduzierten – symbolischen und epistemischen Dominanz der Zentren – in diesem Fall der Dominanz eines Paris, das sich über Topoi wie Luxus, Macht, Romantik und touristische Attraktionen definiert. Dennoch soll es hier nicht um die Feststellung der Marginalisierung dieses Teils der Stadt im Sinne einer Einordnung in eine konstruierte „hierarchy of purity“ (ebd.: 12) gehen – nach dem Motto ‚je marginalisierter, desto anthropologischer‘ das ‚Feld‘. Vielmehr soll der Versuch unternommen werden, Bedingungen dafür zu schaffen, von den Menschen und Räumen rund um die *Place Gambetta* zu schreiben, ohne direkt in die Falle ihrer romantisierten, exotisierenden oder miserabilistischen Distanzierung zu tappen. Es gilt dementsprechend, auch im Sinne der bereits diskutierten Überwindung von Vorstellungen der räumlichen Isolation, soziale, räumliche und symbolische Marginalisierung selbst in den anthropologischen Blick zu nehmen, statt Marginalität als selbstverständliche Gegebenheit zu akzeptieren. Dazu muss Marginalisierung in ihrer Komplexität verstanden werden, in ihrer relationa-

len Verstrickung mit Zentren und damit in ihrer kontinuierlichen Konstruktion, Reproduktion und Transformation. In diesem Sinne soll die Marginalisierung der Stadtviertel am östlichsten Hügel der Stadt hier in mehrfacher Hinsicht in ihrer Relativität und Relationalität thematisiert werden: erstens im Verhältnis zu anderen marginalisierten Räumen der französischen Hauptstadt, zweitens aufgrund der Ambivalenz und Umstrittenheit der historischen Stigmatisierung sowie ihrer aktuellen Manifestationen, und drittens aufgrund aktueller sozialer und symbolischer Transformationsprozesse, im Zuge derer der 20^e und sein Image zunehmend näher ans Zentrum zu rücken scheinen.

In Bezug auf die Positionierung des 20. Arrondissements im Kontinuum der hierarchisierten Räume der *Île-de-France* kann zunächst darauf verwiesen werden, dass sich viele meiner Gesprächspartner_innen im 20^e als Bewohner_innen von Paris durchaus als vergleichsweise privilegiert verstanden, auch wenn sie nicht im reichen Eck der Stadt zu Hause sind. So wie H el ene, die mir gegenüber feststellte: „Wir sind ja nicht so viele, die überhaupt das Glück haben, in der Hauptstadt zu wohnen.“ (Interview 5) Es mag zwar durchaus eine gehörige Portion Pariser Selbstgefälligkeit sein, welche die Vorstellung nährt, dass jenseits der *P eriph erique* die Hölle beginne. Hinter der Tatsache, dass die Pariser ‚Banlieue‘ nach wie vor mit diesem Begriff als ‚Ort der Verbannung‘ bezeichnet wird, steckt dennoch mehr als hauptstädtische Arroganz. In vielerlei Hinsicht sind die Vororte zwar eng mit Paris *intramuros* verstrickt, ihr getrübtes Verhältnis zum Zentrum stellt jedoch ein altes Erbe aus Haussmanns Zeiten dar und manifestiert sich im Prestige einer Pariser Adresse ebenso drastisch wie in der bereits angesprochenen Brutalität, mit welcher die ringförmige Stadtautobahn die Banlieue im Osten von der Stadt trennt.  berhaupt in Paris zu wohnen, wenn auch am ärmeren Ende der Stadt speist unter vielen Bewohner_innen dementsprechend durchaus das Gefühl einer relativen Privilegiertheit. (Vgl. Pinçon und Pinçon-Charlot 2009: 219; dies. 2008: 100ff.; Marchand 1997: 101f.; H user 2010: 24ff.)

Nichtsdestotrotz hat die Stigmatisierung der ‚*quartiers populaires*‘ lange Tradition und ohne künstliche Kontinuitäten konstruieren zu wollen, kann durchaus konstatiert werden, dass Repräsentationen des Pariser Ostens als urbane Gefahrenzone in jeweils neuer Gestalt zyklisch wiederkehren. In Zusammenhang mit der bürgerlichen Angst vor den ‚re-

volutionären, proletarischen Massen‘ bzw. einer Vorstellung von den Pariser Arbeiter_innen als ‚*classe dangereuse*‘ wurde bereits angedeutet, dass dominante Konstruktionen der Pariser Landschaft im 19. Jahrhundert auf einer rassialisierten Terminologie und dem Denken in der binären Opposition von ‚Zivilisation‘ und ‚Wildheit‘ gründeten. Ähnliche Bilder vom ‚städtischen Wilden‘ im Osten wurden später beispielsweise während der *Belle Époque* im Zuge der Entstehung einer ‚medialen Kultur, die Masseninformati-on und Massenverunsicherung möglich machte‘ (Schmidt 2005: 9), bevorzugt rund um Banden junger Männer konstruiert, die als ‚*apaches*‘ bezeichnet wurden – obwohl die Pariser Straßen um 1900 beträchtlich sicherer waren als im zu Ende gehenden Jahrhundert. Zusammenfassend stellt Hüser (2010: 25f.) in Bezug auf diese Konstruktionen moralischer Pariser Landschaften fest: ‚Der Blick von der ‚strahlenden‘ Mitte zum düsteren Rand besaß [...] etwas Koloniales, mit all den Projektionen auf unheimliches, exotisches und barbarisches ‚Niemandland‘, die dies einschloss.‘ Dabei kann die diskursive Marginalisierung und stereotype Repräsentation der östlichen Stadtteile jedoch durchaus als ambivalent und umstritten gedacht werden. Die entsprechenden Diskurse stellen Kristallisationspunkte der Angst aber auch der Faszination dar und bieten sowohl Stoff für die Stigmatisierung als auch Romantisierung von Gegenden wie *Belleville*, *Ménilmontant* und *Charonne*. (Vgl. Schmidt 2005; Hüser 2010: 23f.; Marchand 1993: 211) Schließlich bleiben stigmatisierende Perspektiven auch keineswegs unwidersprochen und werden durchaus von gegenteiligen Repräsentationen und Narrationen durchkreuzt. So beispielsweise von Gaël (Gespräch, 15.06.2010), der seit 15 Jahren im 20^e wohnt und bei einem beiläufigen Gespräch am Rande der *Place Gambetta* feststellte: ‚Das 20. Arrondissement, das ist die Kommune‘. Und er ergänzte, viele Menschen hier verteidigen noch heute deren Ideale. Jedes Jahr im Mai wird am Père Lachaise, wo 1871 die letzten Kommunarden hingerichtet wurden, der Pariser Kommune gedacht. Dem Mythos der proletarischen Barbaren und Ganoven steht jener der Revolution und ihrer Helden gegenüber, der Marginalisierung und Stigmatisierung des ‚wilden Ostens‘ ein stolzes Reklamieren ihres kämpferischen Beitrages zur Geschichte der Stadt. Nicht nur in Zusammenhang mit der Pariser Kommune: Anarchist_innen, Sozialist_innen und Kommunist_innen, Arbeiter_innenkooperativen wie die *Bellevilloise*, radikale Gewerkschaften sowie Zellen der Résistance während des Zweiten Weltkrieges – besonders in Zusammenhang mit der historischen Verankerung verschiedenster linker Bewegungen im 20^e ist dieser durchaus

auch als ein Terrain bekannt, wo Geschichte und ‚Kultur‘ von unten gemacht wurden, Solidarität gelebt, Gerechtigkeit eingefordert und erkämpft wurde. Vor allem *Belleville* erreicht dabei geradezu ikonischen Status (vgl. Noin und White 1997: 209), der jedoch auch auf die umliegenden Nachbarschaften ausstrahlt. Dabei werden negative Konnotationen des ‚*quartier populaire*‘ auf den Kopf gestellt und der historische 20^e im Zuge dieser Umkehrung als identitätsstiftender Raum evoziert.

Der Hügel heute: Ungleiche Vielfalt und Gentrifizierung

Der ‚*caractère populaire*‘ des 20^e und seine Abgrenzung vom bürgerlichen Paris sind jedenfalls bis heute zentraler Teil der imaginären Landschaften der Menschen, die hier leben. Dieser Kontinuität zum Trotz, am beständigsten war und ist hier wohl die Veränderung. Dieser spezifische Ort hat nicht nur eine bewegte Geschichte, sondern ist auch aktuell in Prozesse der Verschiebung der räumlichen „Organisation des Nebeneinander“ involviert. An der Schnittstelle der hartnäckigen, historischen Objektivierung sozialer Verhältnisse in der Kluft zwischen Ost und West und aktuellen Transformationen relativiert sich die Marginalisierung dieser Gegenden am Rand der Stadt heute auf neue und spezifische Art und Weise. Nach wie vor wohnen hier – im zweitbilligsten Bezirk der Stadt – durchaus Viele, für die das Leben in der Hauptstadt andernorts nicht leistbar wäre (Vgl. Pinçon und Pinçon-Charlot 2008: 72) In den Kontext der Hauptstadt, deren kontinuierliche Verbürgerlichung sich angesichts akuten Wohnungsmangels und hoher Preise vor allem seit den 1980er Jahren als Gentrifizierung des Pariser Ostens manifestiert (vgl. Clerval 2006, online), scheint sich der Hügel bisher nicht nahtlos einzufügen. Aber auch der Immobilienmarkt im 20^e entwickelt sich zunehmend rasant. Seine alten ‚*quartiers populaires*‘ verändern sich grundlegend, in materieller, ökonomischer, sozialer und kultureller Hinsicht – Prozesse, die in unterschiedlichen Kontexten als „Boboisierung“, „Embourgeoisement“ und „Gentrification“ oder als „Erneuerung“, „Dynamisierung“ und „Aufwertung“ verhandelt, analysiert, gelobt oder verteufelt werden.

So ist es vor allem das Nebeneinander sehr verschiedener Lebenswelten auf engem Raum, das den 20^e heute charakterisiert. „Hier kann man noch in Paris leben, ohne reich zu sein“, begründete die stellvertretende Bezirksvorstehende Anne-Charlotte Keller im

Interview zunächst ihre Verbundenheit mit dem 20^e und stellte des Weiteren fest:

„Das ist ein Arrondissement, das sehr sehr kontrastreich ist. Das heißt, dass es hier von allem etwas gibt. [...] Hier leben sehr sehr reiche Leute in absolut unglaublichen Häusern, und Künstler, die international anerkannt sind. Aber auch Leute, mit denen ich mich im Speziellen beschäftige, die wirklich sehr arm sind, vor allem Familien mit nur einem Elternteil.“ (Anne-Charlotte Keller, Interview 1)

Die soziale Heterogenität des 20^e korrespondiert mit seiner uneinheitlichen materiellen Gestalt und bunt zusammengewürfelten Architektur: Idyllische Gassen und Passagen, atemberaubende Ausblicke auf Paris und kleine Häuschen mit Garten finden sich hier in unmittelbarer Nähe großer *Cités*, die als soziale Brennpunkte gelten. Nur hundert Meter weiter eröffnet eine neue Sushi-Bar. Neben der teilweisen Klassifizierung als „*zones urbaines sensibles*“ steht das Bild der „*quartiers-village*“, der Dörfer in der Stadt. Mit 26,1% findet sich hier eine vergleichsweise hohe Dichte des sozialen Wohnbaus (vgl. Mairie Paris 20, online) sowie ein privates, altes „*habitat social de fait*“⁴⁶, bestehend aus relativ billigen, kleinen und wenig komfortablen Wohnungen. Aber an allen Ecken wird renoviert und neu gebaut. Die vielen Ateliers, früher von Handwerker_innen und Arbeiter_innen belebt, werden heute vor allem von Künstler_innen, Designer_innen und Architekt_innen genutzt und bewohnt.

Gleichzeitig wird die Vielfalt des 20^e häufig primär an seinem multikulturellen Charakter festgemacht. Zwar entspricht der Anteil der im Ausland geborenen Bewohner_innen des 20^e (21,7%) in etwa dem Pariser Durchschnitt (20,2%), aber wie in den anderen Vierteln des Nord-Ostens der Stadt lebt hier vor allem ein spezifischer Teil der Migrant_innen. Beispielsweise im Unterschied zum reichen 16^e (20,6% Migrant_innen)⁴⁷ stammt ein größerer Teil aus Ländern außerhalb der EU, aus dem Maghreb, anderen afrikanischen Staaten und zunehmend aus Asien und verfügt über vergleichsweise geringe Bildung und Einkommen. Und während der durchaus gegebene pluri-ethnische Charakter im reichen, bürgerlichen Viertel vor allem im Rahmen der klaren sozialen Hierarchie einer wohlhabenden französischen Bevölkerung und ihres immigrierten Servicepersonals (vgl. Berger 1988: 315) im öffentlichen Raum weitgehend unsichtbar bleibt, ist dieser in den Straßen des 20^e allgegenwärtig.

⁴⁶ ‚faktische Sozialwohnungen‘

⁴⁷ Eigene Berechnung auf Basis von Daten der Volkszählung 2008 (Quelle: INSEE, online)

„Plutôt chaotique, ce paysage est fait de bric et de broc, accumulation de constructions hétéroclites [...]“⁴⁸, so beschreiben die Soziolog_innen Michel Pinçon und Monique Pinçon-Charlot (2008: 71) den 20^e heute. Und so scheint es als liege der Unterschied zu den homogeneren ‚*beaux quartiers*‘ im Westen und dem verbürgerlichten Zentrum (vgl. Clerval, Fleury und Humain-Lamoure 2011: 52) nunmehr weniger im ‚*caractère populaire*‘ dieser Nachbarschaften, als in ihrer Vielfalt und Heterogenität im Kontext sozialer Ungleichheit und kultureller Differenz. Die ambivalenten Bilder vom alten ‚*quartier populaire*‘ – in ihrer pejorativen, wie in ihrer affirmativen Variante – bestehen auch angesichts dieser Transformationen durchaus weiter. Doch zugleich wird der Platz, den der 20^e in der Hauptstadt inne hat, neu verhandelt: Über ein Jahr nachdem mir Eva den Weg zu unserer Bleibe in der *Rue de la Chine* in einem Notizbuch skizziert hatte, habe ich daran zurückgedacht, dass ich als erstes über mein Pariser Zuhause herausfand, dass es nicht Teil meiner Stadtkarte ist – nämlich als Zuhörende bei einer Podiumsdiskussion über die ökonomische Attraktivität des 20. Arrondissements in der *Mairie* des Bezirks. Einer der Diskutanten fiel dabei schon optisch aus der Rolle, mit Hilfe einer Kombination aus schickem Anzug und jugendlicher Truckerkappe. Als einer der Gründer des *Mama Shelter*, des 2009 in der *Rue des Bagnolet* eröffneten ersten Luxus- und Designhotels des Bezirkes, das ebenfalls versucht, sein Image schick und jugendlich zugleich zu halten, stellte er dort fest: „Im Guide der *Galleries Lafayette* [...] gibt es eine Karte von Paris, die vor dem 20. Arrondissement endet.“ (Aouizerate, Redebeitrag 1) Ausgehend von dieser Feststellung legitimierte er das Projekt eines Luxushotels im ‚*quartier populaire*‘ als strategischen Akt in einem „symbolischen Kampf“ für die Sichtbarkeit dieses Stadtteils.

Aber für wen und unter wessen Bedingungen und Prämissen wird dieser „symbolische Kampf“ um die Sichtbarkeit des Stadtteils geführt? Wem nützt es, sich einen Platz in der Welt der *Galleries Lafayette* zu erkämpfen, in einem touristisch vermarktbareren Paris? Reflektieren wir diesen Diskurs als Beispiel in Zusammenhang mit dem Begriff der Gentrification, liegt es nahe, diese Vision vom Heranrücken ans Zentrum und ihre Neutralität kritisch zu reflektieren. Wie das folgende Kapitel zeigen wird, ordnet sich dieser Diskurs

⁴⁸ Eigene Übersetzung: „Mit einer Tendenz zum Chaotischen ist diese Landschaft aus einem ungehobelten Durcheinander gemacht, einer Akkumulation bunt zusammengewürfelter Konstruktionen.“

in einen komplexen Transformationsprozess ein, der eine Fülle von Fragen aufwirft, welche betroffene Bewohner_innen, involvierte Unternehmer_innen, Politiker_innen und Wissenschaftler_innen ausgehend von jeweils unterschiedlichen Interessenslagen auf jeweils spezifische Weise beschäftigen. Sie betreffen die symbolische Ebene der Raumbilder, wie dieses Beispiel verdeutlicht, ebenso wie jene der lokalen raumbezogenen und sozialen Praktiken. Und so drängt sich vor allem auch die Frage danach auf, wie sich die ungleiche Vielfalt, das ungehobelte Durcheinander im 20^e konkret realisiert - als soziale Vermischung, als konfliktreiches Nebeneinander oder gar entlang von Exklusion und Verdrängung?

Auch der eingangs evozierten Hügellage wird dabei schließlich wieder Bedeutung zugeschrieben: Der Name *Ménilmontant* – ‚das aufsteigende Haus‘ erhält in diesem Kontext eine weitere, ambivalent-ironische Konnotation. Unter anderem seine Stadtpanoramen werden zum Attraktivitätsfaktor für die Pariser Mittelschicht auf der Suche nach Eigentumswohnungen. „Vielleicht ist es der Wunsch der Pariser_innen über ihre Stadt erhaben zu sein“, spekulierte Pierre (Interview 12) als er sich den Kopf darüber zerbrach, was eine junge, intellektuelle Bevölkerung hierher ziehen und die Wohnungspreise steigen lässt. Und mit einem harmlos humorvollen und doch bedeutsamen Beispiel dafür, dass Perspektiven auf diesen Raum in Abhängigkeit von unterschiedlichen persönlichen und gesellschaftlichen Verortungen auseinanderklaffen können, stellte Marie in Bezug auf einen aufkommenden lokalen Tourismus in *Ménilmontant* schließlich fest:

“Für mich, als ich klein war, war die Rue de Ménilmontant eine Schinderei, weil ich diesen Hang rauf musste. (Lacht) Weißt du, das hat mich genervt, dass sie so steil ist. Voilà. Und die Touristen werden sagen, das sei sowas von fabelhaft, aber (...) ja ja.”
(Marie, Interview 9)

Am Hügel im Osten – Teil II: Transformation

Anna: Finden Sie, dass sich hier viel verändert?

Manon: Ja, ja, ja. Sehr viel.

Anna: In welchem Sinne?

Manon: Bah, es gibt Leute mit mehr Geld, viel mehr Geld. Cafés werden eröffnet, Restaurants, (...) man spürt, dass es mehr Geld gibt.

(Interview 14)

Thomas: „Das ist eine der letzten Ecken der Stadt, wo man sich das Wohnen leisten kann.“ (Interview 3)

Martha: „Heute könnte ich es mir nicht mehr leisten, hier eine Wohnung zu kaufen.“ (Interview 11)

Fabien: „Und der 20^e, das ist noch ein bisschen, der ist noch keine reine Anhäufung von Bobos.“ (Interview 4)

Diese Aneinanderreihung von Äußerungen unterschiedlicher Bewohner_innen des 20^e über ihr Viertel ist durchzogen von Widersprüchen. Aber während die hier zu Wort Kommenden einander relativieren, sind diese Gesprächsfetzen doch allesamt von Spuren eines immer wiederkehrenden Motivs durchwirkt – jenem der Transformation. So ist die Veränderung ebenso in der Temporalität der Feststellung impliziert, es sei hier NOCH möglich zu wohnen, ohne reich zu sein, wie in der Feststellung, dass ein Wohnungskauf hier heute NICHT MEHR leistbar wäre. Bilder der Bewegung sind allgegenwärtig, wenn die Menschen hier über sich und „ihren“ Teil der Stadt sprechen – jene die hierher gezogen sind, wie auch jene, die auf die eine oder andere Art und Weise, aber jedenfalls unter veränderten Bedingungen, doch bleiben können. „Es stimmt, dass sich hier alles enorm bewegt. Und es wird sich noch sehr sehr schnell bewegen,“ so fasste beispielsweise die Journalistin Martha (Interview 11) gegen Ende unseres Gesprächs ihre Wahrnehmung von den Gegenden rund um die *Place Gambetta* zusammen und artikuliert dabei einen Eindruck, den die Menschen, mit denen ich im Zuge meiner Feldforschung gesprochen habe, fast ausnahmslos teilen – ungeachtet ihrer unterschiedlichen Bewertungen und Betroffenheit von diesen aktuellen Transformationen.

Wie bereits im vorigen Kapitel sollen auch in diesem lokale Geschichte, strukturelle Elemente veränderter sozio-ökonomischer Verhältnisse, politische Diskurse und urbanistische Maßnahmen sowie mediale Repräsentationen in ihrer Verquickung mit den Erfahrungen und Perspektiven verschiedener Bewohner_innen des 20^e thematisiert werden. Nunmehr wandert der Blick von Prozessen der materiellen und symbolischen Marginalisierung des 20^e in der Landschaft der französischen Hauptstadt aber zu Gentrifizierungsprozessen. Unter Bezugnahme auf wissenschaftliche Analysen wie auch Narrationen verschiedener Bewohner_innen zeichne ich im ersten Teil des Kapitels die Konturen jenes Prozesses nach, in dem der 20^e in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Schritt für Schritt vom zunehmend deindustrialisierten Abrissgebiet zu seiner Anziehungskraft für die ‚intellektuelle Mittelschicht‘ kam.

Aber wenn die Veränderung so offensichtlich ist, warum so viel Mühe in die Auseinandersetzung mit diesem Thema stecken? Wie in der Einleitung dieser Arbeit bereits angedeutet, klaffen die Interpretationen dieser Transformation auseinander – und auch der Kluft zwischen Vorstellungen einer positiven Entwicklungen im allgemeinen Interesse auf der einen Seite und der Kritik als Verdrängung und Marginalisierung nicht privilegierter Pariser_innen auf der anderen Seite, sind die noch folgenden Kapitel dieser Arbeit unter anderem auf der Spur. Auf die Präsentation eines künstlerisch-ethnographischen Projektes über Gentrifizierung im 20. Arrondissement erwiderte der ebenfalls in der Einleitung bereits zitierte Kulturbeauftragte des 20^e, dieses Thema sei in seinem Bezirk nicht relevant. Gentrification passiere in Berlin, auf den Wandel im 20^e könne der Begriff nicht angewandt werden. (Vgl. Julien Bargeton, Gespräch 1)⁴⁹ Werden im zweiten Teil des Kapitels grundlegende Prämissen einer solchen Perspektive in Zusammenhang damit aufgezeigt, welche Politik die linke Stadtregierung in Paris macht, wie sich selbst repräsentiert und welche Vision vom 20. Arrondissement sie – unterstützt von Medien und Unternehmer_innen – (mit-)konstruiert, so verstehe ich dieses Kapitel in Kontrast dazu gleichzeitig auch als Argument dafür, die Transformationsprozesse im Osten der französischen Hauptstadt durchaus als Gentrification zu betrachten und zu reflektieren. Und letztlich soll mit diesen Ausführungen auch am konkreten Beispiel des 20^e illustriert

⁴⁹ Obwohl ich selbst an diesem Projekt mitarbeite, war ich bei dem Gespräch, auf das ich mich hier beziehe, selbst nicht anwesend. Diese Darstellungen stützen sich auf meine persönliche Korrespondenz mit Eva Engelbert, die den Verlauf dieses Gespräches in Form von Notizen dokumentiert hat.

werden, dass Gentrification nicht als scheinbar natürliches Phänomen unserer Zeit verstanden werden kann, sondern als komplexer und multidimensionaler Prozess räumlicher und sozialer Veränderung, der an der Schnittstelle vielfältiger Interessen sowie gesellschaftlicher Hierarchien produziert wird.

Gentrification in Paris: von zögerlichen Aufbrüchen zur neuen Attraktivität

Als „Vorposten“ einer immer weiter in den Pariser Osten vorstoßenden ‚*Gentrification Frontier*‘ charakterisiert die marxistische Geographin Anne Clerval (2010a, online) Teile des 20^e in ihren Arbeiten über die räumlichen Dimensionen der aktuellen sozialen Neuordnung der Stadt. Seine soziale Heterogenität versteht sie als eine unmittelbare Folge dieser spezifischen Position in der sich kontinuierlich verändernden französischen Hauptstadt. Nach eher zögerlichen Anfängen in den 1960er und 70er Jahren nahmen Prozesse der Gentrifizierung in Paris seit Ende der 1980er Jahre – und damit im Vergleich zu London oder New York relativ spät – massiv an Intensität zu, wurden zu einer der „main forms of social transformation“ (Clerval 2006, online) in der Stadt, zogen immer weitere Kreise und erlangten ihre heute durchaus nachdrückliche Sichtbarkeit. Circa seit dem Jahr 2000 kommt Gentrification auch in den peripheren Arrondissements im Nord-Osten der Stadt an: im 18^e, im 19^e wie auch im 20^e. (Vgl. Clerval 2010a: 14, online; Clerval und Fleury 2009: 3, online)

Kontext dieser Transformationen waren und sind vor allem Wohnungsmangel und hohe Immobilienpreise⁵⁰, ihre Konsequenz ist, dass es für Viele immer schwerer leistbar ist, in Paris *intra muros*⁵¹ zu wohnen. (Vgl. Clerval 2006, online) Dementsprechend verändert sich auch die lokale Bevölkerung im 20^e: Alleine in den sieben Jahren zwischen 1999 und 2006 ist der Anteil an Arbeiter_innen und Angestellten von 45,1% auf 38,8% gesunken, während jener der oberen Mittelschicht, der „*cadres et professions intellectuelles supérieures*“⁵² von 24% auf 30,2% gestiegen ist. Auch der Anteil der „*professions in-*

⁵⁰ Eine massive Preissteigerung vollzieht sich zwischen 1980 und 1991, eine zweite ab 1998. Gentrification ist – so Clerval (2009: 6) – gleichzeitig eine der Konsequenzen und eine der Ursachen dieser Entwicklungen.

⁵¹ *intra muros* = innerhalb der Mauer – der Begriff wird verwendet für die Bezeichnung von Paris ohne seine Vororte

⁵² Eigene Übersetzung: „höhere intellektuelle Kader und Berufe“

*termédiares*⁵³ nimmt stetig zu. (Vgl. Mairie Paris 20 2010: 8, online) Mit diesem Trend rückt der 20^e näher an das Zentrum und den Westen der Stadt heran. Und zunehmend weit entfernt scheinen die 1950er als Arbeiter_innen und Angestellte mit 65% noch die klare Mehrheit im 20^e auszumachen, gegenüber mickrigen 13,5% an Bewohner_innen in mittleren und höheren Führungspositionen. (Vgl. Pinçon und Pinçon-Charlot 2008: 71) Also stellt sich die Frage: Wie kam es, dass jener Teil von Paris, der so lange Zeit für Investitionen von außen gänzlich unattraktiv schien, mit seinem lange tradierten schlechten Ruf nun eine zunehmende „Wertschätzung“ erfährt?

Von der Deindustrialisierung zur globalen Metropole

Die massive Deindustrialisierung seit den 1960er Jahren hat den 20^e genauso grundlegend verändert wie den Rest von Paris. Erzählen diejenigen, die seit langem hier wohnen von den Mutationen ihres Viertels, stehen das Verschwinden der industriellen Produktionsstätten und die Veränderung der ökonomischen Struktur in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts oft an erster Stelle und werden auch mit den aktuellen Transformationen in Verbindung gebracht: „So enorm viele kleine Werkstätten, auch vor 50 Jahren noch“, erinnerte sich Pierre (Interview 12). Jedoch – so erzählte Sophie –

„diese Werkstätten sind verschwunden, weißt du. Das liegt an der Wirtschaft und die Leute haben diese Orte aufgekauft, um daraus Wohnungen zu machen. Und das verändert das Viertel. Verstehst du? Das hat irgendwie die Arbeiter_innen ein bisschen aus dem Viertel verschwinden lassen, die kleinen Unternehmen. Und dann jetzt, ist das ein neuer Trend und man kann sagen, das Viertel gefällt den Jungen, also den Jungen, du weißt schon, den Bobos.“ (Sophie, Interview 15)

Angesichts des Dreifacheffektes von internationaler Konkurrenz, neuen Technologien und steigenden Bodenrenten in Paris zogen vor allem in den 1960er und -70er Jahren viele Handwerks- und Industriebetriebe in die Banlieue oder mussten schließen (vgl. Halay 2006: 144; Clerval 2008: 95) – eine Tendenz, die in den 1980er Jahren zusätzlich durch eine neoliberale, makroökonomische Politik der Deregulierung sowie der Integration in die internationale Ökonomie verstärkt wurde. Davon spricht Sophie, wenn sie feststellt: „Das liegt an der Wirtschaft.“ (Interview 15) Aus Paris, der vormaligen

⁵³ Eigene Übersetzung: „mittlere Berufe“

„première ville industrielle de France“⁵⁴ (Clerval 2010b: 2, online), wird eine globale Metropole. Dabei hat sich ihre Beschäftigungsstruktur grundlegend verändert, auch wenn Paris im Rennen der *Global Cities* um internationales Kapital und Positionen als globale Finanz- und Wirtschaftszentren unter anderem hinter London herhinkt. (Vgl. Noin und White 1997: 13f. und 252f.) Auf der einen Seite stehen seit den 1960er Jahren immer weniger Beschäftigungsmöglichkeiten für Arbeiter_innen sowie seit den 1980er Jahren auch immer weniger niedrig qualifizierte Servicejobs, auf der anderen Seite eine starke Zunahme an hochqualifizierten Führungskräften sowie intellektuellen, kulturellen und „kreativen“ Berufen. (Vgl. Clerval und Fleury 2009: 3f., online; Clerval 2010b: 2f., online) Und vor allem jene, die letztere ausüben, schlagen ihre Zelte eben auch immer öfter in den ‚quartiers populaires‘ auf.

Bevor jedoch Prozesse der Gentrifizierung in größerem Ausmaß einsetzten, schrumpfte die Bevölkerung der Pariser ‚quartiers populaires‘ in der Nachkriegszeit zunächst beträchtlich, so auch jene des 20^e. Viele zogen in die Vororte, wo damals massiv Sozialwohnungen gebaut wurden.⁵⁵ Gleichzeitig verursachte der Urbanismus der ‚Grands Ensembles‘ in den 1960er und -70er Jahren bemerkenswerte Einschnitte in der urbanen und sozialen Struktur des Viertels. „Vor allem anderen kann man sagen, dass vor 20 oder 30 Jahren ein wahrhaftiger Wirbelsturm das Viertel niedergestreckt hat“, erklärte Pierre (Interview 12) diesbezüglich. Ganze Straßenzüge – beispielsweise im unteren *Ménilmontant* rund um die *Rue des Amandiers* oder in *Couronne* – wurden als „îlots insalubres“⁵⁶ abgerissen und durch große, moderne und normierte Wohnkomplexe ersetzt. Auch aufgrund dieser massiven Demolierungen waren Viele gezwungen in die Banlieue zu ziehen, und viele Kleinunternehmen mussten weichen. (Vgl. Halay 2006: 12) Da hier vor allem Sozialwohnungen entstanden, gingen mit diesen Abriss- und Neubauprojekten zunächst zwar keine radikalen Änderungen in der sozialen Zusammensetzung der Nachbarschaft einher, dennoch wurden sie von Soziolog_innen als Faktor eines sozialen Wandels analysiert und kritisiert, im Zuge dessen die alteingesessene Bevölkerung verdrängt und

⁵⁴ Eigene Übersetzung: „erste Industriestadt Frankreichs“

⁵⁵ Im Unterschied zu amerikanischen Städten oder auch London vollzieht sich der Zug in die Vororte in Paris nicht als „white flight“ oder Flucht der Mittelklasse. Der massive Bau von Sozialwohnungen vor den Grenzen der Stadt war eine Antwort auf den chronischen Wohnungsmangel in der Stadt. (Vgl. Carpenter und Lees 1995: 292)

⁵⁶ Eigene Übersetzung: „baufällige Häuserblocks“

durch weniger zahlreiche Haushalte aus der Arbeiter- und Mittelklasse ersetzt wurde. (Vgl. Clerval 2008: 93)

Für Pierre und Pauline, die geblieben sind, manifestierte sich all dies als persönlicher Verlust und Bruch in der Dynamik ihrer Nachbarschaft:

„All diese jungen Leute, die uns umgeben haben. Man kann wirklich sagen, dass wir zwischen 60 und 80 Leute zählen konnten, mit denen wir zu tun hatten, mehr oder weniger. Also mit denen man sprach, sich grüßte. Aber alle haben das Viertel verlassen, in Richtung Banlieue. Und wir haben das nicht verstanden [...], warum müsst ihr weggehen? Geht es uns nicht gut hier?“ (Pierre, Interview 12)

Sozialer Wohnbau im Großformat auf der einen Seite, auf der anderen Seite eine alte Bausubstanz, die angesichts Deindustrialisierung und schrumpfender Bevölkerung teils leer stand und verfiel, teils als „*habitat social de fait*“⁵⁷ eine zunehmend prekarierte Bevölkerung beherbergte. Wenn Eric Hazan (2006: 339) in seinem Buch Teile von *Charonne* im Süden des 20^e als eine „der abgelegensten Gegenden von Paris“ bezeichnet und damit romantische Bilder von verlassenen, mit Efeu überwucherten, alten Bahnhöfen verknüpft, dann muss auch darauf verwiesen werden, dass der Kontext der Deindustrialisierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aus einer anderen Perspektive weniger nostalgische Assoziationen hervorruft: der Verlust von Arbeitsplätzen und Prekariisierung, das schrittweise Verschwinden vieler kleiner und größerer Betriebe, sowie der dort beschäftigten Handwerker_innen und Arbeiter_innen aus den Hinterhöfen und Passagen des Bezirkes. Im Zuge ihres schrittweisen Verfalls wurden eben diese Höfe und Passagen als versteckte und doch leicht zugängliche Räume zunächst teilweise Schauplätze eines florierenden Drogenhandels. (Vgl. Clerval 2008: 95) Aber auch die Perspektive derjenigen, die den wenig romantischen Preis für diese Entwicklungen zahlen – jene der Arbeiter_innen – wird im Zuge des Prozesses zunehmend fragmentierter und leiser. „With deindustrialization and the shift to deregulated service employment, the spread of mass unemployment and work instability, [...] the unified and compact working class that occupied the front stage of history until the 1970s has shrivelled, splintered and dispersed“, fasst Loïc Wacquant (2008a: 199) die Tragweite dieser grundlegenden, sozialen, ökonomischen und politischen Wende zusammen. Und so wie die Arbeiter_innenklasse insge-

⁵⁷ „faktische Sozialwohnungen“

samt ihren zentralen Platz im gesellschaftlichen Drama an die Mittelschicht verliert, wird auch ihr Platz in der postfordistischen Stadt prekär.

War der Hügel schon im Zuge seiner Urbanisierung kein Anziehungspunkt für umfassende Investitionen gewesen, waren auch Gegenmaßnahmen zur fortschreitenden Degradierung des noch vorhandenen Altbaubestands im Kontext der Deindustrialisierung am östlichen Rand der Stadt zunächst wieder wenig rentabel. Dies hing auch mit der relativ rigiden staatlichen Kontrolle eines beträchtlichen Teils der Pariser Mieten im Rahmen des „loi de 1948“ zusammen. (Vgl. Clerval 2010b, online; Carpenter und Lees 1995: 294; Marchand 1993: 270ff.) Gentrification fand in Paris zunächst in beschränktem Ausmaß fruchtbaren Boden. Darüber hinaus wirkte ein weiterer Aspekt vorerst bremsend: Zwischen den großangelegten Abriss- und Neubauprojekten in den peripheren Stadtteilen dieser Zeit und Gentrifizierungsprozessen bestand eine grundlegende Diskrepanz: Die private Renovierung der bestehenden Bausubstanz wurde bis in die 1980er Jahre von staatlicher Seite in relativ geringem Ausmaß finanziell unterstützt. Die Utopie von Modernität und Fortschrittlichkeit sowie die meist wenig charmante konkrete Umsetzung der im Gegensatz dazu verfolgten Großprojekte entsprachen nicht im Geringsten dem Geschmack oder der urbanen Vision der potentiellen ‚Gentrifier‘. Jene, die dennoch bereits in den 20^{er} zogen, waren schließlich auch häufig diejenigen, die sich – durchaus in punktueller Koalition mit alteingesessenen Bewohner_innen – gegen weitere großangelegte Abrissprojekte wehrten. (Vgl. Simon 2003; Clerval 2009: 7) Als sich in den 1980er Jahren dann die Rahmenbedingungen in vielerlei Hinsicht verschoben, wurde diese Form der Destrukturierung der ‚quartiers populaires‘ durch Abriss und Neubauten im großen Stil schließlich Schritt für Schritt durch eine andere Form der Transformation ersetzt, die diffuseren Charakter, dabei aber nicht weniger einschneidende Konsequenzen hatte.

„Die Intellektuellen kommen und bleiben“ – Gentrification fasst Fuß

So waren die Deindustrialisierung, die teils radikale Demolierung und die damit einhergehende Auflösung eines beträchtlichen Teils ihres sozialen Netzwerkes in der Nachbarschaft für Pierre und Pauline zwar prägend und schmerzhaft, aber keinesfalls das Ende der Geschichte: „Und von da an, sind dann neue Leute hierhergekommen. Schritt für

Schritt, [...]“ – Pauline unterbrach ihren Mann und ergänzte: „eine Gruppe von Intellektuellen“: Ihr Nachbar in der steilen, malerischen Straße, gesäumt von kleinen Häusern mit Gärten und für Autos nicht zugänglich, ist Bühnenbildner erzählte Pauline, auf der anderen Seite wohne eine Schauspielerin, mit der sie ebenfalls befreundet seien. „Das ist auch ein eigenes Thema“, meinte Pierre zu mir:

„Wissen Sie, der Mai 68 war dabei sehr bedeutsam. Unser Nachbar, das ist ein Bursch, der in einer sehr bürgerlichen Familie aufgewachsen ist, aber im Mai 68 hat er realisiert, dass ihm seine Zugehörigkeit zu diesem Milieu im Grunde nicht zusagt. Und er, er hat eine Wohnung gekauft. Die Mittel dazu hatte er. Aber er hat sich nicht für eine Wohnung oder ein Haus in seinem Milieu entschieden. Er ist hier hergekommen, um hier zu wohnen. Damals war er Zeichenlehrer. Jetzt ist er Bühnenbildner, ein großer Bühnenbildner. Er arbeitet in der Comédie Française, im Odéon, beim Festival von Avignon. Aber er ist immer hier geblieben.“ (Pierre, Interview 12)

Pierre und Pauline sprachen über die Revalorisierung durch die intellektuelle Mittelschicht als positive Entwicklung, eine wiedergewonnene Wertschätzung ihres Teiles von Paris. Als Hausbesitzer profitieren sie auch auf finanzieller Ebene von diesem Trend – ihr Besitz hat beträchtlich an Wert zugenommen. Darüber hinaus vermischen sich in ihren Erzählungen ihre eigene Geschichte und jene des *quartiers*, die sie beide als Prozesse der Überwindung von Klassenunterschieden präsentierten: Pauline hat Pierre geheiratet, ihren unterschiedlichen sozialen Hintergründen zum Trotz – Pierre ist als Kind von Arbeiter_innen im 20^e aufgewachsen, aus Paulines bürgerlicher Familie stammt das Haus. Und mit den neuen Nachbarn schien sich ihre Liebesgeschichte zu wiederholen:

„Aber er (Anm. der Autorin: der Bühnenbildner) ist immer hiergeblieben. Also politisch ist er zu einem bestimmten Milieu zurückgekommen und ich, ich habe mich von einem gewissen Milieu aus entwickelt. Und dabei haben wir uns getroffen. Und da hat es geklingelt. Mit Pauline ist das gleich.“ (ebd.)

Der konkrete Nachbar von Pierre und Pauline steht hier stellvertretend für eine „Gruppe von Intellektuellen“, wie Pauline sagte, deren Präsenz in den ehemaligen Arbeiter_innenvierteln Schritt für Schritt bedeutsamer geworden ist. Dabei geht es um jene Neuen im Viertel, die Sophie als „Bobos“ bezeichnet hat, während Sozialwissenschaftler_innen meist von der neuen Mittelschicht, der „nouvelle bourgeoisie“ (Pinçon und Pinçon-Charlot 2008: 84) oder in marxistischer Manier auch vom ‚intellektuellen Kleinbürgertum‘ (vgl. z.B. Garnier 2010) sprechen. Eint einen Großteil dieser heterogenen

Gruppe die berufliche Tätigkeit im Bildungs-, Kunst- und Kulturbereich und die Ausstattung mit beträchtlichem kulturellen, symbolischen und sozialen Kapital, variiert gleichzeitig ihre konkrete Ausstattung mit ökonomischen Kapital, die von wohlhabenden Verhältnissen und erfolgreich erklimmenen Karriereleitern bis zum Prekariat reicht. Zwar haben sie keineswegs allesamt ihre sozialen Wurzeln im klassischen Bürgertum, trotzdem verbindet sie die deutliche Abgrenzung von deren Lebensstil und Wertvorstellungen. Sie sind meist bekennende Linkswähler_innen, pflegen eine gewisse Nähe zum Gedankengut der 68er-Bewegung und eine explizite Wertschätzung für ökologische Belange, soziale Vermischung und kulturelle Vielfalt. (Vgl. Chalvon-Demersay 1998 [1984]: 17ff; Pinçon und Pinçon-Charlot 2008: 84f.)

In Bezug auf *Belleville* unterscheidet Patrick Simon (1997: 56) zwei Typen neuer Bewohner_innen, die den mittleren und oberen sozialen Schichten zuzuordnen sind: (1) „*les transplantés*“ – die sich lediglich hier wiederfinden, weil sie ein relativ zentrales, aber doch leistbares Domizil brauchen; und (2) die ‚Multikulturellen‘, welche darüber hinaus die kosmopolite Atmosphäre nicht nur wertschätzen sondern diese als zusätzliche, soziale Ressource reinterpreten. In der Praxis scheint die Grenze zwischen den beiden Gruppen aber schwer zu ziehen. Die alleinerziehende Journalistin Martha reagiert auf die Geschichte einer alten Frau, die ihren Umzug von der *Île Saint-Louis* in den 20^e während des Krieges als sozialen Abstieg erlebt hatte, indem sie ihre eigene Geschichte mit diesem Stadtteil erzählte:

„Ich hatte schon eine Wohnung bei Voltaire gekauft, aber die habe ich verkauft, weil ich eine größere wollte, weil ich meine ältere Tochter hatte und da war ich gezwungen in den 20^e zu gehen. [...] Also als ich in diesem Bezirk angekommen bin, das war ein bisschen wie bei dieser alten Dame. Das war eine Deklassierung. Das heißt ich, ich habe Bastille, die Gegend bei Voltaire und all das geschätzt und ähm, dann hab ich mir gesagt, na toll, ich muss jetzt in den 20^e. Das war für mich ja wirklich ‚la zone‘ damals, als ich vor 15 Jahren hier hergekommen bin. [...] Da hab ich in der Rue de Ménilmontant gewohnt.“ (Martha, Interview 11)

Martha hat sich zunächst als eine Gesehene, deren Transplantation in den stigmatisierten 20^e durch die Pariser Immobilienpreise erzwungen worden war. Mit der Zeit habe sie die Nachbarschaft, ihre Atmosphäre und Bewohner_innen aber zunehmend schätzen gelernt. Ist Martha zunächst als eine ‚*transplantée*‘ in den 20^e gekommen, müsste sie heute zu

den ‚*multiculturels*‘ gezählt werden. Ihre Kinder gehen hier zur Schule, die ältere eine Zeit lang in eine katholische Privatschule, mittlerweile beide wieder in öffentliche Schulen. Martha fühlt sich hier zu Hause. Als ihre zweite Tochter zur Welt kam, ist sie wieder umgezogen, aber im 20^e geblieben, jedoch in der Gegend um *Gambetta* und ‚*Gambetta*, das ist die Bourgeoisie des 20^e‘ (ebd.). Wieder hat sie eine Wohnung gekauft, die sie sich deshalb leisten konnte, weil sie die jeweils vorigen mit beträchtlichem Gewinn verkauft hatte.

Aber unter welchen Bedingungen kann aus der unkonventionellen Entscheidung Einzelner oder gar ihrer als unfreiwillig erlebten Transplantation, ein ausgewachsener Trend werden, der sich außerdem finanziell rentiert? Einen grundlegenden Einschnitt am Pariser Immobilienmarkt stellte die Deregulierung der Mieten 1986 dar, welche die Spekulation mit Immobilien aufblühen ließ. (Vgl. Carpenter und Lees 1995; Clerval 2010b: 4, online) Dass private, „spontane“ Investitionen zunehmend rentabel wurden – zunächst in den zentraleren ‚*quartiers populaires*‘ (z.B. rund um die *Bastille* in der *Rue Faubourg Saint-Antoine* oder rund um den *Canal St. Martin*), später auch in den peripheren Bezirken – hing schließlich auch damit zusammen, dass die Stadt unter Jean Tiberi als neuem Bürgermeister ab 1995 Programme schließlich ausbaute, die unter dem Motto der „sozialen Aufwertung“ und Rehabilitierung, der ökonomischen Revitalisierung und der Patrimonialisierung, private Akteur_innen bei der Renovierung alter Bausubstanz unterstützen. Ein neuer ‚*urbanisme à visage humaine*‘⁵⁸ sollte die zunehmend auf Widerstand stoßende Politik der großen Abrisse und Neubauten ablösen. Dass dabei gleichzeitig der Bau von Sozialwohnungen massiv reduziert wurde⁵⁹, lässt die Rede vom „Urbanismus mit menschlichem Antlitz“ auf provokante Weise ironisch erscheinen. Die öffentliche Hand handelte damit zunehmend in Einklang mit den Interessen jener privaten Akteur_innen, die Gentrification in den ‚*quartiers populaires*‘ „produzierten“ und davon profitierten. (Vgl. Clerval und Fleury 2009: 6, online; Charmes 2006: 36ff.) Die relative Diskrepanz zwischen staatlichem Urbanismus und Gentrification wurde durch eine Situation abgelöst, in der die Politik die (scheinbar) „spontane“ Gentrifizierung der Pariser Arbeiter_innenbezirke zumindest begleitete, wenn nicht gar verstärkte.

⁵⁸ Eigene Übersetzung: „Urbanismus mit menschlichem Antlitz“

⁵⁹ 1998 erreichte dieser Rückzug des Staates mit 700 staatlich finanzierten Wohnungen seinen Höhepunkt – im Vergleich zu 2000-2500 Wohnungen zu Beginn der 1990er Jahre. (Vgl. Clerval 2009: 9)

Gentrifizierungsprozesse hatte es in Paris bereits vor dieser zunehmenden Konvergenz der Interessen der ‚Gentrifier‘ und der öffentlichen Politik gegeben, denn trotz bremsender Elemente wurden keine bewussten Gegenmaßnahmen gesetzt: Im Paris der 1960er und -70er Jahre, als diese Prozesse ihren Anfang nahmen, manifestierte sich Gentrification zunächst vor allem in Form einer vergleichsweise zögerlichen Expansion der traditionellen ‚*beaux quartiers*‘ in direkt angrenzende Viertel am linken Seineufer. (Vgl. Clerval 2010: 14) In ihrer pionierhaften Arbeit über die neuen Bewohner_innen der *Rue Daguerre* im 14. Arrondissement Ende der 1970er Jahre verwendet die Ethnologin Sabine Chalvon-Demersay (1998 [1984]) den Begriff „Gentrification“ noch nicht, fragt sich jedoch bereits, ob es sich beim Wandel dieser Nachbarschaft um den Anfang eines allgemeineren Transformationsprozesses handelt. (Vgl. ebd.: 4) Und die Zeit hat ihr Recht gegeben. Seit den 1980ern fasste Gentrification auch am rechten Seineufer langsam Fuß (vgl. Clerval 2010: 14) bis sich Paris ab den 1990ern schließlich in einen globalen Trend einfügte: mit deregulierten Mieten, einem zunehmenden Rückzug des Staates aus dem sozialen Wohnbau und einer rapide voranschreitenden ‚*Gentrification-Frontier*‘. In Paris entsteht eine spezifische Variante jenes Naheverhältnis von Stadtpolitik und Gentrification, das Gentrification-Forscher_innen global in verschiedenen Städten als Manifestation von Prozessen urbaner Neoliberalisierung analysieren (siehe dazu Kapitel 3).

Ambivalente Brüche und Kontinuitäten: die Sozialist_innen am Ruder

Wenn es um paradigmatische Veränderungen in der Stadt geht, wird jedoch häufig und vor allem von linken Pariser_innen heute ein anderer Wechsel evoziert. So antwortet eine sozialistische Bezirkspolitikerin im Interview mit mir auf die Frage nach Veränderungen im 20^e:

„Und seit Bertrand Delanoë, der Bürgermeister von Paris, die Wahlen gewonnen hat, hat es ein enormes Engagement von öffentlicher Seite gegeben, in Bezug auf das 20. Arrondissement, in Sachen Sozialwohnungen, in Sachen Verkehr zum Beispiel – bald kommt die Tramway – in Sachen Kultur, zum Beispiel mit der Mediathek Marguerite Duras, die gerade eröffnet wurde. Ich habe den Eindruck seit 9 Jahren wird umgebaut.“ (Anne-Charlotte Keller, Interview 1)

Seit der Wahl Bertrand Delanoës zum Bürgermeister im Jahr 2001 hat Paris erstmals eine linke Stadtregierung und die Frage nach den Konsequenzen dieser politischen Wende bezüglich des Verhältnisses von Politik und Gentrification verkompliziert sich damit gewissermaßen: Die *PS (Parti Socialiste)* stellt ihre Politik in der Stadt stark als Bruch mit den bisherigen Verhältnissen dar und unterstreicht dabei vor allem das Ideal einer „ville partagée“⁶⁰. (Vgl. Clerval und Fleury 2009: 5, online) „Es gibt mehr Mittel für den 20^e und die benachteiligten Viertel von Paris als zuvor“, fasste auch Marc (Interview 8), Künstler, der seine Zelte im 20^e aufgeschlagen hat, seine Wahrnehmung von den Veränderungen in seiner Nachbarschaft zusammen.

Der Kampf gegen die historische Segregation der Stadt, ein Ausgleich des Kontrastes zwischen West und Ost basierend auf dem Leitmotiv der ‚sozialer Vermischung‘ ist eines der zentralen Elemente der Politik der linken Stadtregierung. Dabei spielt eine nicht erst seit den Revolten von 2005 in den Banlieues sowohl in medialen als auch politischen Diskursen kontinuierlich evozierte Angst vor dem Ghetto als ‚amerikanisches Syndrom‘ und „utopie à l’envers“ (Wacquant 1993: 263; vgl. Wacquant 2007b und 2011: 16ff.) eine wichtige Rolle. Neben seiner Konvergenz mit grundlegenden republikanischen Werten ist die Dystopie des Ghettos einer der Faktoren, die eine tiefe Verankerung des Ideals der ‚*mixité sociale*‘ als Konsens in der französischen Gesellschaft verstärken. (Vgl. Charmes 2009: 1f., online; Pinçon und Pinçon-Charlot 2008: 86ff.) Vor diesem Hintergrund hat die ‚*mixité sociale*‘ als Ideal und handlungsanleitendes Prinzip auch für die linke Stadtregierung besondere Signifikanz, und wurde zugleich immer wieder als Kontrastprogramm zu Sarkozys Politik forciert und kommuniziert. Letztere wurde von der Linken breit dafür kritisiert, Angst, Konflikte und Trennung in der französischen Gesellschaft zu schüren.

Allerdings erweisen sich gerade von Gentrification betroffene Räume – wie Damaris Rose (2004: 278) schreibt – als „particularly slippery area of social mix discourse“. So machen Sozialwissenschaftler_innen in verschiedener Hinsicht auf Widersprüche, die aus der aktuellen Politik und dem Prinzip der ‚*mixité sociale*‘ erwachsen, aufmerksam: Vor allem wird immer wieder festgestellt, dass das allgemeine und abstrakte Ideal der

⁶⁰ Eigene Übersetzung: „geteilte Stadt“ (Anmerkung der Autorin: hier im positiven Sinne gemeint, nicht im Sinne von Segregation)

sozialen Vermischung dort, wo ‚Gentrifier‘ und weniger privilegierte Bevölkerungsgruppen tatsächlich Seite an Seite wohnen, selten bis garnicht mit entsprechenden konkreten Praktiken korrespondiere. (Vgl. z.B. Clerval 2008; Chalvon-Demersay 1998 [1984]; Bidou-Zachariasen und Poltorak 2008; Charmes 2006: 31f.) In seiner pragmatischen Kritik des Prinzips der ‚sozialen Vermischung‘ auf politischer Ebene fasst Éric Charmes (2009: 12, online) die Problematik folgendermaßen zusammen: „Cependant, il s’agit moins d’aider les quartiers populaires que de les transformer en quartiers considérés comme normaux, c’est-à-dire de les rapprocher des quartiers de classe moyenne.“⁶¹ Aus der Sicht von Autor_innen, die ähnliche Perspektiven formulieren, wäre die tatsächliche Herausforderung nicht die soziale Vermischung an sich, sondern eine solidarische Umverteilung, ohne die das Prinzip einer ‚*mélange social*‘ im besten Fall ein zahnloses Versprechen von Gleichheit angesichts bestehender Hierarchien bleibt, im schlechteren Fall zum Mittel zur Beschönigung und Legitimierung der Reproduktion oder gar Akzentuierung von Ungleichheit im Zuge von Gentrifizierungsprozessen wird. (Vgl. ebd.: 2; Charmes 2006: 32; Slater 2010 [2006]) Vor diesem Hintergrund werden sowohl die Selbstdarstellung sowie die konkreten Maßnahmen der linken Stadtregierung von Gentrification-Forscher_innen als Fortsetzung einer Politik kritisiert, die nicht nur darauf verzichtet, Gentrification etwas entgegenzusetzen, sondern diese zumindest partiell fördert. (Vgl. Clerval und Fleury 2009: 5, online)

Bremse oder Speerspitze der Gentrification? – die Ambivalenz des Sozialen Wohnbaus

Das Beispiel des sozialen Wohnbaus kann die Ambivalenz der Situation seit 2001 anschaulich illustrieren. Die Schaffung von Sozialwohnungen in der Stadt wurde unter den Sozialist_innen unter beachtlichem Ressourceneinsatz wieder angekurbelt. (Vgl. ebd.) Als der bereits in der Kapiteleinleitung erwähnte sozialistische Kulturbeauftragte den Standpunkte äußerte, „Gentrification“ sei im links regierten 20^e nicht relevant, bezog er sich umgehend auf dieses Engagement im Bereich des sozialen Wohnbaus. Das Bild, welches er von den aktuellen Transformationsprozessen zeichnet, ist eines der erfolgreichen Aufwertung, von der alle profitieren. Gentrification und die mit ihr einhergehende

⁶¹ Eigene Übersetzung: „Allerdings handelt es sich dabei weniger darum, den quartiers populaires zu helfen als sie in Viertel zu verwandeln, die als normal betrachtet werden, das heißt sie an die Viertel der Mittelschicht anzunähern.“

Verdrängung werde durch den sozialen Wohnbau verhindert. Mit dieser Bezugnahme auf die Konzentration des sozialen Wohnbaus im 20^e ist der Bezirkspolitiker keineswegs alleine. „Es wird hier nie wie in *St. Germain des Près* sein“, lachte Manon, die selbst in einer berüchtigten *Cité* des Bezirkes wohnt. Auch wenn sie viele Transformationen in ihrer Umgebung beobachte: „Immerhin wird hier in den *Cités* weiterhin Leuten, die kein Geld haben, Platz zur Verfügung gestellt.“ Ihr Mann Serge stimmte zu: „Zu viele Sozialwohnungen, als dass der 20^e sich bis zu dem Punkt verändert, dass er ein *St. Germain* oder auch *Bastille* wird“. (Interview 14) Zwar gesteht auch der zitierte Politiker ein: „Es ist sehr schwer gegen den Druck am Immobilienmarkt zu kämpfen“, aber „wir tun es in puncto Wohnungen, weil der 20^e hat ja trotzdem sehr viele Sozialwohnungen.“ (Bargeton, Gespräch 1)

Dem ließe sich entgegen halten, dass die Wiederbelebung des Sozialen Wohnbaus im Kontext enger struktureller Limitierungen geschieht, wie Clerval und Fleury (2009: 7, online) in ihrer dementsprechenden Analyse aufzeigen. Die Wirksamkeit als Bremse gegen die Verdrängung der ‚*classes populaires*‘ sei im Endeffekt gering. Die derzeitigen Entwicklungen kritisierend brachte auch Martha im Interview mit mir vor: Die hohen Bodenpreise setzen der öffentlichen Hand enge Grenzen und Sozialwohnungen werden zunehmend teurer. Und unbebautes Territorium in Paris ist rar. Im Kontext der rapide voranschreitenden Gentrifizierung vieler Stadtteile könne auch das beträchtliche Engagement der Stadtverwaltung den massiven Rückgang des Angebots billiger Wohnungen im privaten Sektor keineswegs kompensieren.

Zusätzlich ist mit 30% ein beträchtlicher Teil der seit 2001 gebauten Sozialwohnungen als ‚*logements intermédiaires*‘⁶² im Grunde für eine relativ wohlhabende Gruppe bestimmt – eine Vorgangsweise basierend auf einer Strategie des geographischen Ausgleichs in Zusammenhang mit dem Ideal der ‚*mixité sociale*‘: Die Idee ist, einerseits in den ‚*beaux quartiers*‘, wo sozialer Wohnbau bisher rar ist, die Schaffung von ‚*logements très sociaux*‘ zu forcieren und andererseits dort, wo der soziale Wohnbau bereits 20% oder mehr ausmacht, also in bestimmten ‚*quartiers populaires*‘, verstärkt Wohnungen für besser verdienende Haushalte oder auch Heime für Studierende zu schaffen. Mag es in

⁶² Eigene Übersetzung: „mittlere Wohnungen“

der Theorie durchaus lobenswert erscheinen, soziale Vermischung nicht nur als „Rettung der Armen“ sondern auch als Mittel gegen die Auto-Segregation der Reichen einsetzen zu wollen, muss die Stadtregierung selbst anerkennen, dass dieses Vorhaben in der Praxis – unter anderem aufgrund struktureller und politischer Widerstände in den westlichen Stadtteilen – nur in eingeschränktem Maße umgesetzt wird. Und so stellt der regionale Rechnungshof in einem Bericht 2010 fest: „L’objectif d’une meilleure répartition géographique des logements sociaux entre arrondissements [...] n’a pas été atteint [...]. [L]’écart global entre les arrondissements s’est même accentué entre 2001 et 2007.“⁶³ (Chambre régionale des comptes d’Île-de-France 2010: 5, online) Ergebnis sei also weniger die angestrebte, breitere Streuung des sozialen Wohnbaus bzw. das Aufbrechen alter Strukturen sozialer Segregation, sondern eher eine teilweise Reorientierung des sozialen Wohnbaus zu Gunsten der Mittelschicht, betonten Kritiker_innen. (Vgl. Clerval und Fleury 2009: 7; Garnier 2010: 142ff.)

Die Orientierung der linken Stadtpolitik an den Visionen, Werten und Bedürfnissen der Mittelschicht beschränkt sich aus deren Sicht auch keineswegs auf den sozialen Wohnbau: In mehrfacher Hinsicht, so argumentieren Clerval und Fleury (2009: 8f.), sei das Programm einer ‚allgemeinen Verschönerung‘ der Stadt ideologisch unterfüttert und bediene vor allem die Wünsche, Interessen und Visionen der ‚Gentrifier‘ – auf materieller wie auch symbolischer Ebene: Konkret schaffen die verstärkt im Osten geschaffenen verschönerten Plätze und Straßen, kleinen Grünflächen, wie auch die von der Stadt geförderten *jardins partagés*⁶⁴ sowie Maßnahmen zur Verkehrsberuhigung gute Bedingungen für eine Wertsteigerung von Immobilien und beteiligen sich darüber hinaus an der Produktion einer urbanen Landschaft, die von der Mittel- und Oberschicht als ästhetisch und sicher wahrgenommen wird und dementsprechend konsumiert werden kann. Und auch die kulturellen Institutionen und Initiativen, die vor allem im Nord-Osten der Stadt gefördert werden, bedienen den Geschmack und die Erwartungen jener Pariser_innen, die die Gruppe der ‚Gentrifier‘ ausmachen. Mehrere Studien zeigen außerdem

⁶³ Eigene Übersetzung: „Das Ziel einer besseren geographischen Verteilung der Sozialwohnungen zwischen den Arrondissements wurde nicht erreicht. Pauschal betrachtet hat sich der Abstand zwischen den Arrondissements zwischen 2001 und 2007 sogar verstärkt.“

⁶⁴ Gemeinschaftsgärten, auf Basis eines Konzepts, das von der derzeitigen Stadtregierung beworben und gefördert werden. Es handelt sich dabei um kleine Gärten, die von in einem Verein organisierten Bewohner_innen der jeweiligen Nachbarschaft betreut werden. Die Flächen werden von der Stadt zur Verfügung gestellt. Im Unterschied zu den *jardins ouvrier* bzw. den *jardins familiaux* sind sie nicht auf die Produktion von Lebensmitteln ausgerichtet. Hauptziel ist die Initiation gemeinschaftlicher Aktivitäten Nachbarschaften.

auf, dass vor allem Mitglieder dieser neuen Mittelschicht in den Institutionen der von der sozialistischen Stadtregierung deutlich gestärkten partizipativen Demokratie, in den *conseils de quartier*⁶⁵, aktiv sind und dort ihre Belange vorbringen – eine Problematik, die Blondiaux (2000) konkret am Beispiel des 20. Arrondissements thematisiert. Die Konsequenz: „[...] sur le plan idéologique c’est leur vision de la ville qui triomphe, á la fois esthétique, patrimoniale et ludique“⁶⁶ (Clerval und Fleury 2009:12). In diesem Sinne stellen auch Pinçon und Pinçon-Charlot (2008: 84) fest: „La gentrification n’est pas en contradiction avec les évolutions électorales.“⁶⁷ In soziologischer und kultureller Hinsicht besteht eine beträchtliche Nähe zwischen der intellektuellen Mittelschicht und den in der Stadtregierung aktiven Vertreter_innen der Pariser Linken. Sie verbindet unter anderem ein Bekenntnis zum ökonomischen und kulturellen Liberalismus und zur Marktwirtschaft, sowie die Ausstattung mit einem umfangreichen sozialen und kulturellen Kapital. Die intellektuelle Mittelschicht stellt einen beträchtlichen Anteil der Wähler_innen der Pariser Linken dar und diese ist zugleich in eben diesem Milieu sozial und kulturell verankert. (Vgl. Pinçon und Pinçon-Charlot 2008: ebd.)

Dass das Engagement der linken Stadtregierung effektiv gegen soziale Segregation wirke, wird vor diesem Hintergrund jedenfalls in Frage gestellt. Vielmehr nehme diese neue Formen in der transformierten Stadt an. Die Politik basierend auf dem Prinzip der ‚sozialen Vermischung‘ sei für eine Stadt konzipiert, die als statisch gedacht wird, mit einer starren sozialen Segregation, so Clerval (2009: 2). Allerdings stehe man im zunehmend gentrifizierten Paris heute vor einem anderen Problem. Sie fasst zusammen: „In other words [this policy] is going the same way as spontaneous gentrification, instead of protecting working-class inhabitants facing it.“ (Clerval 2006) Während die aktive soziale Wohnbaupolitik der Stadt auf Basis eines Ideals der *mixité sociale* nur in beschränktem Ausmaß bremsend auf den Fortschritt der Gentrifizierung wirkt, unterstütze und verstärke sie diese sogar, wo Gentrification noch wenig Fuß gefasst hat, indem in jenen Vierteln Sozialwohnungen für die Mittelschicht gebaut werden, kulturelle Zentren und Initiativen gefördert werden und für sauberen und geordneten öffentlichen Raum gesorgt wird, an

⁶⁵ Diese Gremien existieren als Instrumente der partizipativen Demokratie seit 1995 im 20. Arrondissement. In ihrem Rahmen treffen Lokalpolitiker_innen, Vertreter_innen lokaler Vereine und (freiwillige) Bewohner_innen, die ausgelost werden, aufeinander. Die *conseils de quartier* haben beratende Funktion.

⁶⁶ Eigene Übersetzung: auf ideologischer Ebene ist es ihre Vision der Stadt, die triumphiert, sowohl ästhetisch, patrimonial als auch spielerisch.“

⁶⁷ Eigene Übersetzung: „Die Gentrifizierung steht nicht im Widerspruch zur Entwicklung der Wahlergebnisse.“

denen diese bisher wenig Interesse hatte. Diese Kritik spricht sich nicht grundsätzlich gegen das beträchtliche Engagement der Stadt für den sozialen Wohnbau und die Politik der sozialen Vermischung aus. Vielmehr konstatiert sie, dass dieses nicht weit genug gehe. Und so stellt Anne Clerval (2009: 12) fest: „On peut pourtant se demander quel sens cela a de faire de la mixité sociale dans 20% du parc quand les 80% restant sont voués à s’embourgeoiser d’une manière ou d’une autre et en toute liberté.“⁶⁸

Den politisch Verantwortlichen folglich pauschale Unfähigkeit zu attestieren, über den eigenen Tellerrand zu blicken oder Eigeninteressen als solche zu erkennen und zu hinterfragen, würde allerdings ebenfalls zu kurz greifen. Unerwähnt blieb bisher unter anderem, dass das Ausbleiben von weitgehenderen Maßnahmen zur Eindämmung der rasanten Steigerung der Immobilienpreise vor allem auch am Widerstand der lange von den Konservativen dominierten nationalen Politik scheiterte. Auf lokaler Ebene setzt der Bezirksvorstand des 20^e beispielsweise im Bildungsbereich durchaus auch Maßnahmen, die nicht den Interessen von Mittelschichtsfamilien entgegenkommen. Die zuständige stellvertretende Bezirksvorsteherin Anne-Charlotte Keller ist sich der diesbezüglichen Problematik bewusst, aber auch ihrer beschränkten Möglichkeit effektive Gegenmaßnahmen zu setzen:

„Wenn ich in meiner Sprechstunde Leute empfangen, äh wenn es sich um Wohnungsfragen handelt, [...] dann sind das immer Leute mit Migrationshintergrund, die schwarz sind oder Araber_innen, die wohnungsbezogene Probleme haben. Aber wenn die Leute schulische Sondergenehmigungen wollen (Anm. der Autorin: um ihre Kinder nicht in die zugewiesene Schule in der Nachbarschaft schicken zu müssen), dann sind das die Mittelschicht oder Wohlhabende, Weiße, die nur auf eines Lust haben: vor ihrem Viertel zu flüchten. Das ist beeindruckend. Und ich habe da noch nie eine Ausnahme gesehen.“ (Anne-Charlotte Keller, Interview 1)

Diese Sondergenehmigungen verweigere sie, erklärte Keller. Vom Ausweichen in die Privatschule bis zum Anmieten falscher Adressen in der Nähe von schulischen Institutionen mit besserem Ruf reichen allerdings die Strategien, die Eltern anwenden, um sich dieser Tatsache zu entziehen.

⁶⁸ Eigene Übersetzung: „Man kann sich fragen, welchen Sinn es macht soziale Vermischung in 20% des Wohnungsbestands herzustellen, wenn die restlichen 80% der unregulierten Verbürgerlichung der einen oder anderen Art überlassen werden.“ Seit 2002 sind die Kommunen in Frankreich nämlich zu einem Anteil von 20% an Sozialwohnungen verpflichtet.

Kommen wir auf den sozialen Wohnbau zurück, wird eine gewisse, doch vorhandene Bremsfunktion desselben bezüglich Gentrifizierungsprozessen von einigen Autor_innen dann auch weniger auf eine erfolgreiche Politik der Stadt zurückgeführt als auf allgegenwärtige Stereotype, die in die urbane Landschaft eingeschrieben wurden und werden. So begründen Pinçon und Pinçon-Charlot (2008: 71) ihre Perspektive auf den sozialen Wohnbau als Bremse der Gentrifizierung im 20^e vor allem damit, dass selbst die offensten und tolerantesten Mittelschichtseltern angesichts der teils sehr hohen Konzentration sozialen Wohnbaus dort, einzelner „poches de pauvreté“⁶⁹ (ebd.: 76) und ihrer Assoziation mit sozialen Problemen aller Art oft Angst haben um die schulischen Ambitionen, welche sie für ihre Kinder hegen. Spätestens seit den 1970er Jahren wurden soziale Wohnbauten in Frankreich zur Projektionsfläche „starker Tropen“, um eine Formulierung von Loïc Wacquant (1997: 344) zu borgen, die oft fälschlicherweise Arjun Appadurai (1988) zugeschrieben wird⁷⁰. Sie werden zu stigmatisierten Orten bzw. ‚topologischen Stereotypen‘ (vgl. ebd.: 46), an denen stets widerkehrende Bilder festgemacht werden und rund um die sich eine ganze Reihe gesellschaftlicher Ängste kristallisieren. (Vgl. Hüser 2010)

Nicht die erfolgreiche Politik der sozialistischen Stadtregierung, sondern eine Kombination dieser Stigmatisierung der *Cités*, lange tradierter Bilder der ‚*quartiers populaires*‘ im Osten als fragwürdige und gefährliche Orte und die mancherorts starke Präsenz von Migrant_innen aus außereuropäischen Ländern im öffentlichen Raum werden als aus-

⁶⁹ Eigene Übersetzung: „Nischen der Armut.“

⁷⁰ Diese falsche Zuordnung des Begriffes zu Appadurai in einigen Texten (Pinther 2006; Bridges 2009; Yildiz 2010) nahm vermutlich ihren Anfang in einem 1995 publizierten Artikel Loïc Wacquants (1995: 495) über Boxer, in dem es heißt: „If there is a single set of recurrent images and narrative strategies – what Arjun Appadurai, in a different context, calls a ‘strong trope’ – that dominates the public representation of boxing, it is no doubt that of violence.“ An dieser Stelle scheint Wacquant schlicht und einfach ein Fehler unterlaufen zu sein, denn Appadurai verwendet diese Formulierung in der angeführten Quelle keineswegs – auch wenn er in Bezug auf anthropologische Diskurse durchaus jenen Gedankengang formuliert, den Wacquant hier in einem anderen Kontext weiterführt. Besen (2005: 72) reproduziert den Fehler, war aber zumindest vorsichtig genug, festzustellen: „I borrow from Wacquant’s use of what Appdurai called a ‚strong trope‘ [...]“. In anderen Fällen scheint jedoch die Erstpublikation des Artikels „Three Pernicious Premises in the Study of the American Ghetto“ 1997 im *International Journal of Urban and Regional Research* ausschlaggebend für die Reproduktion der fälschlichen Zuschreibung. Dort schreibt Wacquant: „Anthropologist Arjun Appadurai (1992) has shown that certain places come cumulatively to be represented and discussed in terms of ‚strong tropes‘, i.e. recurrent sets of images and narrative strategies that predetermine and skew the ways in which they are perceived and conceptualized.“ Hier ist erstens das Publikationsjahr im Verweis auf Appadurai falsch. Im Quellenverzeichnis findet sich kein Text von Appadurai, der 1992 publiziert wurde. Der Fehler wird beispielsweise von Pinther (2006) übernommen. Als Wacquants Artikel 2007 im Sammelband „Gangs in the global City“, herausgegeben von John Hagedorn, erneut abgedruckt wird, verweist er in korrigierter Weise schließlich auf Appadurais „Putting Hierarchy in Its Place“ von 1988. Darüber hinaus ist dort auch eine weitere, potentielle Fehlerquelle verschwunden, nämlich die einfachen Anführungszeichen, welche in der Originalfassung den Begriff der ‚strong tropes‘ umfassten und für manche Leser_innen Wacquants wohl Anlass genug war, schlicht davon auszugehen, sie könnten diesen Appadurai zuschreiben.

schlaggebend dafür betrachtet, dass Gentrifizierungsprozesse in Teilen der Stadt eher langsam verlaufen. (Vgl. Clerval, Fleury und Humain-Lamoure 2011: 58; Charmes 2006: 46f.) Folge daraus ist somit nicht das Ausbleiben von Gentrifizierungsprozessen im 20. Arrondissement, sondern dass diese sich mit jeweils unterschiedlicher Dynamik in den heterogenen Teilen des Bezirkes manifestieren: Während Gegenden rund um den *Père Lachaise* und die *Place Gambetta*, die schon früher als ‚*partie bourgeoise*‘ des Arrondissements galt, vor allem seit 2000 als Vorposten der Gentrifizierung betrachtet werden können, wurden andere Teile des 20^e – so beispielsweise der untere Teil von *Ménilmontant* und *Belleville* mit ihrer jeweils relativ hohen Konzentration an Sozialwohnungen und ihrem Status als „centralité immigrée“ (Clerval, Fleury und Humain-Lamoure 2001: 53) – von Gentrifizierungsprozessen zunächst eher umschifft. (Vgl. Clerval 2010) Zugleich werden damit jedoch keineswegs unumstößliche Tatsachen geschaffen, die Gentrifizierung längerfristig und bestimmt aufhalten. So wie Muster der Nutzung öffentlichen Raumes auf verschiedenste Weise wandelbar sind, sind dies auch hartnäckige Stereotype und schlechte Images. Und diese im Grunde glückliche Tatsache erhält in diesem Kontext dann einen bitter-süßen und zynischen Beigeschmack.

Paradigmenwechsel und neue Images

Wenn den politischen und ökonomischen Rahmenbedingungen zentrale Bedeutung zukommt und sie ausschlaggebend dafür sind, dass Investitionen in den ‚*quartiers populaires*‘ im Osten der Stadt rentabel werden, sind zugleich kulturelle Prozesse aus der Produktion gentrifizierbarer Räume und dementsprechenden ökonomischen Profiten nicht wegzudenken. „For an investment to be a good one, the commodity must sell; for it to sell, it must have use-value; and that use-value must be ‚imaginable‘ – it must have cultural meaning,“ argumentiert die kanadische Geographin Caroline Mills (2010 [1988]: 180). Ökonomische Prozesse sind durchwegs mit symbolischen Prozessen verstrickt, im Zuge welcher die Nützlichkeit von Gütern überhaupt vorstellbar wird: „Gentrification ist auch ein kultureller Umbauprozess, denn die wirtschaftliche Transformation von Stadträumen ist nur möglich, wenn sie kulturell vorbereitet, begleitet und gefestigt wird.“ (Welz 1996: 317) So ist die ökonomische Umstrukturierung unter anderem eng mit der Transformation von Images und Raumbildern verstrickt – was als heruntergekommen

und problematisch galt, wird nun als attraktives Territorium betrachtet, in ökonomischer wie auch ästhetischer, kultureller und sozialer Hinsicht.

„Il y a 20 ans, quand je suis venu ici, personne voulait habiter ici dans ce quartier-là, parce qu'il y avait des immigrée, il y avait des squats. J'ai acheté ça pour une bouchée du pain“⁷¹, so Lucio Urtubia, spanischer Migrant, der ein anarchistisches Zentrum in der *Rue des Cascades* betreibt, im Interview mit dem Online-Portal *Belleville-Village* (2009, online). Heute sagt Zoë, eine junge Künstlerin, die gerade hier hergezogen ist: „Ich konnte den 20^e nicht wirklich, aber alle haben mir gesagt, das wird dir gefallen!“ (Interview 16) Was lokal im 20^e geschieht, ist u.a. mit einer Verschiebung der Koordinaten verbunden, mit denen der 20^e in der sich kontinuierlich verändernden Stadt verortet werden kann, nicht nur in ökonomischer, auch in sozialer, kultureller und symbolischer Hinsicht: Ein Luxushotel „au prix abordable“⁷², das einen symbolischen Kampf für die Sichtbarkeit des ‚*quartier populaire*‘ führt und auf der eigenen Homepage verkündet: „OK, it's not the center of the City, but it's definitely the most diverse, surprising and interesting area and that's why we love it.“ (Mama Shelter, online)⁷³; ein Kulturmagazin („Les Inrockuptibles“), das dem 20^e in seinem Pariser Bezirksranking den ersten Platz zuspricht und feststellt: „XXe, le Paris de l'avenir“⁷⁴ (Les Inrocks 2012, online); Medien, die spekulieren, ob im 20^e ein neues kulturelles Zentrum entsteht, Kulturschaffende und Politiker_innen, die über die ökonomische Attraktivität und das Entwicklungspotential ihres Viertels diskutieren – all das sind Beispiele für Diskurse und Praktiken, die mit ihren konkreten materiellen sowie symbolischen Implikationen u.a. Teil eines komplexen Prozesses sind, in dem die relative Marginalisierung des 20^e im Kontext von Paris in Frage gestellt wird, und räumliche und soziale Hierarchien innerhalb der Stadt verschoben und neu konstituiert werden.

Dabei vollziehen sich eben auch grundlegende Verschiebungen in der dominierenden Perspektive auf die Pariser Arbeiter_innenbezirke und ihren „Wert“: „To consider this type of urban fabric as an urban heritage in the same way as the Marais or the historic

⁷¹ Eigene Übersetzung: „Vor 20 Jahren, als ich hier hergekommen bin, wollte hier in diesem Viertel keiner wohnen, weil es Migranten gab und weil es Hausbesetzungen gab. Ich hab das hier für einen Happen Brot gekauft.“

⁷² Eigene Übersetzung: „zu leistbaren Preisen“

⁷³ Siehe auch Kapitel 4

⁷⁴ Eigene Übersetzung: „Der XXe, das Paris der Zukunft“.

center was totally new,⁷⁵ so Anne Clerval (2006, online) in Bezug auf die urbanistische Trendwende zugunsten einer Rehabilitierung der alten Arbeiter_innenviertel in Paris unter Tiberi als Bürgermeister. Dieser Prozess des Imagewandels hat viele Facetten, wobei lokale Geschichte nicht einfach ausgeblendet und überschrieben wurde, sondern als Ressource für die Transformationsprozesse nutzbar gemacht wurde. Sowohl Vorstellungen von der Dörflichkeit dieser Nachbarschaften, als auch von ihrer Widerständigkeit sind allgegenwärtig in den Repräsentationen des 20^e von heute: Das *Mama Shelter* wirbt beispielsweise mit einem Standort in *Saint Blaise* als Nachbarschaft, die sich sowohl durch ihren rebellischen Charakter wie durch ihren ländlichen Rhythmus auszeichne. (Vgl. z.B. Contemporan, online) Die *Bellevilloise*, hippes Kulturzentrum in der *Rue Boyer*, bezieht sich voller Stolz auf die Geschichte dieses Ortes, an dem sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die erste Arbeiter_innenkooperative von Paris gründete. (Vgl. Clerval, Fleury, Humain-Lamoure 2011) Heute gibt es hier allerdings Bio-Brunch zu satten Preisen.

So wie die vorherige Desinvestition eine Voraussetzung für die jetzige finanzielle Attraktivität darstellt, wird die Geschichte der Marginalisierung und Widerständigkeit der Arbeiter_innenbezirke nun auch zur Basis ihrer symbolischen Attraktivität. In diesem Sinne stellt auch Neil Smith (1996: 26f.) allgemein in Bezug auf Gentrification-Prozesse fest: „By remaking the geography of the city they simultaneously rewrite its social history as a preemptive justification for a new urban future.“ Denn während den ‚*quartiers populaires*‘ eine neue Wertigkeit zugesprochen wird, ihre radikale Demolierung gestoppt wird und ihre alte, gewachsene Struktur nun als erhaltenswert gilt, impliziert die neue Sichtweise zugleich eben auch die Vorstellung von den östlichen Teilen der Stadt als defizitär und in einer Krise, gegen welche Patrimonialisierung, Prestigeprojekte⁷⁶ und die damit einhergehende Gentrifizierung – gewissermaßen als Entwicklungsprogramm für das unterentwickelte Gebiet – Abhilfe leisten sollen. (Vgl. Clerval und Fleury 2009: 6, online)

⁷⁵ Der Marais stellt einen speziellen Fall dar, weil er im 15. Jahrhundert als aristokratisches Viertel entstand. Als die Aristokratie im 19. Jahrhundert in die *Faubourg St-Germain* umzog, zogen hier Handwerker_innen und Arbeiter_innen ein, unter anderem viele Juden aus Osteuropa. Seit den 1960ern und vor allem in den 1980er Jahren wurde der Marais allerdings von der oberen Mittelschicht „wiederentdeckt“, unter anderem begleitet von versuchsweisen Programmen zum Schutz urbaner Kulturgüter. Den Preis zahlten die Arbeiter_innenhaushalte, die Schritt für Schritt aus dem Marais verdrängt wurden. (Vgl. Clerval 2006, online; Carpenter und Lees 1995: 289f.; Marchand 1993: 294)

⁷⁶ Zum Beispiel das *Centre Pompidou* in Zusammenhang mit der „Wiederentdeckung“ des Marais durch die obere Mittelschicht (vgl. Clerval und Fleury 2009: 4), oder die *Opéra Bastille* als ‚Zeichen der Veränderung‘ (Clerval 2009: 7) in der *Faubourg Saint Antoine*.

Zwar denken die Lokalpolitiker_innen im 20^e nicht in den Dimensionen eines *Centre Pompidou*, Handlungsbedarf sehen sie dennoch: „Man hört oft, der 20^e, das ist weit weg, der ist dreckig, ein Schlafsaal, da passiert nichts. Und das ist völlig falsch. [...]“, stellte die stellvertretende Bezirksvorstehende Francine Vincent Dard (Redebeitrag 5) im Rahmen des Wochenendes zum Thema „*Entreprendre dans le XXe*“ fest – eine Veranstaltung, die sie als Manifestation des politischen Willens, die Sichtbarkeit des Arrondissements zu verbessern, präsentiert. Und am Ende dieses Wochenendes stand eine Stellungnahme der Bezirksvorsteherin Frédérique Calandra:

„Wenn wir ein Image konstruieren wollen – wir haben nicht das kulturelle Erbe des Marais oder des 8. Arrondissements. Wir haben keine schönen Botschaften etc. Also brauchen wir etwas anderes. Was wir haben, ist das Erbe der Pariser Arbeiter_innen, die Bellevilloise zum Beispiel. Solche Orte haben wir [...] und die Ateliers der Künstler_innen, in Belleville, in Père Lachaise, die jedes Jahr tausende Tourist_innen aus der ganzen Welt anziehen. Es gibt Japaner_innen und Amerikaner_innen, die die kleinen Gassen des 20^e entdecken etc. Und deshalb unterstützen wir das und möchten ein Image als Ort der alternativen kulturellen Kreation entwickeln. Und ein weiterer Reichtum ist die Diversität der Handwerker_innen und Händler_innen hier. Ich denke aber trotzdem, dass es gilt aufzupassen. Wenn man zu erfolgreich ist, wird man zu attraktiv und ganze Straßen werden einheitlich formatiert, in den Medien gehypt, zu einem normierten Produkt gemacht. Ich glaube nicht, dass das wirklich wünschenswert ist für den 20^e. Ich denke unsere Qualität, das sind die Vielfalt und Originalität.“ (Calandra, Redebeitrag 3)

Hier wird eine Perspektive auf den 20^e entfaltet, in der es um vermarktbarere Ressourcen, Wettbewerbsfähigkeit und territoriale Attraktivität geht – ebenso wie in der Studie, von deren Ergebnissen ausgehend, diese Veranstaltung organisiert wurde. Im Auftrag des Bezirksvorstands definiert das private Consulting-Unternehmen SOFRED (2010) darin Stärken, Schwächen, Chancen und Gefahren des Arrondissements und formuliert darauf aufbauend lokale ‚Entwicklungsstrategien‘. Der 20^e wird dabei wie ein Unternehmen betrachtet, das sich profitabel zu vermarkten hat. Zwar grenzt sich die Bezirksvorsteherin von einer Version städtischer Räume ab, die sie als ‚normiertes Produkt‘ wahrnimmt; um die Konstruktion des Stadtteils als Produkt geht es dennoch – allerdings ein Produkt, das im Unterschied zur als homogen gesehenen Massenkultur als authentisch und vielfältig präsentiert wird. Eben dieses Phänomen betrachtet Herzfeld (2009: 305) als kuriose Ironie von globaler Reichweite: „local distinctiveness has now become a generic good.“

Hinter dieser Vision des 20^e steckt dabei nicht nur eine Abgrenzung vom Mainstream des Massenkonsums, sondern auch eine Ablehnung jener Stadt, für die der modernistische Urbanismus steht, der gerade im 20^e ab den 1980er Jahren aufgrund seines homogenisierenden und technokratischen Charakters auf beträchtlichen Widerstand gestoßen ist. Nicht umsonst betont Frédérique Calandra, dass ein beträchtlicher Teil ihrer Mitstreiter_innen im Zuge der Bewegung gegen die Politik der großen Abrisse politisiert wurde. Zugleich hallt in der Vorstellung vom 20^e als Ort alternativer kultureller Produktion, der in seiner Originalität und Lebendigkeit als „destination culture“ (ebd.: 226) touristisch vermarktet sein soll, auch Richard Floridas Vorstellung einer Stadt der „Creative Class“ wieder. Calandras ‚sachte‘ Neuerfindung urbaner Räume, die als authentisch erlebt und konsumiert werden können, beruht auf einer Vision, die Sharon Zukin (2010: 241) auch als Verbindung von „gritty origins and shiny new beginnings“ beschreibt. Die Vorstellung von der Notwendigkeit der Entwicklung des 20^e als attraktiver Standort in Zusammenhang mit der Logik der ‚unternehmerischen Stadt‘ ist dieser Perspektive ebenso eingeschrieben, wie ein diesbezügliches Unbehagen, das sich in einem Anspruch auf Authentizität manifestiert, der gleichzeitig Motor des Erfolgs und Garant der Kontinuität sein soll. Sharon Zukin (2010: 219ff.) beschreibt in *Naked City* unter anderem die Allgegenwärtigkeit ähnlicher Vorstellungen in aktuellen politischen und planerischen Diskursen über die Stadt und analysiert sie als Fusion von Wachstumsrhetorik mit dem Wunsch nach einer lebenswerten Stadt.

Auch wenn Bertrand Delanoë (2011, online) nach 10 Jahren im Bürgermeisteramt im Interview mit dem Businessmagazin *Challenges*⁷⁷ Bilanz zieht, schwingt schließlich mit, wie sehr sich die Position der ‚quartiers populaires‘ in Paris und die Bilder, die sie umranken, nicht nur verändern sollen, sondern bereits verändert haben:

*„Disons que nous avons mis un terme à la division de Paris: il n’y a plus l’ouest favorisé et l’est délaissé. Ménilmontant, Château Rouge, la Villette, Belleville, la porte de Montreuil, la porte d’Orléans, Tolbiac, et tant d’autres quartiers de l’est, se sont métamorphosés en dix ans, ils ont rejoint le mouvement de Paris; il y a une seule ville, plus dynamique et solidaire.“*⁷⁸

⁷⁷ *Challenges* wird von der französischen Wochenzeitung *Le Nouvel Observateur* publiziert, das in einem Näheverhältnis zur Sozialdemokratie angesiedelt ist.

⁷⁸ Eigene Übersetzung: „Sagen wir es so, wir haben der Spaltung von Paris ein Ende gesetzt: Es gibt nicht mehr den begünstigten Westen und den vernachlässigten Osten. Ménilmontant, Château Rouge, die Villette, Belleville, die Porte de Montreuil, die Porte d’Orléans, Tolbiac und so viele andere Viertel im Osten haben sich in den letzten 10 Jahren

Eine geeinte Stadt, dynamisch und solidarisch – das Bild ist schön, aber inwiefern korrespondiert es mit dem, was die Pariser_innen leben und erleben? Interpretieren wir dieses Fazit im Sinne des von Delanoë und den Sozialist_innen kontinuierlich evozierten Kampfes gegen urbane Segregation, ist einerseits anzuerkennen, dass das Engagement der sozialistischen Stadtregierung im Osten der Stadt durchaus beträchtlich ist. Andererseits muss diesem heillos übertriebenen Bild schlicht widersprochen werden. Der historisch so tief in die Stadt eingeschriebene soziale Graben zwischen West und Ost ist nach wie vor massiv und keineswegs dabei sich in Luft aufzulösen. Beispiele, die das illustrieren ließen sich viele finden: Während sich an der *Porte de Montreuil* – außerhalb der zunehmend gentrifizierten Teile des 20^e – ein Konflikt rund um einen „marché sauvage“ entlang der Stadtautobahn abspielt,⁷⁹ reproduziert sich unterdessen in unmittelbarer Nähe ihres Pendantes am westlichen Ende der Stadt, der *Porte d’Auteuil* die Pariser Oberschicht weiterhin in exklusiven Räumen, die der Öffentlichkeit nicht zugänglich sind. (Vgl. Pinçon und Pinçon-Charlot 2009: 175ff.)

Dennoch macht das von Delanoë evozierte Bild eines geeinten Paris Sinn, gerade weil die in diesem Kapitel dargestellten Transformationen auf materieller, sozialer und symbolischer Ebene nichtsdestotrotz grundlegend sind. Dieses Bild ist Teil eines Prozesses der Konstruktion einer reformistischen Perspektive als auch Praxis in Bezug auf den Osten der Stadt, die im Unterschied zu seiner historischen Stigmatisierung und seiner exkludierenden Abwertung als Territorium bedrohlicher ‚Andersheit‘, auf dessen Integration abzielt. Basis dafür ist eine Vorstellung von urbanem Management, das sich auf das Lokale als Ressource für die Assimilierung in Paris als globale und wettbewerbsfähige Metropole bezieht.⁸⁰ Dabei werden bestimmte Aspekte des 20^e als erhaltens- und schützenswert repräsentiert und andere als zu verbessern und zu entwickeln.

verändert. Sie haben sich in die Bewegung von Paris eingegliedert. Es gibt eine einzige Stadt und die ist dynamischer und solidarischer.“

⁷⁹ Die *Mairie* und ein Teil der Anrainer_innen plädieren dabei für eine polizeiliche Lösung, während ein Teil der „*bi-ffins*“ (Lumpensammler), wie sich die Verkäufer_innen selbst bezeichnen, für eine unbeschränkte Entkriminalisierung ihrer Tätigkeit eintritt. Die Soziologin Virginie Milliot (2011, online) beschäftigt sich mit ähnlichen Konflikten in Bezug auf den 20^e wie auch andere Pariser Stadtteile.

⁸⁰ Eine ähnliche Argumentationslinie entwickeln Best und Strüver (2000, online) in Bezug auf Kreuzberg.

Was der Pariser Bürgermeister als Einigung der Stadt, als neue Solidarität und damit als Infragestellung territorialer Stigmatisierung präsentiert, kann gegen den Strich gelesen mit der fortschreitenden Gentrifizierung der Stadt und dem globalen Imperativ der „territorialen Attraktivität“ verknüpft werden. Der lokale Paradigmenwechsel und die Konstruktion neuer urbaner Images vollziehen sich so gesehen nicht einfach spontan, aufgrund egalitärer politischer Intentionen oder einer neuen Politik der Solidarität von Seiten der Stadtregierung, sondern in Verstrickung mit globalen Zusammenhängen, die wiederum in der bereits angesprochenen Deindustrialisierung, dem Shift zur postfordistischen Stadt und neoliberalen Formen kompetitiver Globalisierung verankert sind. Der harmonischen Vision einer dynamischen, kosmopoliten, zugleich solidarischen und kompetitiven Metropole wird die Kritik gegenübergestellt, dass es sich hier im Grunde um den Triumph der urbanen Vision der ‚Gentrifier‘ bzw. des intellektuellen Kleinbürgertums handle, deren wunder Punkt darin liegt, dass sie den Traum einer realisierten klassenübergreifenden Solidarität und harmonischer Heterogenität in den ehemaligen ‚quartiers populaires‘ als „résidentielllement correct“⁸¹ (Pinçon und Pinçon-Charlot 2008: 92) träumt, während die politische, ökonomische und kulturelle Marginalisierung – unter anderem durch Verdrängungsprozesse in Zusammenhang mit Gentrification – sowie die zunehmende Prekarisierung eines beträchtlichen Teils der Bevölkerung diesen andauernd untergräbt.

Gleichzeitig scheint angesichts ihrer Fragmentierung und zunehmenden Unsichtbarkeit für diese ‚Exkludierten‘ niemand mehr passende Bezeichnungen jenseits ihrer Stigmatisierung zu finden. (Vgl. Wacquant 2007a: 72f.) Und schließlich stehen wir vor einer allgemeinen Problematik, die Robert Castel (1995: 689) angesichts der Tendenz zur Reformulierung der sozialen Frage als urbane Frage anspricht:

„Dans le contexte de concurrence et de recherche de l’efficience qui prévaut aussi entre agglomérations, les responsables locaux peuvent-ils ou même veulent-ils jouer à la fois la carte de la réussite économique et de l’excellence, et celle de la prise en charge des ‚défavorisés‘? La politique sociale locale risque ainsi d’être un jeu à la marge qui consiste à faire sur place le minimum pour éviter les dysfonctionnements trop visibles, lorsque l’on ne peut pas s’en décharger sur la municipalité voisine.“⁸²

⁸¹ Die beiden Soziolog_innen kreieren diesen Begriff in Anlehnung an den französischen Begriff für politische Korrektheit – ‚politiquement correct‘ – indem sie diesen auf den Bereich des Wohnens ummünzen.

⁸² Eigene Übersetzung: „Können oder wollen die lokalen Verantwortlichen im Kontext der Konkurrenz und des Strebens nach Effizienz, das auch zwischen Ballungsräumen maßgebend ist, gleichzeitig die Karte des wirtschaftlichen

Aber hat nicht gerade die kritisierte Gentrification als Entwicklungsprozess Potential, die Marginalisierung dieser hier angesprochenen ‚Benachteiligten‘ zu bekämpfen und die als ‚Exkludierte‘ Betrachteten in Markt und Gesellschaft zu integrieren? Auf den ersten Blick scheint eine weitere Szene aus der bereits mehrfach angesprochenen Diskussionsveranstaltung über die ökonomische Attraktivität des Arrondissements genau dies zu implizieren: So stellte der bereits in Kapitel 4 zitierte Mitbegründer des *Mama Shelter*, Cyril Aouizerate anschließend an seine Darstellungen des finanziellen Erfolgs des Hotels fest:

„Das heißt, dass wir im Endeffekt circa 100 Arbeitsplätze geschaffen haben, wobei circa 25% davon mit jungen Leuten aus dem Viertel Saint Blaise besetzt sind. (Jemand klatscht) Und ich glaube, das ist eine sehr klare Position unsererseits, weil wir nämlich um die 30 junge Leute aus Saint Blaise ohne Ausbildung, nur aufgrund ihrer Haltung, ihrer Gutmütigkeit und ihrer ‚Courage‘ genommen haben.“ (Aouizerate, Redebeitrag 1)

Man praktiziere im Hotel bewusst positive Diskriminierung und brauche dazu kein Gesetz, das zu dieser verpflichtet. Zwei der angesprochenen jungen Mitarbeiter_innen seien sogar abgeworben worden und arbeiten mittlerweile in New York und London. Nicht nur die klatschenden Personen im Publikum waren begeistert. Wenig später sprach Christian Sautter, einer der Stellvertreter des Pariser Bürgermeisters und zuständig für Arbeit, ökonomische Entwicklung und internationale Attraktivität, von seiner Vorstellung einer solidarischen Ökonomie, die zugleich wettbewerbsfähig und sozial sei – und gratuliert dem Vertreter des Luxushotels: „Du bist Teil davon, lieber Cyril, von dieser sozialen und solidarischen Ökonomie, denn du hast junge Leute aus dem *quartier* angestellt.“ (Sautter, Redebeitrag 4)

Während nicht bestritten werden kann, dass sich für Einzelne hier begrüßenswerte Chancen eröffnen und sie von den aktuellen Transformationen profitieren, stellt sich zunächst die Frage, inwiefern dies negative Effekte, wie die rasant steigenden Immobilienpreise, aufwiegen kann. Und darüber hinaus illustrieren und bestätigen diese Szene,

Erfolgs und der Exzellenz sowie jene der Verantwortung für die ‚Benachteiligten‘ ausspielen? Die lokale Sozialpolitik läuft Gefahr dabei zu einem Spiel am Rande zu werden, das daraus besteht, vor Ort das Notwendige zu tun, um allzu sichtbare Dysfunktionalitäten zu verhindern, sofern man sich ihrer nicht entledigen kann, indem man sie an die Gemeinde abtritt.“

das Statement und die begeisterten Reaktionen eine ganze Reihe grundlegender Widersprüche des hier diskutierten Paradigmenwechsels und der neuen, attraktiven Images: das Primat der Effizienz, in deren Rahmen individuelle Maßnahmen gegen ‚soziale Probleme‘ – beispielsweise durch freiwillige positive Diskriminierung auf Betriebsebene – Platz finden und ‚leistbar‘ sind oder auch nicht, die Wahrnehmung dieser ‚sozialen Probleme‘ als ‚Exklusion‘⁸³, die Betonung individueller Erfolgsgeschichten, wo kollektive fehlen, und vor allem den fundamentalen Statusverlust der Arbeiter_innen sowie ihrer häufig arbeitslosen Söhne und Töchter – hier repräsentiert als die jungen Leute aus dem „Problemviertel“. Denn dass sie ihren Anspruch auf einen Platz im Kontinuum der sozial anerkannten Positionen weitgehend eingebüßt haben, schwingt in dieser Szene eindeutig mit. (Vgl. Castel 1995: 621ff.; Bachmann und Le Guennec 2002: 485ff.; Hüser 2010) Zwar werden sie hier nicht als „*racaille*“⁸⁴ verteufelt; dass ihre Eingliederung als niedrig qualifizierte Servicekräfte in einen Hotelbetrieb Anlass zu Applaus gibt und als „solidarische Ökonomie“ bezeichnet wird, unterstreicht jedoch das Ausmaß ihrer gesellschaftlichen Stigmatisierung und Marginalisierung. Ihre Teilhabe an ökonomischen und gesellschaftlichen Prozessen wird nicht als Realisierung ihres Rechts betrachtet, sondern vielmehr als außerordentlicher, sozialer Akt der ‚Integration der Exkludierten‘ von Seiten derjenigen, die als ‚Leistungsträger_innen‘ mit Applaus belohnt werden.

⁸³ Bachmann und Le Guennec (2002: 485ff.) charakterisieren das seit den 1980er Jahren in Frankreich politisch und wissenschaftlich breit diskutierte Konzept der „Exklusion“ als ‚liberale Diagnose‘, die konstatiert, dass einem Teil der Bevölkerung die Früchte des Fortschritts vorenthalten bleiben, wobei die Hierarchie der Klassen durch die Trennung jener, die drin sind und jener, die draußen sind, überlagert worden sei. Eine soziologische Problematisierung und Kritik des Exklusionsbegriffes liefern u.a. auch Castel (1995 und 2008) sowie Kronauer (2009). Diesen Autoren geht es keineswegs darum „die Tatsache der Ausgrenzung [...] zu leugnen, [sondern darum] der Mystifikation des Entweder-Oder entgegenzutreten.“ (ebd.: 383) Denn, so Castel (2008: 73): „Gewiss gibt es heute Menschen, die »drin«, und solche, die »draußen« sind, doch sie bevölkern keine getrennten Universen. Im strengen Sinne lässt sich in einer Gesellschaft nie von Situationen außerhalb des Sozialen sprechen. Es geht darum, das *Kontinuum von Positionen* zu rekonstruieren, durch das die »drinnen« und die »draußen« verbunden sind, und die Logik zu erfassen, nach der die »drinnen« die »draußen« produzieren“ – nämlich unter anderem weil es „aufgrund der neuen Anforderungen von Wettbewerb und Konkurrenz, des Rückgangs der Beschäftigungsmöglichkeiten *keinen Platz mehr* für alle in der Gesellschaft gibt, in der zu leben wir uns abfinden.“ (ebd.: 77).

⁸⁴ ‚*Racaille*‘ bedeutet übersetzt so viel wie ‚Pack‘, ‚Lumpenpack‘ oder ‚Gesindel‘. Der abwertende Begriff gibt vor allem seit 2005 immer wieder Anlass für hitzige Debatten. Damals tätigte Sarkozy die Aussage, man werde die Pariser Banlieue vom Gesindel – gemeint waren die aufständischen Jugendlichen – säubern. (Vgl. z.B. Morice 2005, online)

Alte Klüfte und neue Koordinaten

Was sich im Zuge dieses Einblicks in die Modalitäten, die Rahmenbedingungen und den Kontext der aktuellen Transformation des 20^e gezeigt hat, ist zunächst, dass sich Paris in mehrfacher Hinsicht in Zusammenhang mit Prozessen der Gentrifizierung verändert – auf materieller, sozialer und symbolischer Ebene. Unter anderem habe ich dabei eine Tendenz der lokalen Politik zur Begleitung und Unterstützung von Prozessen der Gentrifizierung in Paris deutlich gemacht. Diese mag nicht intendiert sein, teils als Folge struktureller Zwänge und mächtiger Profitinteressen oder Konsequenz einer Verankerung der Pariser Linken in der gebildeten Mittelschicht inklusive ihrer Werte und Interessen zu erklären sein: Fest steht, es besteht ein Naheverhältnis zwischen der Pariser Stadtpolitik und der zunehmenden Gentrifizierung von Paris *intra muros*. Ihr folglich das Label des Neoliberalismus aufzudrücken, würde ebenso zu kurz greifen, wie die Rede von der „ville partagée“ und vom Bruch mit den alten Verhältnissen einfach für bare Münze zu nehmen und ihre Verstrickung mit neoliberalen Logiken zu ignorieren. Der beschriebene spezifisch lokale Paradigmenwechsel und die Konstruktion neuer Images auf Basis lokaler ‚Ressourcen‘ konstruieren den 20^e durchaus auf eine Art und Weise, die mit dem Prinzip der „unternehmerischen Stadt“ als globaler „operating framework“ (Peck und Tickell 2002: 380) korrespondiert.

Gerade die bisherigen Ausführungen haben also gezeigt, dass Raumkonstruktionen keineswegs als starre oder monolithische räumliche Ordnungen und Bilder verstanden werden können. Der 20^e ist mehrfach symbolisch codiert und besetzt. Zwei auf den ersten Blick zueinander in Kontrast stehende, im Grunde jedoch eng miteinander verbundene Repräsentationen der östlichen Gegenden von Paris im Allgemeinen und des 20^e im Speziellen wurden im Zuge der bisherigen Ausführungen nachgezeichnet: In Teil 1 dieses Streifzugs über den Hügel im Pariser Osten wurden vor allem Aspekte der territorialen Stigmatisierung in ihrer historischen Dimension angesprochen, auf deren fortgesetzte Wirksamkeit in der Gegenwart aber auch auf deren Infragestellung durch alternative historische Narrationen sowie neue positive Images verwiesen. Letztere wurden in diesem Kapitel schließlich im Kontext von Prozessen der Gentrifizierung thematisiert. Im Kontrast zur historischen Marginalisierung und damit einhergehenden abwertenden Reprä-

sentationen implizieren diese affirmativen Diskurse eine Logik der Integration und Normalisierung des 20^e als Gebiet, dessen Platz in der moralischen und sozialen Landschaft der französischen Hauptstadt dementsprechend neu definiert wird. Mit neuen Images und auf Basis seiner ‚lokalen Ressourcen‘ soll der 20^e neue Bedeutung auf der Karte von Paris erhalten.

Trotz ihrer grundlegenden Unterschiedlichkeit stehen diese beiden Perspektiven auf den 20^e allerdings zueinander in Beziehung: Die historische Marginalisierung und Distanzierung des 20^e in historisch hegemonialen Vorstellungen von der Pariser Landschaft wird nunmehr zu einem zeitlich definierten ‚konstitutiven Anderen‘, ihre Umkehrung zur Legitimation des Imagewandels sowie einer dementsprechenden Praxis der Stadtplanung und –politik. Historische Stigmatisierungs- und Segregationsmechanismen verschwinden nicht einfach, werden nicht schlichtweg wirkungslos. Sie sind heute ebenso präsent wie die neuen Bilder eines aufstrebenden und zugleich authentischen Viertels. Und diese unterschiedlichen Bedeutungen des 20^e sind dementsprechend auch Teil des ‚Feldes‘, in dem unterschiedliche Pariser_innen sich selbst und ihre spezifischen Diskurse und Praktiken verorten. Sie spielen eine Rolle dafür, wie sie die Stadt heute sehen, nutzen und erleben, in ihr Beziehungen knüpfen und Zugehörigkeiten konstruieren oder unsichtbare Grenzen und Mauern errichten. Mit eben diesen Prozessen beschäftigt sich das nun folgende Kapitel, in dem raumbezogene Perspektiven und Praktiken unterschiedlicher Bewohner_innen in den Mittelpunkt gerückt werden. Damit wird der Fokus der Auseinandersetzung mit Konstruktionen von Lokalität im Pariser Osten ein weiteres Mal verschoben, wodurch wiederum neue Aspekte und Dimensionen der sozialen Landschaft von Paris und des 20^e – „different points on a sliding scale“ (Rodman 1992: 650) – sichtbar und greifbar werden.

Der 20^e aus Sicht seiner Bewohner_innen

In den beiden abschließenden Kapiteln soll nunmehr ethnographisch aufgearbeitet werden, wie sich unterschiedliche Bewohner_innen gegenüber dem Spannungsfeld von Kontinuität und Veränderung, das den 20^e heute prägt, positionieren. Dabei gehe ich davon aus, dass sich deren Perspektiven an der Schnittstelle individueller Werdegänge, sozialer Positionierungen und lokaler sozialer Praktiken und Beziehungen sowie darüber hinaus wirksamer Diskurse, Stereotype und Images konstituieren. Ich frage hier also nach dem Wechselspiel von subjektiven Erfahrungen der Welt bzw. der Stadt mit den historischen, sozialen und kulturellen Settings, in deren Kontext sich fragile Subjektivitäten formieren, um an Paul Gilroys (1997: 301) Überlegungen bezüglich ‚Identität‘ anzuknüpfen.

Während sich die Stadt verändert, finden sich die Menschen im 20^e in einem komplexen Gefüge von Widersprüchen und Differenzen, Ungleichheit und Vielfalt wieder, in dem das alte ‚*quartier populaire*‘ noch irgendwie da ist und ständig aktualisiert wird, während es kontinuierlich neu interpretiert, in Frage gestellt und zugleich von Neuem vereinnahmt wird. Dieses Kapitel versucht auf Basis meiner Begegnungen mit verschiedenen Bewohner_innen einen Einblick in die Vielfalt verschiedener Stimmen und Perspektiven zu geben und fragt danach, inwiefern aus dieser Mehrstimmigkeit einerseits kollektive Narrative erwachsen, sich jedoch andererseits auch Dissonanzen abzeichnen. Zwei miteinander verwobene Themenfelder, die sich im Zuge der Interviews und Gespräche als zentral herausgestellt haben und zu denen sich alle meine Gesprächspartner_innen auf die eine oder andere Weise geäußert haben, werden dabei zunächst in den Mittelpunkt gerückt: Rund um Topoi von (1) Gefahr und Sicherheit, Angst und Furchtlosigkeit verhandeln Bewohner_innen die bereits mehrfach angesprochene Stigmatisierung des 20^e. Rund um die (2) Repräsentation des 20^e als ‚Dorf in der Stadt‘ kreisen im Gegensatz dazu Konstruktionen anderer ‚positiver‘ Raumbilder.

„Der 20^e, das klassifiziert gewissermaßen“ – vom Umgang mit der Stigmatisierung

Für ein paar Wochen war mein Mitbewohner in der *Rue de la Chine* im Frühjahr 2010, ein 19jähriger Spanier, der in Paris niemanden kannte außer seiner französischen Freundin, die jeden Nachmittag zu Besuch kam, bevor Juan sie abends zur *Métro* begleitet hat. Danach hat Juan nie das Haus verlassen. Als ich ihn nach einiger Zeit darauf angesprochen habe, warum er als Musikliebhaber nicht zu einem der vielen Konzerte in den Bars der Nachbarschaft gehe, erklärte er mir, das sei zu gefährlich. Schließlich wohnen wir in keinem guten Viertel. Seine Freundin, die mit ihren Eltern in einem der wohlhabenden Pariser Vororte im Westen der Stadt wohnte, habe ihm gesagt, nach 21 Uhr solle man hier nicht aus dem Haus. Ein befreundeter österreichischer Austauschstudent, der nur einige Häuser von mir entfernt wohnte, erzählte mir, er habe französischen Bekannten – ebenfalls Studierende – vorgeschlagen, sich in *Ménilmontant* zu treffen, aber deren Eltern haben das nicht erlaubt, weil es dort nicht sicher sei. Als ich im Zuge der *Fête de la Musique* mit einer Gruppe bunt zusammengewürfelter Anthropologie-Student_innen am Fuße des Hügels stand, den die *Rue de Ménilmontant* hinaufführt, wurde mein Vorschlag diese nach oben zu wandern, von der einzigen Pariserin in der Gruppe damit abgewiesen, dass es in diese Richtung doch eher gefährlich werde. Eine ganze Reihe ähnlicher Geschichten haben mir Bewohner_innen des 20^e bei verschiedenen Gelegenheiten erzählt.

Wie bereits gezeigt wurde, sind diese Diskurse keineswegs neu und in ihrer Verstrickung mit der sozialen und materiellen Gestalt der Stadt, in die soziale Ungleichheit und Segregation sowohl in ihrer historischen als auch in ihrer aktuellen Dimension eingeschrieben sind, zu verstehen. So stellt auch Jules im Begleittext zu seiner Zeichnung (siehe Seite 97) eine Verbindung zwischen alten und neuen Bedrohungsszenarien und Konstruktionen von Alterität her, wenn er sein Panorama des 20^e mit einem Verweis auf jene Gruppe beschließt, deren Präsenz in der Stadt, wie er feststellt, heute auf wenig Gegenliebe stößt: „[...] les apaches de nos jours, des jeunes qui se prennent pour des communards et qui ont cramé quelques dizaines de voitures le jour de l'élection de Nicolas Sarkozy...“⁸⁵ Ungeachtet dessen, ob sich diese Jugendlichen tatsächlich mit der Pariser Kommune identifizieren und wie viele Autos im 20^e tatsächlich anlässlich der Präsidentschaftswahl von

⁸⁵ Eigene Übersetzung: „Die Apachen unserer Tage, die Jungen, die sich für Kommunarden halten und die am Tag der Wahl von Nicolas Sarkozy ein paar Dutzend Autos abgefackelt haben.“

2007 gebrannt haben – trotz aller Veränderung und Transformation der Stadt und neuer ‚attraktiver‘ Images des zunehmend gentrifizierten Pariser Ostens kann eine diskursive Kontinuität konstatiert werden, in der die Verknüpfung von sozialer Ungleichheit, ethnisierten Metaphern und Diskursen der Angst vor Gewalt, Kriminalität und Chaos nicht an Aktualität verloren hat. Die Jugendlichen werden in Jules’ Text in eine Reihe mit anderen historischen Schreckensfiguren gestellt, die als Bedrohung der herrschenden Ordnung betrachtet wurden: mit den Kommunarden und den sogenannten ‚Apachen‘⁸⁶. Ohne neue Dimensionen und veränderte Bedingungen leugnen zu wollen, verweisen auch Wissenschaftler_innen auf Basis des Vergleiches historischer und aktueller Diskurse über urbane ‚Krawallmacher_innen‘ auf die fortgesetzte Evokation ähnlicher Bilder und Szenarien unter Verwendung eines Vokabulars aus dem semantischen Feld der ‚Wildheit‘ und der ‚Barbarei‘. (Vgl. Smidt 2005: 9ff.; Hüser 2010) Urbane Landschaften und ihre symbolischen und materiellen Exklusionsmechanismen und Grenzen werden durch Diskurse der Angst in Zusammenhang mit dementsprechenden Repräsentationen von Differenz legitimiert und reproduziert, wobei entsprechende Handlungen und Entscheidungen dabei als emotional wie auch rational sinnvoll konstruiert werden. (Vgl. Low 2001: 52) Der Historiker Dietmar Hüser (2010: 23) sieht darin „[e]in zyklisch wiederkehrendes Grundthema der Geschichte, das stets mehr über den Umgang mit Krisen ausgesagt hat als über die Menschengruppen, die Politik und Gesellschaft an den Rand der etablierten Ordnung gedrängt wissen wollten.“

Auseinandersetzen müssen sich Bewohner_innen des 20^e mit den Mechanismen und Diskursen territorialer Stigmatisierung aber jedenfalls, sind sie doch immer wieder mit ihnen konfrontiert. Selbst wenn sich diese an bestimmten sozialen Gruppen – wie beispielsweise die von Jules erwähnten ‚jeunes‘ – kristallisieren; alle meine Gesprächspartner_innen bezogen diesbezüglich Position und waren auf die eine oder andere Art und Weise in die Dynamik dieser Diskurse involviert. Mit Stuart Hall (1996) kann diesbezüglich auch von einem Prozess der Artikulation gesprochen werden: Identitäten und Subjekte werden zwar nicht von hegemonialen Diskursen und Praktiken determiniert, dennoch werden (immerzu vorläufige) Subjektpositionen jedoch in Relation zu diesen

⁸⁶ Siehe auch Seite 111. Als Apachen wurden während der *Belle Époque* Banden junger Männer bezeichnet, die medial als außerordentlich gefährlich und aggressiv dargestellt wurden.

konstruiert, indem wir uns mit ihnen arrangieren und/oder gegen sie Widerstand leisten, in jedem Fall aber von ihnen aus handeln: „You only discover who you are because of the identities you are required to take on, into which you are interpellated: but you must take up those positionalities, however temporarily, in order to act at all.“ (Hall 1995: 65) „Es stimmt, der 20^e, das klassifiziert dich gewissermaßen“, stellte Charlotte (Interview 2) in diesem Sinne im Interview fest. Wie gehen Bewohner_innen also mit diesem Bild der urbanen Gefahrenzone und Diskursen der Angst um?

Als ich selbst begonnen habe, mich mit der Beziehung der hier lebenden Menschen zu ihrem Stadtteil zu beschäftigen, erhielt ich zunächst den Eindruck, dass die Menschen, die hier leben, dieser Stigmatisierung kollektiv trotzen. „Ich mag den 20^e. Ich weiß nicht, sagen dir alle Leute, die im 20^e wohnen, dass sie den 20^e mögen?“, hat mich Manon (Interview 14) lachend gefragt. Und in der ersten Phase meiner Feldforschung war ich verlockt, diese Frage schlicht mit Ja zu beantworten. Während meines ersten Stadtspazierganges mit einer jungen im 20^e aufgewachsenen Frau, stießen wir auf der Straße auf eine ihrer Freundinnen, die auf unsere Erklärung, womit wir gerade beschäftigt seien, zu mir meinte: „Da hast du ein gutes Viertel ausgesucht.“ Auf allen Seiten schien mein Vorhaben über den 20^e zu schreiben auf den ersten Blick auf euphorische Reaktionen und Beschwörungen seiner Besonderheit zu stoßen. Und viele stimmten bereitwillig zu über ‚ihren‘ 20^e zu reden.

Dieser Eindruck spiegelt wider, dass eine der gängigen Strategien der Konstruktion dieser urbanen Landschaft und ihrer Position in der französischen Hauptstadt durch Bewohner_innen die Infragestellung und Umkehr von stigmatisierenden Stereotypen ist. Allerdings sind diese Gegenpositionen zur Stigmatisierung einerseits durch jeweils unterschiedliche Narrationen und Praktiken unterfüttert. Und andererseits hat sich im Laufe meiner Feldforschung auch gezeigt, dass dieser Eindruck durchaus auch durch Perspektiven anderer Bewohner_innen relativiert wird, welche die Stigmatisierung aufgreifen und reproduzieren. Auf den nächsten Seiten wird dementsprechend ein Bogen gespannt, der bei Diskurssträngen beginnt, die dem Bild der urbanen Gefahrenzone die Legitimation absprechen, und bei Perspektiven endet, die den Topos der Gefahr im Gegensatz dazu bestätigen und innerhalb des Viertels auf Gruppen abwälzen, die als *andere* betrachtet

und definiert werden. Und wie wir schließlich sehen werden, ist die Grenze zwischen diesen beiden Diskurssträngen keineswegs immer trennscharf.

„Die kennen den 20^e nicht“ – umstrittene geographische Autorität

An einem Nachmittag auf dem gemeinsamen Nachhauseweg vom Zentrum der Stadt in den 20^e sprach Marie über den Film *Paris, je t'aime*, eine Sammlung von 18 Kurzfilmen von verschiedenen Regisseur_innen, die jeweils in unterschiedlichen Arrondissements angesiedelt sind. Sie erzählte mir von einem, der ihr gefallen habe. Über denjenigen, der auf der *Place des Fêtes*, der im 19. Arrondissement liegt, für sie aber noch zum 20^e gehört, hatte sie allerdings nichts Gutes zu sagen: Er reproduziere Stereotype. In dem Film wird ein Parkwächter aufgrund eines Missverständnisses in einen Streit mit einer Gruppe anderer Männer verwickelt. Die Situation endet damit, dass ersterer erstochen wird und noch vor Ort stirbt. „Ich wohn schon so lange in dieser Gegend und ich hab sowas noch nie gesehen. Wenn was passiert, dann in Zusammenhang mit Drogen, aber nicht einfach so. Und natürlich sind das dann auch Schwarze in dem Film. Im 16^e ist alles fein und schön, aber der 20^e wird nur damit in Verbindung gebracht. Entweder man redet wirklich über die Probleme oder nicht. Aber man kann nicht sowas verkürztes und oberflächliches machen“, kritisierte Marie. (Eigene Feldnotizen, 15.06.2010)

Die Journalistin Martha erzählte mir im Interview von der Hartnäckigkeit der Vorurteile, mit denen sie immer wieder konfrontiert werde, weil ihr Wohnort nicht als angemessen für ihren sozialen und professionellen Status wahrgenommen werde:

„Als sei ich irgendeine Art tolle Abenteurerin, weil ich im 20^e wohne. [...] Vor kurzem habe ich jemanden in Zusammenhang mit meiner Arbeit getroffen und dann äh (...) wirklich, er hat mir gesagt, mit allem was du machst, aber warum wohnst du in Gambetta? Du schreibst doch Bücher, du bist Journalistin und warum warum wohnst du in Gambetta? Und dieser Typ, der hat das nicht eingesehen. [...] Er konnte es nicht verstehen, wie jemand wie ich im 20^e wohnen kann (Lacht). So ist das. Auch weil sie ihn nicht kennen. Und das ist immer das gleiche. Mhm.“ (Martha, Interview 11)

Sowohl Marie als auch Martha reagieren auf die negativen Repräsentationen in Bezug auf ihren Stadtteil, indem sie die Legitimation derjenigen, die diese artikulieren, in Frage

stellen. Sie sprechen ihnen ab, was Lindstrom (vgl. Rodman 1992: 651) in einem anderen Kontext als „geographical copyright“ bezeichnet: die Autorität sich über bestimmte Orte zu äußern. Martha erklärt sich die stereotypen Perspektiven auf ihr Viertel als Folge einer ‚mental en Ghettoisierung‘ vieler Pariser_innen. Als Fundament dieser negativen Vorstellungen vom 20^e betrachten beide – Marie und Martha – Unwissenheit und Mangel an Erfahrung, und zwar im Unterschied zum eigenen Insiderstatus, der im Gegenzug unterstrichen wird – beispielsweise wenn Marie feststellt, sie wohne schon so lange hier, aber so etwas habe sie noch nie gesehen. Trotz ihrer sehr verschiedenen individuellen Hintergründe bewegen sich Marie, die hier geboren, aufgewachsen und zur Schule gegangen ist und Martha, die als eine der frühen ‚Gentrifier‘ betrachtet werden kann, hier auf gemeinsamem Terrain.

Ähnliche Argumentationsketten waren ein gängiges Werkzeug, das unterschiedliche Bewohner_innen im Sinne einer Kritik an Kategorisierungen angewendet haben, die sie als Stereotype reflektierten. Dabei wurde die Stigmatisierung des Viertels wiederholt auch in ihrer Assoziation mit Rassismen thematisiert und kritisiert – ein Aspekt, der auch in Maries Kritik an dem Kurzfilm angedeutet wird, wenn sie bemerkt, dass die in den Konflikt Involvierten natürlich alle ‚schwarz‘ seien. So meinte Madame Klitz, die früher als Zeitmesserin in einer Kinderbekleidungsfabrik im 20^e gearbeitet hat und fast ihr gesamtes Leben hier gewohnt hat: „Hören Sie, [...] die Leute haben Angst, aber ich glaube, sie haben Angst vor der Farbe der Leute“ (Interview 7) und stellt damit in den Raum, ob es in der Debatte rund um Sicherheit im Viertel nicht eher um Xenophobie als um Kriminalität und Gewalt geht.

Als gemeinsamen Nenner negativer Bilder des 20^e und rassistischer Vorurteile sah beispielsweise auch der Künstler Marc die Verwurzelung solcher Repräsentationen in mangelndem Erfahrungswissen. So verneinte er die Frage, ob er seine Wohngegend als gefährlich empfinde, nicht nur, sondern verknüpfte seine Kritik an der symbolischen Geringschätzung des 20^e mit seiner Vorstellung davon, wie und wo Rassismus entsteht:

„Also nein nein. Das ist für die Leute, die den 20^e nicht kennen. Das ist wie mit Barbès und Château Rouge. Die kennen das nicht und haben sofort Angst, weil überall Schwarze und Araber sind. Aber ich habe das gelebt und ich mag das. [...] Man darf keine Angst vor dem Anderen haben. Zu 99% ist der Andere nicht da, um böse zu sein.“

Das ist, Rassismus wird von Leuten entwickelt, die keine Beziehung zum anderen haben. Dort ist der Rassismus.“ (Marc, Interview 8)

Die Demontage des territorialen Stigmas basiert auch hier wieder auf der Feststellung mangelnder Erfahrung derjenigen, die es produzieren, wobei gleichzeitig der Betonung des eigenen Erfahrungswissens, der eigenen Zugehörigkeit, Offenheit und Toleranz eine wichtige Rolle zukommt. Indem in Bezug auf die Stigmatisierung von außen festgestellt wird, dass „die Leute Angst vor dem haben, was sie nicht kennen“ (Sophie, Interview 15), wird der eigene, als offen und tolerant verstandene Umgang mit Differenz gleichzeitig als Konsequenz des Lebens im heterogenen Stadtteil und als dessen Voraussetzung präsentiert. Leute ohne die entsprechende Erfahrung haben Vorurteile und umgekehrt ermöglicht Offenheit die entsprechende Erfahrung. So stellte Sophie fest: „Und dann denke ich, dass du dich hier gut fühlst, wenn du all die Unterschiede zwischen den Menschen akzeptierst.“ (ebd.)

Somit überschneidet sich die Demontage negativer Bilder vom Viertel dann unter anderem auch mit einer Kritik an bestimmten populistischen Diskursen, die in der französischen Öffentlichkeit seit den 1980er Jahren zunehmend präsent sind – unter anderem in Zusammenhang mit dem zunehmenden Erfolg der *Front National*. Indem das Bild von der urbanen Gefahrenzone untergraben wird, grenzen sich diese Menschen auch von jenem Interpretationsrahmen ab, in dem eine unüberbrückbare Opposition von Französ_innen und Migrant_innen konstruiert wird, und Migration vor allem mit ‚ethnischem Kommunitarismus‘ (statt universeller, republikanischer Gleichheit), verweigerter Integration, Unordnung, Unsicherheit, Gewalt und Kriminalität assoziiert wird. (Vgl. Gaillard-Starzmann 2006; Bonelli 2010)

Die Delegitimierung negativer Konnotationen und Vorbehalte durch Bewohner_innen des 20^e ist darüber hinaus ein grundlegender Baustein von Perspektiven auf das eigene Viertel als lebenswerter und sinnstiftender Ort, die von sehr unterschiedlichen Bewohner_innen des 20^e befördert wird. Keine soziale Gruppe – nicht die Jungen, nicht die Alten, nicht die Neuen und nicht die seit langem hier Lebenden – hat ein Monopol auf solche positive und wertschätzende (Gegen-)Bilder dieser urbanen Landschaft, mit denen zugleich auch positive Selbstbilder produziert und kommuniziert werden. Das positive

Bild der Nachbarschaft, das daraus erwächst, impliziert vor allem auch die eigene Zugehörigkeit und Integration in eine vielfältige, heterogene *Community*, die unter anderem eben auch als Voraussetzung für eine realistische und authentische Perspektive auf diesen Ort und seine Qualitäten verstanden wird – jene Perspektive, die den Produzent_innen von Bildern des 20^e als urbane Gefahrenzone abgesprochen wird. Sie ist Teil einer Konstruktion des 20^e als *Community* geprägt durch Offenheit und Toleranz, in der sich vor allem jene Bewohner_innen eben auch selbst verorten, die im Gespräch mit mir die eine oder andere Variante des folgenden Satzes geäußert haben: „Je suis très attaché(e) au quartier“⁸⁷.

Anfechtungen des Stereotyps der urbanen Gefahrenzone

Dennoch basiert die Kritik an den stigmatisierenden Vorurteilen keineswegs auf einer schlichten Leugnung von Regelbrüchen und Konflikten. Um eine Idee davon zu erhalten, wie sich verschiedene Bewohner_innen diesbezüglich positionieren und damit umgehen, ist allerdings eine nuancierte Betrachtung von Nöten – auch aufgrund grundlegend unterschiedlicher sozialer Praktiken verschiedener Bewohner_innen in Zusammenhang mit ihren heterogenen sozialen Positionen. Auch wenn rund um dieses positive Gegenbild ein geteiltes diskursives Feld entsteht und keine Gruppe eine privilegierte Position in dessen Produktion einnimmt, wird sich im Folgenden also zeigen, dass die Relativierung der Stereotype bei genauerer Betrachtung auf Basis sehr unterschiedlicher Positionen und Erfahrungen geschieht.

Vor allem in Zusammenhang mit Drogen wurden immer wieder auch von jenen Bewohner_innen „Probleme“ angesprochen, die Bilder vom 20^e als Gefahrenzone grundsätzlich kritisiert haben. Allerdings wird deren verallgemeinernde Projektion auf das gesamte Viertel mit Verweis auf die eigene Lebensrealität in Frage gestellt – so beispielsweise, wenn Martha feststellt:

„Mir ist hier noch nie was passiert. Das einzige Mal, dass mir etwas Schlimmes passiert ist in meinem Leben, das war in Aix en Provence, wo ich attackiert wurde. In einer

⁸⁷ „Ich bin dem Viertel sehr verbunden.“

Stadt wie sie reicher nicht sein könne. Weil solche Attacken, das passiert doch in den ‚beaux quartiers‘.“ (Martha, Interview 11)

Und Sophie stellte in Reaktion auf eine Charakterisierung ihre Viertels als Ort beträchtlicher Gewalt in ähnlicher Manier fest:

„Viel Gewalt? Das denke ich nicht. Hör zu, ich bin hier immer unterwegs gewesen und ich hatte nie Probleme. Nie. [...] Vielleicht eine Unhöflichkeit, das passiert, aber überall, was? Also es ist nicht – ich habe hier nie Banden gesehen. Sicher gibt es Probleme. Ich weiß, dass es Probleme gibt. Wie überall. Aber gut. Nein. Ich weiß nicht. Nein nein. Ich, ich fühle mich sicher hier. (Lacht) Nein wirklich sicher. (Lacht).“ (Sophie, Interview 15)

Formuliert wird hier unter anderem eine Weigerung, bestimmte Phänomene ins Zentrum der Definition des Viertels zu rücken. Stereotype Bilder werden relativiert, einerseits indem darauf verwiesen wird, dass einem selbst noch nie etwas passiert sei und andererseits indem festgestellt wird, dass derlei Probleme keineswegs den 20^e im Besonderen treffen, sondern überall gegeben seien. So führt Sophie weiter aus: „Es stimmt schon, dass es hier Probleme gibt, große Probleme mit Drogen etc. Aber ich glaube in jeder *Cité*, sogar in jedem Dorf, also du kannst nicht leugnen, dass es das gibt.“ (ebd.)

Wie sich unterschiedliche Bewohner_innen jeweils in Bezug auf diese „Probleme“ positionieren, ist allerdings in Abhängigkeit von ihren Erfahrungen, Beziehungen und Praktiken im Viertel jeweils unterschiedlich. Eine Strategie mehrerer Bewohner_innen betonte vor allem ihre eigene Distanz zu ‚devianten‘ Dynamiken, allerdings ohne dabei mit moralischen Urteilen aufzuwarten. So stellte Sophie in Bezug auf Drogenhandel fest: „Das berührt mich nicht. Verstehst du was ich meine? Ich gehöre nicht zu diesem sozialen Gefüge. Ich konsumiere das nicht, worum auch immer es geht. Also werde ich nicht belästigt. Siehst du? Wie soll ich sagen?“ (Interview 15) Aber handelt es sich dabei nicht um eine Perspektive, die nur aufgrund relativer Privilegierung möglich ist? Sophie arbeitet als Sekretärin und hat ihre beiden Kinder in einem ‚*logement social*‘ hier großgezogen, allerdings in einer Siedlung, die sie selbst als ruhig beschreibt und dementsprechend vom gängigen Negativbild der *Cités* abgrenzt: „Wir sind ziemlich privilegiert. Weißt du, was ich meine? Das ist keine *Cité* hier.“ Das gleiche könnte in Bezug auf Martha eingeworfen werden, die mit ihren Töchtern eine geräumige Eigentumswohnung bewohnt und eine ähnliche Argumentation entfaltet hat.

Allerdings wurden vergleichbare Perspektiven auch von Bewohner_innen geäußert, deren Wohnsituation keineswegs diese Distanz von den angeblichen Gefahren bietet. Madame Klitz, die in einer der Wohnsiedlungen des Viertels wohnt, die von anderen als ‚*infréquentable*‘ bezeichnet werden und in der offensichtlich gedealt wird, lachte laut, als ich erzählte, man habe mir gesagt, ich solle die Wohnsiedlung alleine nicht betreten und fragte mich schnippisch: „Aber bisher hat man Sie nicht attackiert, oder?“ Als ich nach dem Interview schon dabei war zu gehen, hat sie noch einmal betont, es sei wirklich nicht gefährlich hier. Über den Drogenhandel vor ihrer Haustür ist Madame Klitz nicht glücklich. Mit den Dealern, pflegt sie eine Beziehung, die kontinuierlich zwischen Solidarität, Verständnis und Konflikt changiert. Als es um die Frage der Gefahr und Angst ging, hat sie jedenfalls ohne Umschweife festgestellt: „Die machen ihre Geschäfte, das ist nicht meine Sache“. (Madame Klitz, Interview 7) Auch Serge und Manon, die in der selben Siedlung wohnen, schwenkten in unserem Gespräch von der wiederholten Betonung ihrer Distanz zu den Geschehnissen vor ihrer Haustür, die auch miteinschließt der Polizei nur bedingt Auskunft zu geben, über Erzählungen von ihren Konflikten mit den involvierten Jugendlichen in Bezug auf Lärm und Sauberkeit, zu einer gleichzeitigen Verweigerung eben dieser dämonisierenden Bilder zu zeichnen, wenn sie deren positive Eigenschaften, wie z.B. ihre Hilfsbereitschaft, betonten.

Bezüglich ihrer eigenen Distanzierung merkte Manon zwar selbstkritisch an, dass im Grunde auch sie, genau wie alle anderen, die Augen vor dem verschließen, was in ihrem unmittelbaren Umfeld vor sich geht, wenn sie betonen, das sei nicht ihre Angelegenheit. Die stereotypen Vorstellungen vom 20^e oder von bestimmten Teilen des Bezirkes als gefährlich zielen mit der Betonung der eigenen Distanz aber vor allem auf eine Relativierung der Annahme ab, dass die Praktiken mancher die Lebensrealität aller dominieren. Die Stigmatisierung wird implizit als unverhältnismäßige, selektive Fokussierung auf Praktiken, die sich mit gesellschaftlichen Normvorstellungen spießen, kritisiert, obwohl diese aus Sicht der Bewohner_innen kein spezifisches Problem „ihres“ Viertels darstellen.

Andere, die im Bezirk aufgewachsen und hier in öffentliche Schulen gegangen sind, konnten in der Regel jedoch nicht von sich behaupten, ihnen sei noch nie etwas passiert. Dennoch insistieren auch sie auf die Infragestellung des Stereotyps der urbanen Gefahrenzone. Julie beispielsweise betonte in ihrer Interpretation von Übergriffen, die sich während ihrer Zeit als Schülerin in einem der, wie sie sagt, „*collèges de merde*“ ereignet haben, ebenfalls, dass so etwas überall möglich sei und beharrt des Weiteren darauf, die Drastik der Geschehnisse nicht überzubewerten:

„Also ich habe dir ja vorhin erzählt von Reibereien im Collège und so, und ich hab dir gesagt, dass ich nicht so recht weiß warum, aber dass mir das nicht sehr schlimm vorkam. Und als ich im Collège war, ist mir sowas zweimal passiert. Also, nicht wirklich, aber ich war jeweils mit Freunden unterwegs, weißt du, wir waren 14 Jahre alt. Wir waren auf der Straße und dann kamen eben Große, die uns angepöbelt haben, verstehst du. Und beim einen Mal haben sie uns unsere Handys gestohlen und so, und ein anderes Mal nichts, aber das war trotzdem ein bisschen traumatisierend. Aber gleichzeitig, also weißt du, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, aber das das stört mich nicht. In dem Moment war das ein bisschen, also da ging es mir nicht gut, aber ich habe mir niemals gedacht, dass ich gern in einem anderen Viertel wohnen würde, wo solche Dinge nicht passieren. Und außerdem, glaube ich, dass sowas ein bisschen überall passiert. Auch in den reichsten Vierteln, was. Es gibt immer Leute, die irgendwie Scheiße bauen.“ (Julie, Interview 6)

Die Distanzierung, die zuvor beschrieben wurde, bleibt hier aus. Dennoch relativiert auch Julie die stereotype Konstruktion ihres Viertels als gefährliche Nachbarschaft. Genauso wie Marie und Martine, die in Bezug auf ihre Schulzeit ihre Involviertheit in soziale Netzwerke als Schutz interpretiert haben: „Ich wurde von den großen Brüdern meiner Freunde, mit denen ich in der Schule war, beschützt. Und deshalb hab ich nie auch nur irgendein Problem gehabt“, erzählte Martine (Interview 10). Einmal habe man ihr ihren Walkman geklaut: „Ich habe einen Freund angerufen. Zwei Tage später hatte ich meinen Walkman wieder. (Lacht) Also nein, ich hatte nie – nein ich hatte nie Angst.“ (ebd.) Marie meinte, in den verrufenen *Cités* Freunde zu haben, habe sie immer als Vorteil empfunden:

„Und ich, ich war froh Freunde von dort zu haben. Das war für mich wichtig, weil ich mir gesagt habe, mir kann nichts passieren. Ich kannte Mouna und Selma und die hatten große Brüder, die ein bisschen, die meiner Meinung nach gedealt haben. Voilà. Aber das war ein bisschen ein Sicherheitsnetz. So ist das irgendwie.“ (Marie, Interview 9)

Im Unterschied zur oben angesprochenen Distanzierung betonten diese jungen Frauen hier wiederum ihren Insiderstatus und soziale Beziehungen, die vor allem im Schulalltag geknüpft werden, als schützende Institutionen. Dabei geht es nicht unbedingt nur darum, dass konkrete Freundschaften schützen, sondern um eine allgemeine Anerkennung als jemand, der dazugehört:

„Weil ich kenne diesen und jenen und auch wenn wir in der Schule nicht miteinander geredet haben, man hat sich gesehen. [...] Also hat mir das nie Angst gemacht, sie in der Gruppe zu sehen. Ich kannte einen und ja, Karedin ist dabei, also kein Problem. Und bei Julie war das gleich, die wird dir das auch erzählen. Die war auch in einer Schule hier und hat sich dort ein Netz gesponnen und dann kennst du diejenigen, die ein bisschen Probleme machen. Du kennst sie und dann ist's gut.“ (Marie, Interview 9)

In den verschiedenen Stimmen unterschiedlicher Bewohner_innen des 20^e werden Regelbrüche und die eigenen Erfahrungen damit also auf unterschiedliche Weise verhandelt. Insgesamt laufen die besprochenen Diskurse jedoch alle darauf hinaus, Außenperspektiven, die das Viertel zur Gefahrenzone erklären, unter Bezugnahme auf die eigene Lebensrealität die Legitimität abzusprechen. In Zusammenhang mit ihren jeweiligen sozialen Praktiken und Beziehungen wurde von den einen Zugehörigkeit und ihre schützende Funktion betont, während andere ihre persönliche Distanz zu illegalen Tätigkeiten in den Vordergrund stellten, auch wenn sie in ihrem Alltag mehr oder weniger unmittelbar damit konfrontiert sind.

Ob die Feststellung des eigenen Sicherheitsgefühl tatsächlich auf der wiederholt geäußerten Abwesenheit subjektiver Gefühle der Bedrohung und Angst beruht oder vor allem im Sinne der Betonung des eigenen Insiderstatus zu verstehen ist, bleibt an dieser Stelle ungeklärt. Klar ist jedoch, dass das Pochen auf die Relativierung von Stereotypisierungen als Gefahrenzone diese verschiedenen Diskursstränge eint. Darüber hinaus illustrieren sie eine Tendenz zur beträchtlichen Identifikation mit dem Viertel auf Seiten derjenigen, die diese Relativierung vollziehen. Sie sprechen über den 20^e in enger Verzahnung mit ihren eigenen Selbstbildern, ihrer Valorisierung der eigenen Beziehungen und Praktiken.

Konsequenz daraus ist unter anderem ein geteiltes diskursives Feld, in dem Stereotype vom 20^e und damit verbundene diffuse Bedrohungsszenarien in Frage gestellt werden. Wie im nächsten Kapitel thematisiert wird, formulieren Bewohner_innen aber durchaus

auch andere Antworten auf die Frage nach dem Bild vom 20^e als Gefahrenzone und praktizieren dabei andere Strategien der Identifikation und Verortung in der Stadt, nämlich wenn sie Diskurse der Angst und Bedrohung nicht relativieren, sondern bestimmte Gruppen durchaus kollektiv mit Gefahr identifizieren.

„Ich bin niemals ruhig hier“ – die ‚Anderen‘ und die Angst

Eine der ersten Gelegenheiten für mich im Laufe meiner Feldforschung, Bekanntschaft mit Perspektiven von Bewohner_innen des 20^e zu machen, die nicht den gängigen positiven bis euphorischen Repräsentationen der Gegenden am Hügel entsprechen, war eine Unterhaltung mit drei Nachbarinnen, die alle ihre Kinder hier großgezogen haben. Die jüngste unter ihnen war als einzige noch berufstätig, nämlich als Krankenschwester. Die älteste unter ihnen war bereits über 90 und hatte früher als Modistin gearbeitet. Einen Nachmittag lang sprachen sie mit mir über das Viertel. Beginn des Gesprächs war eine ausführliche Erzählung der ältesten der Damen, wie sie vor mehr als 70 Jahren im 20^e gelandet sei – ein Prozess, den sie als eine Art Deklassierung beschrieb. Das Viertel habe sie nie gemocht, meinte sie unverblümt, weil sie die Menschen hier nicht gemocht habe. Dabei nahm sie explizit Bezug auf eine große Wohnsiedlung in der unmittelbaren Nachbarschaft. Zwar waren sich die drei Frauen einig, dass heute Vieles besser geworden sei in diesem Teil der Stadt. Die Unruhestifter von früher seien auch erwachsen geworden, scherzten sie. Aber ihre Gespräche über das Viertel drehten sich dennoch vor allem um die subjektive Kontinuität bestimmter Probleme, um Kriminalität, mangelnde Sauberkeit, um Gefahren und Ängste, gebrochene Regeln, schlechte Schulen und Nachbarschaftsfeste, auf denen zu viel getrunken werde. Jede dieser Frauen hatte auch Gutes über ihr Leben hier zu sagen: eine Geschichte vom lokalen Theaterverein oder von Solidarität zwischen Nachbar_innen. Den Kristallisationspunkt ihres Gespräches allerdings stellte eine Reihe moralischer Bewertungen dar, die vor allem mit der angrenzenden Wohnsiedlung assoziiert wurden, die gewissermaßen den tiefsten Punkt in der moralischen Landschaft, die diese Frauen konstruierten, verkörperten. Alterität wurde hier vor allem als problembehaftet verhandelt und die eigene Position in einer Situation geringer räumlicher Distanz in sicherer moralischer Distanz abgesteckt. Die Identifikation mit dem 20^e war bei allen diesen Frauen relativ gering und jede von ihnen kam im Laufe des Nach-

mittags auf andere Orte zu sprechen, an denen sie jeweils hängen, nämlich jene Teile der französischen Provinz, wo sie gelebt hatten, bevor es sie nach Paris verschlagen hat.

Wenn andere Gesprächspartner_innen auf ähnliche Weise Grenzfällen zwischen sich selbst und den ‚Anderen‘ im Viertels zogen, wurden jeweils unterschiedlich definierte Gruppen zur Zielscheibe negativer Bewertungen als „gefährlich“ und „problematisch“, wobei diese immer auf mehr oder minder explizite Weise mit bestimmten *Cités* und Migration in Verbindung gebracht wurden. Dass die von den drei Frauen debattierte Wohnsiedlung auf jeden Fall zu meiden sei, weil dort mit Drogen gehandelt wird, wurde mir bei mehreren Gelegenheiten und von verschiedener Seite nahe gelegt. So explizit wie einer der Stammgäste in einer Bar an der *Place Gambetta*, der mir erklärte die Förderung des sozialen Wohnbaus durch die öffentliche Hand, ziehe nur noch mehr „Gesindel“ (*racaille*) an, wurden Gesprächspartner_innen jedoch selten.

Rachida, die als junge Frau aus Marokko nach Paris gekommen ist und heute mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in einer geförderten Wohnung im 20^e wohnt, erklärte konkret „die Jungen aus den *Cités*“ zur Gefahrenquelle:

Anna: „Oft sagen mir Leute, der 20^e, dort ist es gefährlich, da muss man aufpassen. Was sagen Sie zu diesem Bild des 20^e?“

Rachida: „Doch, ja, es gibt Viertel, da ist es gefährlich. [...] Na, dort unten, da gibt es Jugendliche – was die nicht alles kaputt machen, was die nicht alles stehlen, wie sehr sie die Leute in der Nacht stören. Voilà. Ja. Voilà. Und die Eltern, die lassen ihre Kinder im Stich. [...] Die haben Recht, wenn sie das sagen. Also dort unten, wo die Schule ist, in die ich meine Kinder geben müsste, also dort, das ist gleich hier nebenan. Dort ist es gefährlich.“ (Interview 13)

Dass die Jungen aus den *Cités* hier kollektiv als Bedrohung dargestellt werden, wobei Kleinkriminalität, Vandalismus und Nachbarschaftskonflikte wie Ruhestörung – oft zusammengefasst als „*incivilités*“⁸⁸ – miteinander verbunden werden, korrespondiert mit einer allgemeinen aktuellen Tendenz in Frankreich, die „*jeunes des cités*“ als hauptsächliche Quelle von Regelbrüchen, Unsicherheit und Degradation im urbanen

⁸⁸ „Unzivilisiertheiten“ oder „Unhöflichkeiten“. Der Begriff erfreut sich laut Bonelli (2010: 304f.) zunehmender Beliebtheit im öffentlichen Diskurs in Frankreich, und zwar häufig in Verbindung mit Elementen der *Broken Windows Theory*, die eine mechanische Verbindung zwischen diesen kleineren Regelbrüchen und der Vorstellung einer beginnenden Spirale zunehmender Kriminalität behauptet.

Raum zu betrachten. (Vgl. Wacquant 2008b: 188; Bourdieu 1993: 131) Dass es bei der Gefahr, von der Rachida spricht, im Grunde jedoch nicht um unmittelbare Bedrohungen geht, wurde klar als Rachida kurz darauf auf meine Nachfrage, ob sie denn das Gefühl habe, in Gefahr zu leben, antwortete:

„Nein, ich? Nein. Weil mich respektieren sie [Anm. der Autorin: die Jugendlichen]. Das ist die Wahrheit. Also mich respektieren sie. Sie respektieren die Nachbarschaft [...]. Nein, nein, ich, ehrlich, ich habe keine Probleme. [...]. In Wahrheit eigentlich nie. [...] Wenn man vorbei geht: Guten Tag. Wenn man schwer beladen ist, helfen sie uns und so. [...] Aber weil sie sich mit Jungen aus anderen Vierteln von weit her abgeben, die von weit herkommen und so. Das ist es, wo alles ausartet.“ (Rachida, Interview 13)

Obwohl Rachida die Brisanz der Situation hier klar entschärft und nunmehr Jugendliche von anderswo zur Wurzel des Problems erklärt, war ihre Distanzierung von diesen ‚Anderen‘ als Quelle einer diffusen Gefahr immer wieder Thema unseres Gespräches. Und Rachida praktiziert diese Distanzierung nicht nur auf diskursiver Ebene. Sie schickt ihre älteste Tochter in eine Privatschule, um sie vor dem aggressiven Klima, das ihres Erachtens in der öffentlichen Schule herrscht, zu schützen. Alle ihre Kinder betreiben – wie sie sagte – „privilegierte Aktivitäten“: vom Pferdesport bis zu Tennis. Dass sie dazu die Möglichkeit hat, nimmt sie als Beweis dafür, dass sowohl Rassismus als auch Armut in Frankreich nur als Erfindung der Medien existieren. Sie betonte wiederholt, wie wichtig strenge Disziplin in der Erziehung sei, und dass eben diese Disziplin den Jugendlichen fehle. Ebenso betonte sie wiederholt ihre vorbildliche Integration, unter anderem indem sie immer wieder unterstrich, dass sie mit respektablen Menschen verkehre: Ärzt_innen, Professor_innen und Journalist_innen. Auch sie vertrat das Ideal der ‚mixité‘, definiert es allerdings so, dass es seine Erfüllung darin findet, dass sie als Muslimin und Migrantin fast ausschließlich französische Freund_innen habe, wie sie mir gegenüber beteuerte.

Rachidas Distanzierung von den Jugendlichen aus dem *quartier*, die sie als „faul“, undiszipliniert und orientierungslos beschreibt und deren Familien sie als dysfunktional charakterisiert, steht in Verbindung mit ihrem zielstrebigen Projekt sozialer Aufwärtsmobilität und einer fundamentalen Orientierung am Leistungsprinzip. Aus ihrer Entscheidung ihre Tochter in eine Privatschule zu schicken, machte Rachida dementsprechend keinen Hehl: „Ich schicke meine Tochter jetzt ins beste Collège des

20^e. Dort gibt es nur Franzosen, Juden. Maghrebinische Schüler sind dort selten. Aber meine Tochter haben sie genommen. Sie ist im besten Collège des 20^e.“ (Interview 13) Vor diesem Hintergrund scheint es, dass Rachida mit der Reproduktion der Stigmatisierung der Jungen aus den *Cités*, vor allem auch ihre eigene Integrität und Position als respektable Bürgerin unterstreicht. Gleichzeitig betonte Rachida aber auch: „Hier lebt man wirklich gut“. Neben der guten Infrastruktur nennt sie als Grund dafür vor allem den Respekt, der ihr von Menschen wie ihrem Arzt oder ihrem Apotheker sowie von den Eltern von Freund_innen ihrer Kinder entgegengebracht werde, und den alltäglichen Kontakt und Austausch mit diesen. Diese ambivalente Repräsentation des 20^e formiert sich rund um die klare Grenze, mit denen Rachida sich von den einen distanziert, während sie ihre Zugehörigkeit zu den anderen unterstreicht.

Wacquant (2008: 240) spricht von solchen Diskursen und Praktiken als „*lateral denigration and mutual distancing*“ (240). In Zusammenhang mit stigmatisierenden symbolischen Ordnungen stützen sie potenziell Prozesse der internen sozialen Differenzierung und Fragmentierung. Einzelne Bewohner_innen bauen Allgemeinplätze wie die kollektive Stigmatisierung der *jeunes des cités* oder rassistische Vorurteile gegenüber Minderheiten in ihre Konstruktionen des Viertels ein und schaffen dabei moralische Landschaften, die klare Grenzen zwischen den Positionen der Respektablen und den bedrohlichen ‚Anderen‘ zu ziehen versuchen. Was dabei geschieht, geht dann auch über eine passive Reproduktion von Stereotypen und stigmatisierender Außenperspektiven hinaus. Bewohner_innen wie Rachida wenden diese aktiv im Prozess der Verhandlung ihrer eigenen Position in der Stadt, ihrer raumbezogenen Identität sowie in ihrem Alltag, in ihren sozialen Praktiken und der Gestaltung ihrer sozialen Beziehungen an.

In Bezug auf das Stereotyp des 20^e als gefährlich wurden bisher somit zwei auf den ersten Blick dichotome Diskurse thematisiert: In ersterem wird das stigmatisierende Stereotyp durch Bewohner_innen relativiert und in Frage gestellt und zugleich die eigene Zugehörigkeit zum Bezirk unterstrichen. Mit der Reklamation einer positiven Repräsentation ihres Viertels, pochen sie auch auf die Valorisierung ihrer eigenen Erfahrungen, Beziehungen und Position in der Stadt. Die stigmatisierende

Außenperspektive wird darüber hinaus auch kritisiert, weil sie in xenophoben und rassistischen Vorurteilen wurzle und das funktionierende multikulturelle Zusammenleben im Viertel grundlegend missachte. Zwar werden zum Beispiel in Zusammenhang mit Drogen durchaus auch Probleme benannt, allerdings werden diese nicht kollektiv mit einer bestimmten sozialen oder ethnischen Gruppe assoziiert oder mit moralischer Urteilen belegt. Darüber hinaus werden diese als gesamtgesellschaftliche Probleme definiert, die keineswegs den 20^e oder andere Viertel im Osten der Stadt im Speziellen betreffen.

Im Unterschied dazu wurden aber auch Perspektiven anderer Bewohner_innen angesprochen, die Diskurse der Stigmatisierung in dem Sinne fortsetzen, dass bestimmte Gruppen im Viertel kollektiv als Quelle der Gefahr benannt und mit dementsprechenden moralischen Urteilen assoziiert werden. Dabei werden klare Grenzen zwischen der eigenen Position und jener der jeweiligen Gruppen, die kollektiv als Bedrohung imaginiert werden, gezogen. Die Bestätigung der eigenen Integrität läuft hier eben nicht auf die Relativierung von stigmatisierenden Stereotypen hinaus, sondern konstituiert sich auf deren Basis. Diese Diskursstränge relativieren somit das Bild vom 20^e als Raum der Offenheit und Toleranz, das andere Bewohner_innen zeichnen.

Vor uns liegen zwei grundlegend unterschiedliche Arten über den 20^e zu sprechen und dabei die eigene Identität und Position in diesem sozialen Gefüge zu verhandeln. Gerade mit der Frage der Identifikation mit dem Viertel hängt aber auch ein Punkt zusammen, an dem sich klar zeigt, dass es sich hierbei keineswegs um fixe und monolithische Standpunkte handelt, zu denen verschiedene Bewohner_innen immer eindeutig zugeordnet werden könnten. Wie Paul Gilroy (1997: 315) formuliert: „Difference can be found *within* identities as well as between them.“ So haben beispielsweise in Rachidas Charakterisierungen ihres Viertels sowohl negative Bilder vom 20^e Platz, als auch die Affirmation ihrer eigenen Integration und Zugehörigkeit zur Nachbarschaft in ihrer ‚respektablen‘ Variante, die dann durchaus auch an die Vorstellung einer positiv konnotierten multikulturellen Gemeinschaft andockt, die andere unter anderem im Zuge der Relativierung negativer Stereotype konstruieren. Darüber hinaus bröckelt die dichotome Gegenüberstellung dieser Diskursstränge auch auf Seite jener Diskursstränge, die der

Stigmatisierung positive Bilder entgegensetzen. So erhält das von vielen vermittelte Bild vom 20^e als Gemeinschaft des kollektiven Antirassismus und der Toleranz nicht nur deshalb Brüche, weil ein anderer Teil der Bewohner_innen dieses grundsätzlich nicht mitträgt und vorrangig stigmatisierende und stereotype Repräsentationen der ‚Anderen‘ zeichnet. Beispielsweise der bereits zitierte Marc hat ein gutes Beispiel dafür geliefert, dass auch die Proklamation von Offenheit, Toleranz und antirassistischer Grundhaltung durchaus potentiell fragil ist und Grenzen nicht unbedingt nur zu den stigmatisierenden Perspektiven gezogen werden, die er kritisiert. Marc ist bekennender Unterstützer der linken Stadtregierung und sieht Anti-Rassismus und die Förderung interkulturellen Dialogs als gesellschaftlichen wie auch persönlichen Auftrag. Nichtsdestotrotz schloss er an seine Erklärungen, dass Rassismus dort entstehe, wo die Menschen keine Erfahrung mit Diversität haben, mit einer kollektiven negativen Charakterisierung chinesischer Migrant_innen an:

„Hier im 20^e, die soziale Vermischung – gut, ich hab die chinesische Community weniger gern, weil die wirklich unter sich bleiben. Und es ist schwierig, die aus ihrem Ding rauszubringen, was. Die Chinesen, die sind kompliziert. Und die haben eine enorme Mafia huuuuuuu wow. Aber sonst gegenüber den Schwarzen und den Arabern und den Weißen-.“ (Marc, Interview 8)

Marc charakterisiert chinesische Migrant_innen als homogene Gruppe, die die von ihm positiv bewertete Offenheit vermissen lässt. Die von ihm skizzierte Gemeinschaft der Toleranz und Offenheit erscheint in dieser zugleich kohärenten wie auch paradoxen Perspektive dann als limitiert, wobei hier gängige Vorurteile gegenüber chinesischen Migrant_innen herangezogen werden, auf deren Basis die Marginalisierung von Chines_innen diesen selbst angelastet wird. Zwar werden chinesische Migrant_innen hier nicht unmittelbar als gefährlich dargestellt, im Bezug auf ihre „enorme Mafia“ schwingt jedoch durchaus auch ein Bedrohungsszenario mit. Ängste vor einer chinesischen Invasion, die in Paris in verschiedenen Kontexten heute eine Rolle spielen (vgl. z.B.: Pribetich 2005), unterfüttern dabei die stereotype Stilisierung der chinesischen *Community* als Gegenbild zur offenen und multikulturellen Gemeinschaft.

Dieses Beispiel illustriert wie die Kritik an Stigmatisierung und Exklusion selbst in exkludierende und stereotype Diskurse übersetzt werden kann. Damit möchte ich jedoch

nicht die zuvor diskutierten Diskurse und Perspektiven pauschal als reine Phantasie, simple Selbstgefälligkeit oder leere Worthülsen hinstellen. Sowohl die angesprochene Kritik an rassistischen Vorurteilen und Grenzen durch viele Bewohner_innen als auch ihre Vision eines ‚anderen Ortes‘ jenseits von fixierten Konstruktionen von Differenz sind als Ressourcen einer dementsprechenden Alltagspraxis durchaus ernst zu nehmen. Ich habe nicht unterschiedliche Repräsentationen des 20^e aufgedröselt, um sie nunmehr allesamt in einen Topf zu werfen. Allerdings wirft dieses Beispiel durchaus die allgemein wichtige Frage nach Limitierungen auf – auch in den Perspektiven, die gängige Stereotype umkehren. Denn auch diese Verhandlungen von Räumen und Identitäten spielen sich nicht jenseits von Prozessen der Exklusion und Macht als konstitutive Elemente der „representational economy“ (Battaglia 1995) ab. Es gilt folglich auch sie gegen den Strich zu lesen, weil auch für die Identifikation von Bewohner_innen mit der als multikulturell konstruierten urbanen Landschaft ihres Viertels gilt: „[they] are constructed within the play of power and exclusion.“ (Hall 1996: 5) Auch sie produzieren symbolische Grenzen und „frontier effects“ (ebd.: 3). Und somit kann auch keine absolut eindeutige und trennscharfe Linie zwischen Bildern der Wertschätzung und jenen Diskursen gezogen werden, die das Stereotyp der Gefahrenzone bestätigen und jenen, die es relativieren.

Pierre und Pauline reden beide in höchsten Tönen von diesem Teil der Stadt, in dem sie aufgewachsen sind, jung waren und alt geworden sind. Aber wenn es um die Frage nach der Sicherheit geht, scheiden sich ihre Geister. Ein weiteres Mal illustrieren gerade Pierre und Pauline, diesmal anhand einer Meinungsverschiedenheit einen wichtigen Aspekt dessen, wie die Menschen, die hier am Hügel wohnen, diesen repräsentieren, nämlich auf unterschiedliche, multiple und umstrittene Weise, selbst wenn sie unter dem selben Dach wohnen:

Pierre: Ich hab noch nie irgendeine Gefahr hier im 20^e gesehen.

Pauline: Nein, nach Ménilmontant runter kann man nicht gehen.

Pierre: Nicht mehr als anderswo, nicht mehr als anderswo.

Pauline: Nicht mehr als anderswo. Aber ins untere Ménilmontant darf man nicht runtergehen. Da wo es nur Araber gibt. Das ist alles. Da wo Monique gewohnt hat. Ich hab sie da schließlich oft hinbegleitet.

Pierre: Schau mal, wir sind hier in einem ‚quartier populaire‘. Und wir wohnen hier gemeinsam seit 55 Jahren. Und wir wurden noch nie ausgeraubt. Noch nie.

Pauline: Meine Eltern allerdings, bei denen wurde eingebrochen.

Pierre: Ja die, aber bei uns? Nicht einmal eine Spur eines Einbruchs. Alleine aufgrund des Gesetzes der Wahrscheinlichkeit hätten wir zwei, drei Versuche haben sollen.

[...]

Pauline: Ich bin hier jedenfalls niemals ruhig.

Pierre: Aber im Großen in Ganzen ist es doch wirklich ruhig hier.

[...]

Pauline: Aber es gibt so kleine Straßen, da sollte man nicht hingehen, unten in Belleville. Das ist das chinesische Viertel. Belleville, das ist wirklich das chinesische Viertel.

(Interview 12)

„Wie ein kleines Dorf“ – der 20^e als ‚Dorf in der Stadt‘

Wenn Martine meint: „Weißt du, es ist – du bist aus Paris, aber es ist nicht Paris. Es ist der 20^e,“ (Interview 10) und dabei die beträchtliche Identifikation vieler Bewohner_innen mit diesem Stadtteil mitschwingt, auf welche lokalen Besonderheiten und Eigenschaften wird dabei Bezug genommen? Woran wird der Unterschied zum Rest der Stadt festgemacht? Als ein Element positiver Bilder, das von Bewohner_innen in Bezug auf die Gegenden rund um die *Place Gambetta* immer wieder evoziert wird, wurde bereits das Ideal einer multikulturellen Gemeinschaft, geprägt von Offenheit und Toleranz, mehrfach angesprochen. Ein anderes, in diesem Zusammenhang immer wiederkehrendes Motiv stellt die Charakterisierung des 20^e als ‚Dorf in der Stadt‘ dar.

So erklärte mir beispielsweise eine Nachbarin im Zuge eines beiläufigen Gesprächs bei einem Gartenfest: „Ich mag das Viertel wegen seiner dörflichen Seite. Man kennt sich und es ist ruhig. Das ist schließlich nicht selbstverständlich in Paris.“ (Eigene Feldnotizen, 20.06.2010) Mit dieser dörflichen Seite spricht sie einen der wichtigsten Dreh- und Angelpunkte von Konstruktionen des 20^e als lebenswerter und sinnstiftender Ort an, die sich wiederum in Abgrenzung davon vollziehen, wie der Rest der Stadt betrachtet und repräsentiert wird. Auch Martine beschrieb ihr Viertel im Interview als Dorf, und betonte umgehend den Kontrast zu ihren Erfahrungen in anderen Pariser Stadtteilen:

„Das ist wie ein, ja wie ein kleines Dorf. Also man kennt die Leute. Ich weiß nicht. Mein Freund wohnt im 17^e in Malesherbes und das [...] das ist, also niemand sagt dort ‚Guten Tag‘, weißt du. Also man kennt sich nicht, was.“ (Martine, Interview 10)

Die Charakterisierung als dörflich wird hier auf Basis positiver Attribute wie Ruhe,

Freundlichkeit und einer besonderen sozialen Qualität jenseits städtischer Anonymität erklärt. Diese Bezugnahme auf das Bild des Dorfes durch Bewohner_innen ist keineswegs eine lokale Besonderheit des 20^e. Sie stellt vielmehr eine gängige Metapher in Verhandlungen urbaner Räume in verschiedenen Städten dar – vor allem auch in planerischen Diskursen. (Vgl. Zukin 2010; Vogelpohl 2008: 76) In Paris und in Bezug auf die Perspektiven von Bewohner_innen hat Sabine Chalvon-Demersey (1998 [1984]: 31ff.) bereits 1984 in ihrer Untersuchung über Transformationen im 14. Arrondissement die Rede von dessen dörflichem Charakter als Standardformel und „unisson“ reflektiert, in den sowohl alte als auch neue Bewohner_innen einstimmen. Aber mit welchen spezifischen Bedeutungen wird dieses Bild im 20. Arrondissement assoziiert? Und kann dieses Zusammenklingen verschiedener Stimmen als Grundlage ‚geteilter Perspektiven‘ bzw. einer ‚kollektiven Identität‘ der Bewohner_innen des 20^e gesehen werden? Oder transportiert die elastische Metapher vielmehr antagonistische Perspektiven? Um über diese Fragen nachdenken zu können, sollen zunächst die verschiedenen Elemente, aus denen sich diese „raccourci à caractère poétique“⁸⁹ (ebd.) zusammen setzt, überblicksartig aufgefächert werden.

Die Metapher vom ‚Dorf in der Stadt‘ ist aus Sicht jener Bewohner_innen, die sie befördern, durchgehend positiv konnotiert. Sie basiert auf einer Fusion von im Grunde zueinander in Opposition stehenden Diskursen: Eine stark ausgeprägte urbane Orientierung verschmilzt hier mit Elementen neoruralistischer Bestrebungen und anti-urbaner Diskurse. So grenzt Sophie den 20^e in ihren Charaktersistierungen einerseits vom Leben am Land und in den Pariser Vororten ab. Auf die Frage, ob sie sich vorstellen könnte, anderswo zu leben, antwortet sie:

„Nein. Nein. Alle sagen mir immer, du bist eine Pariserin. Mhm. Verstehst du? [...] Ich sehe mich einfach nicht am Land. Ich würde mich langweilen. Sogar in der Banlieue. Ich will nicht abends meine Fensterläden schließen und warten, dass es Nacht wird. Schließlich, weißt du hier, wenn Maries Vater arbeitet und so, up ich bin frei. Du gehst raus, kaufst ein. Selbst wenn du nichts kaufst, du siehst, du berührst, du – voilà. Du gehst einfach. [...] Es gibt immer etwas zu sehen, etwas zu tun. Voilà. Ich fühle mich frei.“ (Sophie, Interview 15)

⁸⁹ Eigene Übersetzung: „eine Abkürzung von poetischem Charakter“

Das Leben in der Stadt wird hier mit Attributen verbunden, wie sie bereits Georg Simmel Anfang des 19. Jahrhunderts beschrieben hatte (vgl. Häussermann und Siebel 2004: 35ff.): Dichte und Fülle an Eindrücken und Ereignissen sowie Freiheit werden mit dem Leben in der Stadt assoziiert. Andererseits betonte Sophie aber auch, dass dieser Stadtteil grundlegend anders sei als der Rest von Paris und unterstrich in diesem Zusammenhang „ce petit côté province“. Diese ländliche Seite verbindet sie unter anderem mit einer größeren Nähe zur Natur und dem Fehlen der typisch städtischen Anonymität. Im 20^e kennen und helfen Nachbar_innen einander. Somit positioniert Sophie ihr Viertel gewissermaßen in einem ‚Zwischenraum‘ – ein Aspekt den beispielsweise auch Marthas Beschreibungen des 20^e widerspiegeln:

„Ich sage immer, ich fahre ins Zentrum. Das ist also, ich bin, ich fühle mich nicht wirklich als Bewohnerin von Paris. Ich fühle mich mehr außerhalb von Paris. Wenn ich mir eine große Theateraufführung anschau oder in ein Geschäft gehe, dann fahre ich ins Zentrum, aber wenn ich genug davon habe, ziehe ich mich zurück in meinen 20^e. Und gleichzeitig, wenn man will [...] gibt es auch hier genügend Möglichkeiten für Aktivitäten für die Kinder. Voilà. Es gibt hier ein echtes Leben.“ (Martha, Interview 11)

Mit seiner guten Anbindung ans Pariser Zentrum, seiner kulturellen Landschaft und seinem urbanen Charakter stellt der 20^e einen Teil von Paris dar, der im Grunde aber doch nicht so recht zu Paris gehört und als grundlegend anders als der Rest der Stadt betrachtet wird. So stellt Martha lachend fest: „Du lebst, als wäre das nicht in Paris im Endeffekt.“ (ebd.) Eben diese Ambivalenz findet ihren Ausdruck im Bild des Dorfes in der Stadt. Das ‚Dorf in der Stadt‘ wird hier als Ideal zum Kulminationspunkt der Vorteile beider Welten erklärt. Sie basiert auf einer „idealisierte[n] Kombination von Strukturen, die metaphorisch als ‚urban‘ bzw. ‚dörflich‘ beschrieben werden können.“ (Vogelpohl 2008: 79)

Das ‚quartier-village‘ als Mikrokosmos

Martine erklärte den dörflichen Charakter von *Saint Blaise* unter Bezugnahme auf dessen Geschichte als Dorf am Rande der französischen Hauptstadt. Seine dörfliche Atmosphäre habe das *quartier* im südlichen 20^e trotz Urbanisierung und Modernisierung bewahrt, was sich nach wie vor in dessen materieller Struktur widerspiegle:

„Das geht auf die alten Pariser Dörfer zurück, also die neben Paris waren. [...] Und also gibt es in der Tat diesen Geist, der bleibt. Das ist gleich in St. Blaise in meinem – also im Viertel meiner alten Schule. Das war früher ein altes Dorf. Und es gibt einen Esprit, also gut obwohl es neue Bars gibt, Cités, die gebaut wurden, es gibt eine Atmosphäre ein bisschen vom Dorf. Also, tatsächlich ist alles rund um eine Trafik orientiert, rund um eine Bäckerei. Du hast ein Ding, einen kleinen Platz, das macht ein Viertel, was. Andere Gegenden, die großen Avenues und all das, das mag ich weniger.“ (Martine, Interview 10)

Diese Perspektive auf die Viertel des 20^e basiert auf einer selektiven Privilegierung gewisser materieller Elemente dieser Landschaft, die den Eindruck eines Mikrokosmos stützen: Ein ‚kleiner Platz‘, eine Trafik, eine Bäckerei ‚machen das Viertel‘, während dazu im Widerspruch gesehene Elemente, wie neue Bars und *Cités* zwar erwähnt werden, aber nicht in das Bild vom ‚Dorf in der Stadt‘ integriert werden. Die dörfliche Struktur stellt eine Kontinuität mit einem nicht näher definierten Früher her und wird dementsprechend auch in Opposition zu den *Avenues* verstanden, die im Gegenzug dazu einen Urbanismus der größeren Maßstäbe und der Modernität symbolisieren.

Der alleinstehende, pensionierte Ingenieur René wohnte seit der Trennung von seiner Frau vor 13 Jahren in einer Wohnung in einer der idyllischen Passagen des 20^e. Beim jährlichen Nachbarschaftsfest, erzählte er, er wolle hier auch nicht mehr weg. Hier habe er schließlich alles, was er braucht, in einem Umkreis von ein paar hundert Metern: Seinen Zahnarzt, alle möglichen Geschäfte, die Post, alles. „Wenn ich einen Herzinfarkt habe, das Krankenhaus ist auch nicht weit weg. Und wenn ich den Löffel abgebe, ist selbst der Père Lachaise gleich nebenan“, scherzte er (Eigene Feldnotizen, 20.06.2010) und beschreibt damit ein Gefühl der Ganzheit eines Viertels, wo „es alles gibt und man gut versorgt ist“ (Rachida, Interview 13), von dem man meinen könnte, es könnte auch nur für sich existieren: „On pourrait naître, vivre et mourir dans cet endroit“⁹⁰ (Chalvon-Demersey 1998 [1984]: 32).

Institutionen wie das Krankenhaus, Schulen oder die Kirche sind Pole um die die Vorstellung von einem begrenzten und in sich geschlossenen Raum konstruiert wird. Sie bilden Anknüpfungspunkte für die diskursive Umkehrung der Urbanität. Darüber hinaus nimmt die spezifische lokale Konsumlandschaft zentrale Positionen ein, wenn

⁹⁰ Eigene Übersetzung: „Man könnte an diesem Ort zur Welt kommen, leben und sterben.“

verschiedene Bewohner_innen diesen Eindruck vom 20^e als dörflicher Mikrokosmos formulieren:

Also der 20^e, das ist sehr speziell. Es gibt zum Beispiel keine großen Markenläden – so in der Art von H&M, wie Rue de Rivoli oder Bastille. Also, man lebt wirklich, wie ich gelebt habe, als ich am Land war. In der Tat ist das ein wirkliches, ein wirklich ländliches Leben. Also, schon mal, dass es so viele Märkte gibt (...) und es gibt noch einige kleine Händler und Geschäfte. Und das ist in vielen Pariser Vierteln nicht mehr der Fall.“ (Martha, Interview 11)

Auch Sophie erklärte: „Du kaufst hier lokal. Wir fahren nie in die Banlieue in die großen Supermärkte, um für die ganze Woche einzukaufen und das nach Hause zu bringen, was. Ich mache alles hier. Und damit beleben wir das Viertel.“ (Interview 15) Als Gegenbilder dazu werden sowohl die gentrifizierten Viertel im Zentrum als auch die bürgerlichen Viertel im Westen der Stadt evoziert: „Weil das nervt mich, ein Leben im 7. Arrondissement, wo man für eine Stange Brot, 18 000 Kilometer zurücklegen muss“ meinte Martha (Interview 11). Und Rachida erzählte: „Ich habe ein Jahr im 16^e gewohnt und ab 18 Uhr, 19 Uhr ist da alles zu. Und am Sonntag ist das die totale Wüste. Nein, hier sind wir gut versorgt. Wir haben zwei Märkte.“ (Interview 13) Auch dass der 20^e nur in geringem Ausmaß von Touristen frequentiert wird und abgesehen vom Père Lachaise keine Sehenswürdigkeiten anzubieten habe, unterfüttert schließlich diese Sicht, dass das Leben hier vor allem in lokalen Bahnen verläuft: „Es ist sehr lokal. Das heißt, es sind die Leute aus dem 20^e, [...] die den 20^e bewegen.“ (Gaël, Gespräch 2)

Hier wird Dörflichkeit unter anderem auf physisch-materieller Ebene verhandelt und mit einer hohen räumliche und funktionalen Dichte assoziiert, die mit spezifischen lokalen Konsumpraktiken verknüpft ist, und gleichzeitig mit einer besonderen sozialen Qualität verbunden wird, die ebenfalls den Eindruck vom dörflichen Charakter nährt:

„Manchmal gehst du weg um einzukaufen, 20 Minuten. Aber du brauchst eine Stunde, weil du redest. Aber das ist angenehm. Du gehst in die Bäckerei, das ist deine Bäckerin. Voilà. Die redet mit dir etc. Du bist keine Unbekannte. Als Marie in die Grundschule gegangen ist, habe ich angefangen ihr zu sagen, hör zu, du gehst alleine nach Hause und bleibst nicht bis 6 Uhr in der Schule. Und ich habe ihr gesagt, wenn du ein Problem hast, gehst du zum Gemüsehändler. Voilà. Sie war ja allen bekannt.“ (Sophie, Interview 15)

Mit dem Bild vom ‚Dorf in der Stadt‘ wird der 20^e als Mikrokosmos konstruiert, der im Gegensatz zum Rest der Stadt auch als sicherer Ort gedacht wird, wobei hier wiederum die Verhandlung der bereits diskutierten Diskurse rund um Sicherheit und Gefahr eine Rolle spielen. Zugleich wird diese urbane Landschaft zum einen als überschaubar betrachtet, zum anderen nährt sie Vorstellungen eines potenziell autarken Raumes. Im dörflichen Mikrokosmos individualisiert sich die Masse der Stadtbewohner_innen, das Viertel wird zum Symbol eines geschützten Universums.

„Ein echtes ‚vie de quartier‘“ – der 20^e als lebendig und authentisch

„Mir wird selbst jetzt gerade erst bewusst, dass es wirklich eine Atmosphäre gibt, die man nicht überall findet. Beim Arzt, in den Geschäften, in den Parks. Ja, die Leute haben – also sie haben Lust die Anderen zu kennen und Neuigkeiten auszutauschen.“ (Hélène, Interview 5)

Die Dichte an Interaktionen, die Hélène im Interview angesprochen hat, stellt einen der zentralen Stränge in den Charakterisierungen des 20^e durch verschiedene Bewohner_innen dar. Von Anekdoten flüchtiger Gespräche bis zu Erzählungen von Solidarität und Hilfe zwischen Nachbar_innen reichen die Narrationen rund um eine besondere soziale Qualität der Nachbarschaftlichkeit im 20^e, auf denen sie die Feststellung eines „vraie vie du quartier“, eines „echten Viertel Lebens“ bauen. „In der Schule kennt man alle Eltern“, Nachbar_innen, die einander helfen, wenn jemand krank wird, beim Spaziergang läuft man Freund_innen über den Weg, der Kellner in der Bar nebenan grüßt jeden Tag und die Bäckerin fragt, wie es im Urlaub war. Ähnliche Situationen haben auch meinen eigenen Alltag im 20^e zunehmend geprägt, je länger ich dort gewohnt habe. Und im Gespräch mit mir haben Bewohner_innen unzählige Beispiele für die soziale Dynamik ihre Nachbarschaft angesprochen, die vom Wiedererkennen bekannter Gesichter über den distanzierten Austausch von Höflichkeiten bis zu mehr oder weniger engmaschig gestrickten sozialen Netzen reichen. Sie alle werden zur Ressource der Beschreibung jener spezifischen „Atmosphäre“, von der Hélène feststellt, dass es sie nicht überall gibt. Julie konstatierte: „Hier gibt es ein Viertel Leben. Das ist fast wie ein Dorf, ein bisschen. Weißt du, nach einer gewissen Zeit kennen dich die Leute und du sprichst mit ihnen in den Bars.“ (Interview 6) Und Sophie meinte: „Ich glaube, du hast ein intensiveres Sozialleben, wenn du in einem solchen Viertel wohnst, als wenn du im

Vorort oder einen hyperschicken Viertel bist.” (Interview 15) Das ‚Dorf in der Stadt‘ wird hier zum „cadré rêvé d’une convivialité idéale“ (Chalvon-Demersey 1998 [1984]: 31), in dem Individualität und Kollektivität einander die Waage halten. „Die Leute sind nicht anonym“ (Sophie, Interview 15), es herrscht eine Atmosphäre der Familiarität. Und zugleich kennst du hier nicht jeden und der stark frequentierte öffentliche Raum ermöglicht spontane und zufällige Begegnungen:

„Es gibt immer jemanden, der dir irgendwas zu sagen hat. Und wenn nicht, dann weil du zu schnell gehst. Nein, selbst wenn du niemanden kennst, wenn du spazierst, wenn du in der Spaziergangsgangart bist, dann sagen die Leute irgendwas. Also ich meine jetzt nicht, ‚Du bist süß, ich will deine Nummer‘, [...]. Es ist immer Leben da. Also es ist nicht desinfiziert, das ist nicht steril. Es ist – es ist Leben da, was. Es sind immer Leute draußen etc. etc.“ (Martine, Interview 10)

Martines Statement verknüpft die Feststellung einer besonderen sozialen Qualität des lokalen ‚*vie du quartier*‘ mit Metaphern, die Lebendigkeit und Authentizität evozieren. „Das ist es, was ich hier mag: Es ist lebendig. Man ist mit dem Leben konfrontiert. Das ist nicht wie anderswo. Die Kinder laufen und weinen hier auf der Straße“, sagte meine Freundin Svetlana einmal als wir in der *Rue de Pyrénées* gemeinsam Kaffee tranken. Martine beschreibt den 20^e als „nicht steril“ und „nicht desinfiziert“ (Interview 10). Auch das Bild, das Julie zu Beginn unseres Gespräches zeichnete, als wir durch die Wohnblöcke der wenig pittoresken Siedlung *Les Amandiers* schlenderten, kreist rund um die Charakterisierung als „lebendig“:

„Das ist das Viertel in Paris, das ich am liebsten habe. [...] Ich finde, es ist das äh das lebendigste, äh (...) weißt du, das behaglichste. Zum Beispiel eine Sache, die ich wirklich super finde in Ménilmontant und in Belleville, [...] – wenn es schön ist, sind ein Haufen Leute auf der Straße. Das heißt zum Beispiel, dass sich Leute auf die Bänke setzen und den ganzen Nachmittag diskutieren, die Alten und so. [...] Und siehst du, das bringt, das hat, zum Beispiel am Mittelmeer, also dort, wo es warm ist, weißt du. [...] Und ich finde das wirklich gut, dieses Leben in der Straße. Und es gibt hier zum Beispiel in diesem Viertel, viele Kinder, die auf der Straße spielen.“ (Julie, Interview 6)

Zwar ist Julies Erklärung für die Belebtheit ihres Viertels zunächst wenig poetisch, wenn sie sagt: „Voilà. Das ist klar, weil wir wohnen hier in klitzekleinen Dingen. Also wollen wir raus.“ (ebd.) Aber das Bild, das sie im Interview malte, ist emotional aufgeladen: Sie kommuniziert ihre eigene affektive Verbundenheit mit diesem Ort, und assoziiert die urbane Landschaft metaphorisch mit Wärme, Lebendigkeit und Gemeinschaft, wenn sie

das Viertelleben mit dem Leben im Süden vergleicht und, wie Svetlana, das idyllische Bild von den Kindern, die auf der Straße spielen, evoziert.

Wieder finden solche Metaphern der Lebendigkeit und Gemeinschaft eines ihrer markantesten Gegenstücke darin, wie die Bewohner_innen die ‚*beaux quartiers*‘ und das Leben dort beschreiben. So beispielsweise Martha: „Also ich habe mir oft die Frage gestellt, ob ich für die Mädchen in ein schickeres Viertel ziehen würde. Aber eigentlich finde ich, dass das kalte Viertel sind. Dort gibt es kein richtiges Leben.“ (Interview 11) Hier stoßen wir nunmehr auf Repräsentationen, die vor allem um Metaphern der Kälte, um Einsamkeit, und manchmal sogar den Tod kreisen. Rachida beispielsweise beschrieb das 16. Arrondissement als „totale Wüste“ und erklärte des Weiteren:

„Also die Wahrheit ist, die Leute, die im 16^e wohnen, vielleicht mögen die die Einsamkeit. Die brauchen nicht behaupten, ah hier gibt es Ruhe. Hier gibt es die auch, die Ruhe. [...] Nein Nein, ich verstehe sie nicht. Die Wahrheit, mit allem was man erlebt, braucht man nicht so alleine bleiben. Nein. Eingesperrt ohne Kontakt mit den Anderen. Nein nein. [...] Die haben kein Leben, was. [...] Die haben keinen Kontakt. [...] Wenn sie dieses Leben mögen, mein Gott. Aber für mich ist das. Die sind tot diese Leute. Man hört sie nicht. Sie sind traurig. Sie sind nicht fröhlich. Sie haben keinen Kontakt, diskutieren nicht mit den Nachbarinnen. [...] Selbst in den Geschäften ist jeder für sich. Ich höre nicht mal ein ‚Guten Tag‘ zur Kassiererin. Das gibt es nicht. Und hier grüßen sich alle. [...] Ich weiß nicht, vielleicht – ist das, weil sie sich für besser halten als die Anderen? Ich weiß nicht, aber Respekt kann man sich doch nicht mit Geld kaufen.“ (Rachida, Interview 13)

Rachida machte den Unterschied zu den ‚*beaux quartiers*‘ vor allem am alltäglichen Umgang unter Nachbar_innen fest und unterstrich die Verschlossenheit und Einsamkeit der *Anderen*. Immer wieder haben verschiedene Bewohner_innen in Zusammenhang mit der Abgrenzung von den bürgerlichen Vierteln schließlich auch auf das Bild der spielenden Kinder zurückgegriffen. Serge verglich im Interview seinen Arbeitsplatz mit seinem Wohnort: „Hier, hier gibt es Leben. Es gibt Jugendliche, Kinder. Aber beim *Palais Royale*, da gibt es das alles nicht. Die haben dort keinen Platz um zu spielen. Hier haben sie überall Platz.“ (Serge, Interview 14) Was in diesen Diskursen mitschwingt, ist die Feststellung, dass es im 20^e im konkreten und im übertragenen Sinne mehr Raum gibt. Dem Bild der auf der Straße spielenden Kinder, stellte auch Pierre in Bezug auf die bürgerlichen Viertel im Westen ein Bild strikter Disziplin, Hierarchien und Regeln gegenüber:

„Das ist hier nicht wie im 16^e, wo es eine Hierarchie der Kleidung gibt zum Beispiel. Wenn Sie in den 16^e gehen, die Frauen sind üppig. So sind sie. Aber die Kinder, haben Sie gesehen, wie das alles streng ist? [...] Es gibt ganze Viertel, die voller Kinder sind [...], die ihre ganze Kindheit hindurch vor allem diszipliniert wurden. So ist das. Aber hier im Viertel, gibt es alles, alle Möglichkeiten. Und das macht den Charme aus.“
(Pierre, Interview 12)

Die bürgerlichen Viertel werden als eine gut geschmierte Maschine beschrieben, in der jeder stets bleibt, wo er hingehört und beträchtliche Energie und Disziplin aufgewandt wird, damit alles stets glänzend und sauber bleibt und der Mechanismus der Distinktion aufrecht erhalten wird: „Die haben genau die gleichen Sorgen, aber es ist sauberer. Warum ist es sauberer? Weil geputzt wird. Weil sie die Mittel dazu haben. Und würde nicht andauernd geputzt, es wäre genauso dreckig wie hier.“ (Serge, Interview 14) Dem Bild des reichen Paris als „kalt“, „tot“, „steril“ und „diszipliniert“, als mechanische Reproduktion gesellschaftlicher Ordnung steht eine Vorstellung vom 20^e als Ort der Möglichkeiten, der Freiheit und der Spontanität gegenüber: „Es gibt einen bestimmten Esprit 20^e. [...] Da sind Orte, wo etwas passiert, wo es überraschende Initiativen gibt“, meinte beispielsweise Gaël (Gespräch 2). Diese Gegenüberstellung basiert auf der selben Achse, die beispielsweise eine Opposition von Ordnung und Unordnung mit der alten Dichotomie von West und Ost verbindet, kehrt jedoch deren hegemoniale Hierarchisierung um, indem die Ordnung als kalt und unecht abgewertet wird und die soziale Dynamik des 20^e als echter und wahrhaftiger betrachtet wird: „Hier ist man im echten Leben.“ (Martha, Interview 11) In diesem Sinne stellte auch Héléne fest: „Und im Zweifelsfall ist es besser, dass Viertel ist ein bisschen weniger hübsch, aber das lebt zumindest, es gibt Bewegung.“ (Interview 5)

Darüber hinaus vollziehen die Menschen im 20^e eine analoge Abgrenzung und Distanzierung auch von bereits seit längerem und stärker gentrifizierten Stadtteilen. So sagte Martha in Bezug auf den 20^e:

„Es ist nicht wie in bestimmten Vierteln, die ein bisschen schick (branché) sind, aber dahinter, lebt man dort nicht. Wie Bastille, Oberkampf. Es gibt solche Viertel in Paris, wo die Leute tatsächlich nicht leben, was. Also man hat den Eindruck, die leben nicht. Sie müssen dort auch leben, aber ähm (...) das sind eher Orte zum Ausgehen und solche Sachen. Mhm.“ (Martha, Interview 11)

Vor allem das am Fuße des Hügels an den 20^e angrenzende *Oberkampf* im 11. Arrondissement wird immer wieder von Bewohner_innen als Paradebeispiel für ein Viertel genommen, das zu stark verändert worden sei und dabei einen „künstlichen“ und „kommerziellen“ Charakter angenommen habe, den Sophie hier als „denaturiert“ beschreibt:

„Das darf nicht zu schick werden. Wie in Oberkampf, verstehst du? Weißt du, in dem Viertel wurde alles verkauft. Es gibt viele Cafés für die Jungen dort unten. [...] Aber wenn es zu viel ist, ist es zu viel. Weil ein Viertel lebt nicht nur in der Nacht, was. Das ‚denaturiert‘. Das ‚denaturiert‘.“ (Sophie, Interview 15)

Urbaner Raum wird hier mit Hilfe von Naturmetaphern reflektiert. Implizit wird das Ideal eines Raumes konstruiert, den eine soziale Ökologie ausmacht, in deren Rahmen verschiedene Gruppen und Funktionen einander die Waage halten. Vorstellungen von der Echtheit und Lebendigkeit des 20^e als ‚Dorf in der Stadt‘ konstituieren sich dabei in Zusammenhang mit Heterogenität als positive Eigenschaft. Dabei kommt es einerseits eben zur Abgrenzung von den Teilen der Stadt, die als ‚Viertel der Reichen‘ gelten – den bürgerlichen Vierteln ebenso wie den gentrifizierten Stadtteilen, wo dann ‚die Jungen‘ oder ‚die Bobos‘ als dominante Bevölkerungsgruppe gesehen werden, die vor allem unter sich bleibt. Andererseits werden in diesem Zusammenhang dann auch die *Banlieues* angesprochen, die für Homogenität am anderen Ende der sozialen Hierarchie stehen, wie ein Dialog zwischen Manon und Serge illustriert:

Manon : Der 20^e ist lebendig. (Lacht)
Serge : Ja, sehr lebendig. Reich eben. Und das ist klar, dass sich das ändert, wenn man nach St. Germain geht, wo es ganz anders ist.
Manon : Oder nach St. Denis.
(Interview 14)

Wird *Saint Germain-des-près* hier als Inbegriff von Reichtum evoziert, steht auf der anderen Seite *Seine-Saint-Denis*, eine der nördlich von Paris liegenden Vorstadtkommunen, die immer wieder als Paradebeispiel für die Negativvision des Ghettos herangezogen wird.

„Das ist hier kein Ghetto“ – Diskurse der ‚mixité sociale‘

„Es gibt im 20^e eine soziale Vermischung, die wahnsinnig ist – also die von viel größerer Bedeutung ist als in den anderen Vierteln“. So fasste Martine (Interview 10) eine Auffassung zusammen, die mir gegenüber unzählige Male in verschiedenen Varianten geäußert wurde. In Zusammenhang mit der Politik der linken Pariser Stadtregierung wurde eine Orientierung am Ideal der ‚mixité sociale‘, die sich unter anderem über die Dystopie des Ghettos definiert, bereits in Kapitel 5 angesprochen. Auch wie Bewohner_innen des 20^e ihren Stadtteil beschreiben, ist von den dichotomen Polen dieses diskursiven Spannungsfeldes geprägt. „Also, ich finde, die soziale Vermischung bringt was. Ghettoisierung ist gefährlich“, sagte Martine (Interview 10) und brachte damit einen Aspekt auf den Punkt, der alle meine Interviewpartner_innen beschäftigt hat. ‚Mixité sociale‘ als positive Eigenschaft wurde in allen jenen Beschreibungen des 20^e evoziert, die diesen als lebenswerten und sinnstiftenden Ort konstruierten.

Für das Gegenbild des Ghettos können dabei sowohl Orte stehen, die entweder mit Reichtum oder mit Armut assoziiert werden. So begann Martha ihre Kritik am Ghetto bei den Problemen der *Cités* und setzte diese letztlich mit den ‚schicken Vierteln‘ von Paris gleich. Beide zeichnen sich in ihrer Vorstellung durch eine Homogenität aus, die sie negativ bewertet:

„Weil das Problem ist, die sind immer nur unter sich. Aber das ist ja das Gleiche in den schicken Vierteln. Die Leute sind immer, [...] also das ist nicht besser. Gut, das sind Ghettos des Geldes, und das finde ich nicht minder problematisch.“ (Martha, Interview 11)

In jedem Fall wird das Ghetto anderswo verortet. Wer dennoch über den 20^e als Ghetto redet, mache bloß Witze oder wolle sich selbst entsprechend stilisieren, so Marie. Das wahre Ghetto sei keineswegs attraktiv: „Im 20^e ist es cool zu sagen, das ist Ghetto. Aber dort, das ist wirklich Ghetto. Du willst da nur weg.“ (Interview 9)

Aber was steckt konkret hinter dem so häufig evozierten Begriff der ‚sozialen Vermischung‘? In Zusammenhang mit dieser weitgehend konsensualen Metapher, wird in der

Regel eine ganze Reihe unterschiedlicher Differenzachsen assoziiert. So fächert Sophie ‚*mixité sociale*‘ als Merkmal ihres Viertels folgendermaßen auf:

„*Es gibt hier viel soziale Vermischung. Und ich mag im 20^e [...], dass du ältere Leute und junge hast. Du hast alle Arten von Leuten. Nicht nur Fremde, weißt du, du hast alle Altersgruppen. Es ist nicht für eine soziale Klasse reserviert. Voilà. [...] Das heißt, du hast Arbeiter und relativ wohlhabende Leute. Also es gibt hier alles.*“ (Sophie, Interview 15)

Sophie spricht hier verschiedene Dimensionen an, die evoziert werden, wenn Bewohner_innen auf jeweils unterschiedliche Weise feststellen, dass es „wirklich eine Mischung von Leuten hier gibt“ (ebd.) und sie das schätzen: von unterschiedlichen Generationen, Migrant_innen, die Sophie hier als „Fremde“ markiert, bis zur Klassenzugehörigkeit. In Bezug auf andere diesbezügliche Ausführungen durch Bewohner_innen könnte dieses Panorama noch um die Diversität religiöser Konfessionen im Viertel ergänzt werden. Als positiver Begriff bietet ‚*mixité sociale*‘ einen Rahmen, von dem aus alltägliche Erfahrungen mit Alterität interpretiert werden und mit dessen Hilfe die Komplexität des heterogenen Viertels benannt und zugleich wertgeschätzt werden kann. Die Metapher von der organischen, lebendigen und authentischen dörflichen Gemeinschaft erhält mit dieser Abgrenzung noch eine weitere Dimension: jene des Holismus im Sinne eines Mikrokosmos, der die Gesellschaft in ihrer Heterogenität widerspiegelt. Im Gegensatz zum Ghetto wird der 20^e als Raum beschrieben, in dem die konkrete Erfahrung der Gesellschaft in ihrer gesamten Diversität tagtäglich ihre Realisierung findet. In Repräsentationen des 20^e als heterogener dörflicher Mikrokosmos wird diesem die Kapazität zugeschrieben, soziale Beziehungen zu fördern und einen „aktiven Umgang mit sozialer Vielfalt“ (Vogelpohl 2008: 80) zu ermöglichen. Gleichzeitig wird der Begriff zum Baustein von Selbstbildern, von Prozessen der Konstruktion von Identitäten, die unter anderem – wie bereits in Zusammenhang mit Diskursen rund um Gefahr und Rassismus thematisiert wurde – um die so häufig evozierten Ideale der Offenheit und Toleranz kreisen.

Als Begriff der einerseits als Feststellung in Bezug auf das Leben im 20^e und andererseits als Ideal oder moralischer Imperativ fungiert, riskiert ‚*mixité sociale*‘ aber auch als ‚*mot valise*‘ den Umgang mit der Multiplizität an Differenzen, die er einschließt, im Grunde eher zu verschleiern als zu thematisieren. So stellt auch Érich Charmes (2009: 2, online)

fest: „En effet, la valeur de la mixité est si profondément enracinée dans les esprits qu’il est parfois difficile de débattre de ses effets réels.“⁹¹ Ein konkreter Aspekt dieser Dynamik hat mich in diesem Zusammenhang besonders beschäftigt: Indem Sophie festgestellt hat, es gäbe im 20^e aller Art Leute und als erstes spezifiziert, dabei meine sie „nicht nur Fremde“, verweist sie gerade mit dieser Formulierung darauf, dass in der Regel vor allem Differenzen in Zusammenhang mit Migration, Ethnizität und kulturellen Zugehörigkeiten in lokalen Diskursen der ‚sozialen Vermischung‘ privilegiert werden. Häufig haben Interview- und Gesprächspartner_innen auf meine Fragen, was unter der geschätzten ‚mixité sociale‘ konkret zu verstehen sei, mit der Evokation verschiedener Migrationswellen und eines Panoramas unterschiedlicher Gruppen reagiert, die über Ethnizität und kulturelle Differenz definiert werden. Auch im Gespräch mit Sophie ist dies schließlich nicht ausgeblieben: „In dem einen Moment ist es chinesisch, und in einem anderen ist es mehr Afrika. Und das sind alles Leute, die hier leben, so wie du auch. [...] Und wenn du das akzeptierst, hast du keine Sorgen.“ (Interview 15)

Die multikulturelle Dimension der ‚mixité sociale‘ wurde in der Regel in den Vordergrund gestellt. In der entsprechenden Konstruktion des 20^e schwingt die Vorstellung mit, dass er als ‚terre d’accueil‘ für Migrant_innen sehr unterschiedlichen Menschen ermögliche, in Paris Fuß zu fassen und hier ein Zuhause zu finden. Eines der Themenfelder, auf das in diesem Kontext Bezug genommen wurde, und das besonders geeignet scheint, um zu illustrieren, wie damit einhergehende Diversität in Diskursen der ‚sozialen Vermischung‘ zelebriert wird, ist jenes der Kulinarik. So evozierte beispielsweise Anne-Charlotte Keller verschiedene kulinarische Praktiken als Manifestationen von Differenz und zugleich als Belege dafür, dass diese Differenzen einem „Zusammenleben“ in der Verschiedenheit nicht entgegenstehen:

„Es stimmt, dass wir in einem Arrondissement sind, das seit sehr langer Zeit eine ‚terre d’accueil‘ ist. Es gab sukzessive Wellen, eine Folge von Migrationen, die eine Art Kultur des 20^e hervorgebracht haben. Also eine ‚populaire‘ Kultur, wo deine Nachbarn nicht das gleiche kochen und nicht die gleiche Religion haben oder gar keine Religion haben. Es gab – ja es gibt doch dieses Zusammenleben und der beste Beweis dafür ist die Menge an Restaurants, Bars, Vereinen im Viertel. Das beweist, dass die Leute wirklich zusammenleben.“ (Anne-Charlotte Keller, Interview 1)

⁹¹ Eigene Übersetzung: „In der Tat ist der Wert der Vermischung so tief in den Köpfen verwurzelt, dass es manchmal schwierig ist, ihre realen Konsequenzen zu diskutieren.“

Martine kontrastierte ihren eigenen kulinarischen Erfahrungshorizont, mit jenem ihres im 17. Arrondissement aufgewachsenen Exfreundes als Beispiel dafür, dass ihr Viertel eine „größere Offenheit für die Kultur der Anderen“ auszeichne. Inbegriff seines mangelnden Wissens über „andere Kulturen [...], die radikal anders sind als die französische“ ist aus ihrer Sicht die Tatsache, dass er „noch nie nie nie was Afrikanisches gegessen“ (Martine, Interview 10) hatte, während sie selbst nicht nur weiß, wie der Ramadan abläuft, sondern bereits als Kind in *Ménilmontant* regelmäßig Schafhirn gegessen habe. Aus ihrer Sicht ist es der im Unterschied zum 17^e so heterogene Stadtteil, der diese Erfahrungen ermöglicht hat. Martine stellt sich selbst und den 20^e hier in Kontrast zu anderen Pariser Vierteln und dem als vergleichsweise beschränkt wahrgenommenen kulturellen Horizont ihrer Bewohner_innen. Ihre eigene Erfahrung, ihr Selbstverständnis und ihre Perspektive auf ihr *quartier* als Ort der Diversität wurden von ihr zum Referenzpunkt und zur positiven Norm erklärt, während sie die als homogen und geschlossen dargestellte ‚Kultur‘ des Exfreundes als „verrückt“ bezeichnete.

Diese Beschreibungen der Diversität des 20^e transportieren zum einen eine multikulturelle Perspektive, in der die französische neben den mehr oder weniger „radikal anderen“ Kulturen steht bzw. deine Nachbarn weder das Gleiche kochen noch das Gleiche glauben. Zum anderen implizieren sie auch Momente der Hybridisierung, wo multiple kulturelle Referenzen laut Martine „Teil meiner Kultur“ werden und die Idee einer „einzigsten Referenzkultur“ kritisiert wird, wo eine Reihe von Migrationswellen zu einer Art „Kultur 20^{ee}“ verschmelzen und ein Zusammenleben praktiziert wird, das kulturelle und religiöse Unterschiede transzendiert. Hier spiegelt sich eine Tendenz wider, die Nicola Frost (2008: 177) in einem anderen Kontext in Bezug auf Diskurse über Essen, Multikulturalismus und Migration benennt: „Ethnic food serves [...] as visible and accessible indicator of diversity“. Essen wird dabei gewissermaßen zu einer Arena jenseits der Politik stilisiert, in der Vielfalt zelebriert werden kann. Dabei manifestieren sich in diesen beiden Szenen grundlegende Aspekte einer französischen Debatte im Spannungsfeld von Universalismus und Partikularismus, die rund um die Herausforderung kreist, republikanische Ideale mit der Realität einer multikulturellen Gesellschaft zu vereinbaren. Unter anderem die Definition von Grenzen zwischen Privatem und Politik wird dabei verhan-

delt. Diesbezüglich überrascht im französischen Kontext auch nicht, dass Anne-Charlotte Keller eine als positiv repräsentierte Variante kultureller Differenz neben der Kulinarik (dem unterschiedlichen Essen) in Zusammenhang mit Religion (dem unterschiedlichen Glauben) illustriert. Solange sie privat bleibt, stellt Religion im klassischen republikanischen Verständnis kein Problem dar.

Wenn es allerdings um Themen geht, die schwerer im Bereich des Privaten und Nichtpolitischen verortet werden können, wird die Debatte rund um kulturelle Differenz umstrittener und heikler: So beispielsweise in Bezug auf das Thema Schule. Auf der einen Seite stehen negative Bilder einzelner Schulen, die als Ghettos bezeichnet werden und dementsprechend mit Angst assoziiert werden, weil „als meine Tochter anfang, war sie, sie war – es gab nur Schwarze und Araber“, wie eine Interviewpartnerin feststellte, dabei unsicher nach passenden Worten suchend. Auf der anderen Seite steht aber auch hier die Valorisierung von kultureller Vielfalt, wie sie beispielsweise Marc formuliert:

„Und meine Kinder gehen in einem völlig gemischten Milieu zur Schule. Und das ist sehr wichtig für die Zukunft. Weil sie sind dort mit Schwarzen und mit Arabern und all das. Die kennen sogar Sätze auf Arabisch, Wörter auf Wolof und all das. Das ist gut. Sie haben keine Angst vor dem Anderen.“ (Marc, Interview 8)

In Bezug auf die Schule stoßen wir also erneut auf die Dualität einer als gefährlich wahrgenommenen Variante von Differenz auf der einen Seite, für welche die Bezeichnung als Ghetto steht; und ihrer valorisierten Variante, in der kulturelle und ethnische Differenz in einem ‚gemischten Milieu‘ als wertvolle Erfahrung präsentiert werden auf der anderen Seite.

Eine der zentralen Prämissen eines Verständnis von ‚sozialer Vermischung‘, die sich vor allem über Fragen der Ethnizität und der kulturellen Vielfalt definiert, ist dabei auch die grundlegende Ablehnung von ‚communitarisme‘, die als Konsens auch in den Beschreibungen des 20^e durch meine Interviewpartner_innen wiederhallt. Häufig wurde von Seiten verschiedener Bewohner_innen betont: „Le 20^e, c’est pas communautaire“⁹², während meist im gleichen Atemzug auch Kritik an einer zunehmenden Bedeutung von kommunitären Denkweisen und Praktiken in Zusammenhang mit der Politik Sarkozys

⁹² „Der 20^e ist nicht ‚communitaire‘“.

geäußert wurde. ‚*Communautarisme*‘ wird dabei als fundamentale Opposition zu „republikanischen Werten“ gedacht, vor allem einer in diesem Sinne verstandenen *Freiheit*. So begründet beispielsweise Anne-Charlotte Keller ihre diesbezügliche Ablehnung folgendermaßen: „Zurückgeworfen auf ihre Gemeinschaft leben sie nicht mehr als freie Individuen, sondern angebunden an eine *communauté*“ (Interview 1). Wie das Bild vom Ghetto wirkt die Vorstellung vom ‚*communautarisme*‘ im französischen Kontext „à la façon d’un contre-modèle qui menace de contaminer et de pervertir l’ordre social et politique français ; à la façon d’un impensable dont on ne cesse de déplorer qu’il devienne possible.“⁹³ (Dhume 2010, online) Und wie das Bild des Ghettos basiert auch die Vorstellung vom ‚*communautarisme*‘ auf einer Abgrenzung von einem Amerika, das als „Schreckensbild“ und „Gegenmodell“ gedacht und evoziert wird. (Vgl. Tin 2005, online)

Aber warum überhaupt dieser Fokus auf kulturelle und ethnische Differenz, wenn es um eine Präzisierung der Rede von der ‚*mixité sociale*‘ als Charakteristikum des Lebens im Pariser Osten geht? Mögliche Anknüpfungspunkte bieten diesbezüglich bereits angesprochene politische und mediale Diskurse, die zunehmend rund um Integration, Migration und Pluralismus kreisen: von den Diskussionen rund um die Aufstände von 2005, über Kontroversen angesichts der 2009 von Sarkozy initiierten Debatte rund um die französische ‚*identité nationale*‘ bis zur im Allgemeinen zunehmenden Repräsentation von Migration als Problem. Das in der Beschreibung des 20^e durch seine Bewohner_innen herangezogene Vokabular, die Rede von der ‚*mixité sociale*‘ als auch von Ghetto und ‚*communautarisme*‘ als deren konstitutive Gegenbilder verweist unter anderem darauf, dass die Prozesse der Konstruktion von Lokalität nicht unabhängig von medialen und politischen Diskursen verstanden werden können. Auch sie kreisen rund um diese Begriffe. Mit den Beschreibungen ihres Viertels und der Verhandlung ihrer eigenen Position darin, formieren verschiedene Bewohner_innen zugleich affirmative oder auch kritische Interpretationen überlokaler Diskurse und Kontroversen. Wenn das Leben im 20^e als Exempel für ein gelungenes Zusammenleben in kultureller Vielfalt repräsentiert wird, wird es auch in Opposition zu Diskursen konstruiert, die Migration und Migrant_innen zunehmend als Bedrohung für die Integrität der französischen Republik stig-

⁹³ Eigene Übersetzung: „nach der Art eines Gegenmodells, das die soziale Ordnung und die französische Politik zu kontaminieren und zu pervertieren droht; nach der Art eines Udenkbaren, in Bezug auf welches ständig beklagt wird, dass es möglich werden könnte.“

matisieren. Auf einer noch allgemeineren Ebene könnte dies auch als Illustration von Nancy Frasers (1995) Feststellung interpretiert werden, dass Verhandlungen rund um Gruppenidentitäten zunehmend die Frage nach Klasseninteressen als zentrales Medium der politischen Mobilisierung ersetzen.

Ohne Frage spielen diese überlokalen Zusammenhänge eine wichtige Rolle; in ihrem Licht werden Termini, wie jener der ‚*mixité sociale*‘, auf die sich Diskurse verschiedener Bewohner_innen stützen, in ihrem spezifisch französischen Kontext verständlich. Nichtsdestotrotz, für die Bewohner_innen des 20^e haben Bilder einer gelebten kulturellen Diversität eine Bedeutung, die nicht auf die Bestätigung oder Kritik an Nicolas Sarkozy reduziert werden kann. Um die Privilegierung bestimmter Differenzachsen aus Sicht der Bewohner_innen und ihrer Lebenswelten verstehen zu können, gilt es deshalb noch einmal die Gesamtheit der hier reflektierten Bilder in den Blick zu nehmen, bevor ich auf die Frage nach der besonderen Betonung kultureller und ethnischer Differenz in der Rede von der ‚*mixité sociale*‘ zurückkomme.

„Ein besonderes *quartier*“: Der 20^e als identitätsstiftender Ort

„Das ist ein besonderes Viertel in Bezug auf Paris. Es ist ein Viertel, das sich von den anderen Vierteln unterscheidet. Also, es ist anders. Das denke zumindest ich.“ (Interview 14) So begann Sophie, die als Sekretärin arbeitet und ihre Kinder in einer der alten *cités ouvrières*¹ des 20^e groß gezogen hat, ihre Antwort auf die Frage, was sie über ‚ihren‘ Teil von Paris denkt. Diese redundanten, auf den ersten Blick recht wenig aussagekräftigen ersten Sätze ihrer Erzählungen, verweisen gerade aufgrund der dreifachen Betonung der Besonderheit des 20^e im Vergleich zum Rest der Stadt auf einen Aspekt, der sich wie ein roter Faden durch alle meine Interviews und dementsprechend auch durch dieses Kapitel gezogen hat: Ausgangspunkt für unterschiedliche Charakterisierungen spezifischer Orte oder *quartiers* im 20^e war durchwegs ein expliziter und impliziter Bezug auf andere Räume als ‚konstitutives Außen‘: sei es der Rest der Stadt, die ‚*beaux quartiers*‘, die Vorstädte, der ländliche Raum, andere Städte, ein angrenzendes Viertel, verschiedene Teile des 20^e oder auch der 20^e vergangener Zeiten. Ausgehend von Vergleichen, der Feststellung von Assoziationen oder auch Unterschieden wird es möglich über diesen Ort

in seinen mannigfaltigen Facetten, sowie über seine Bewohner_innen zu sprechen und damit auch die eigene Positionierung in dieser Landschaft zu verhandeln.

Als „site of difference“ (Lees 1996: 453) wird das Viertel in Relation zu anderen Räumen zur bedeutungsvollen Kategorie. Dabei geht es zugleich um Prozesse der Lokalisierung sowie um Prozesse der Identifikation (der niemals abgeschlossenen Produktion von Identitäten), in denen die Verhandlung von Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit Hand in Hand geht mit Grenzziehungen und Feststellungen von Differenz. Als eine der grundlegenden Erkenntnisse, ziehe ich aus meiner Auseinandersetzung mit Details und Nuancen der Perspektiven verschiedener Bewohner_innen auf den Stadtteil, in dem sie wohnen und leben, dass eine Konstruktion des 20^e als positiv besetzter urbaner Raum für einen beträchtlichen Teil der Interviewten von Bedeutung ist. Zwar gilt dies nicht für alle Bewohner_innen, wie in Zusammenhang mit stereotypen Bildern einer urbanen Gefahrenzone ebenfalls thematisiert wurde. Sowohl im Zuge der Infragestellung, Relativierung und Umkehr von stigmatisierenden Diskursen als auch mit der Konstruktion des positiv besetzten Bildes vom ‚Dorf in der Stadt‘ wird von Vielen jedoch die eigene Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft unterstrichen, die mit positiven Attributen der Heterogenität, Offenheit und Authentizität assoziiert wird. Der 20^e wird dabei als besonderer Ort repräsentiert: nicht Land, nicht Stadt, nicht *Banlieue*; kein Ghetto der Reichen und kein Ghetto der Armen, ausgezeichnet durch eine spezifische soziale Qualität und Lebendigkeit, ein Zusammenleben, das durch die Vielfalt bereichert wird und diese zugleich zu transzendieren scheint. Der 20^e wird als ‚echter‘ und ‚natürlicher‘, ‚organischer‘ Mikrokosmos beschrieben.

Im Zuge der hier reflektierten symbolischen Konstruktionen des Viertels werden also auch Identitäten, Selbst- und Fremdbilder rund um Metaphern der Natürlichkeit und Authentizität konstruiert, sowie Zugehörigkeit und Kollektivität verhandelt. Die Bedeutung dieser metaphorischen Strukturen speist sich auch aus der Gleichzeitigkeit ihres beschreibenden Potenzials auf der einen Seite, wobei bestimmte positive Erfahrungen privilegiert werden, und ihrer normativen Qualität auf der anderen Seite, nämlich als interpretativer Rahmen, in dem die Verhandlung von Erfahrungen und Ereignissen ermöglicht und strukturiert wird. Das Bild vom ‚urbanen Dorf‘ spiegelt einerseits Aspekte

dessen wider, wie ein Teil der Bewohner_innen des 20^e seinen Alltag erlebt und verkörpert zugleich eine Idealvorstellung, in der sich das Verlangen nach einem sinnstiftenden und lebenswerten Ort kristallisiert. (Vgl. Zukin 2010: 227)

Wie ich versucht habe zu zeigen, hat keine soziale Gruppe ein Monopol auf diese Bilder und Metaphern. Sehr verschiedene Bewohner_innen beteiligen sich an der Konstruktion einer kollektiven Identität, die auch als die besondere Atmosphäre des 20^e oder als „culture 20^e“ benannt wird. Diese Repräsentationen speisen sich dabei aber keineswegs aus einheitlichen Erfahrungen und monolithischen Narrativen, sondern werden von sehr unterschiedlichen Positionen aus produziert. Von Bewohner_innen berücktigter Wohnsiedlungen bis zu relativ privilegierten ‚Gentrifiern‘ – für sie alle war eine Konstruktion des 20^e als lebenswerter und sinnstiftender Ort von beträchtlicher Bedeutung, und die hier analysierten Diskurselemente durchwirken ihre spezifischen Geschichten und Beschreibungen vom 20^e.

In diesem Zusammenhang ist es dann auch möglich, eine Antwort auf die Frage zu formulieren, warum kulturelle Vielfalt als positives und bereicherndes Charakteristikum im Unterschied zu anderen Differenzachsen von den Bewohner_innen des 20^e tendenziell privilegiert wird. Ich habe bereits thematisiert, dass ein wichtiger Faktor dabei nationale Debatten und mediale Metaphern sind, die konkreten lokalen Dynamiken und Diskurse verschiedener Bewohner_innen jedoch nicht auf eine Reaktion darauf reduziert werden können. In ihrer wertgeschätzten und positiven Variante werden kulturelle Differenz und ‚Ethnizität‘ als ‚Vielfalt‘ und ‚Diversität‘ zu einer der Ressourcen des Prozesses der Konstruktion des 20^e als lebenswerte und sinnstiftende urbane Landschaft, die Bewohner_innen aktiv mit der Konstruktion ihrer eigenen Identitäten und der Verhandlung ihrer eigenen Positionen in diesem komplexen, sozialen Gefüge verzahnen. Kulturelle Differenz als eine Quelle der Bereicherung zu zelebrieren, wird hier zum Instrument von kollektiven Prozessen der Konstruktion des 20^e als ‚anderer‘ und ‚besonderer‘ Ort, wobei nicht nur das eigene positive Selbstbild kommunizierbar wird, sondern zugleich auch eine kollektive Identität konstruiert wird, die Differenzen transzendiert. Multikulturelle Narrative ermöglichen zumindest auf symbolischer Ebene die Konstruktion eines geeinten Stadtteils, in dem soziale Fragmentierung und vielfältige Mechanismen der Exklusion obsolet zu sein scheinen. Und für viele der Bewohner_innen des 20^e, die so Vieles von-

einander trennt, stellt das Bild vom Dorf, in dem für alle Platz ist, somit eine Metapher dar, an der sie auch ihre eigene Zugehörigkeit festmachen können.

Dabei drängt sich unter anderem die Frage auf, ob die Privilegierung von ‚Kultur‘ und ‚Ethnizität‘ nicht dazu tendiert die Dimension der sozialen Unterschiede links liegen zu lassen, womit einmal mehr illustriert wäre, in welchem Ausmaß die Frage der sozialen Ungleichheit an Terrain verloren hat, obwohl sie sich heute keineswegs weniger akut stellt. Wie noch zu zeigen sein wird, ist die Dimension der Klassenzugehörigkeit aber durchaus auch ein Thema, das Bewohner_innen ansprechen. Jedoch scheinen diese Auseinandersetzungen schwerer in eine konsensuale Konstruktionen vom 20^e als im positiven Sinne heterogener und dörflicher Mikrokosmos, als ‚*terre d'accueil*‘ und ‚heterotoper‘ Ort einbaubar, worauf ich in Kapitel 7 schließlich noch genauer eingehen werde.

Fragile Konstruktionen: die Ambivalenz affirmativer Bilder des 20^e

In der Gentrification-Literatur können zwei gängige Arten voneinander unterschieden werden, affirmative raumbezogene Diskurse, die auf ähnlichen Prämissen basieren, wie die hier analysierten positiven Bilder vom 20^e, zu reflektieren: In Perspektiven, die Lees (2008) als ‚*emancipatory city thesis*‘ zusammenfasst, werden ‚gemischte‘ Nachbarschaften als Räume betrachtet, in denen sich emanzipatorische soziale Praktiken jenseits hegemonialer und repressiver gesellschaftlicher Strukturen realisieren und die sich u.a. in sozialer Interaktion sowie der Wertschätzung von kultureller Diversität und Toleranz manifestieren. (Vgl. Lees, Slater und Wyly 2008: 207ff.) In eine ähnliche Kerbe schlagen Sophie Corbillés (2007 und 2009) Arbeiten, in denen sie die Konstruktion einer spezifischen ‚Welt‘ beschreibt, in der kulturelle und sozio-ökonomische Marker neutralisiert, Differenz auf magische Weise transzendiert und eine positive Beziehung zur Vielfalt ermöglicht wird. Andere Autor_innen kritisieren solche Herangehensweisen als liberale Fantasterei und reflektieren beispielsweise das Leitmotiv der ‚sozialen Vermischung‘ als Ideologie mit beschränkter praktischer Relevanz, die vor allem von den ‚*Gentrifiern*‘ befördert wird. So konstatiert beispielsweise bereits Sabine Chalvon-Demersay in Bezug auf das 14. Arrondissement in den 1980er Jahren: „il y a une apparente contradiction

entre le discours nostalgique sur l'enracinement au sein du ‚quartier-village‘ et la réalité des conduites quotidiennes des personnes interrogées“⁹⁴ (1998 [1984]: 39). Und Anne Clerval (2008: 103) stellt ebenso in Bezug auf Paris fest: „Mais si la plupart des ‚gentrificateurs‘ valorisent la mixité sociale et culturelle des faubourgs de l’Est parisien, leur pratique en est très restreinte.“⁹⁵ ‚*Mixité sociale*‘ werde dabei, so Clerval, zu einer kaum jemals konkretisierten Abstraktion, die lediglich als Dekor in der Konstruktion eines alternativen Lebensstils eine Rolle spielt.

In meinem Verständnis bietet keine der beiden oppositionellen Argumentationsweisen die Basis und Bausteine für eine nuancierte Interpretation und Analyse, welche die Perspektive der Bewohner_innen ernst nimmt, ohne auf eine kritische Relativierung ihrer Horizonte zu verzichten. Auf den ersten Blick könnte meine Auseinandersetzung mit Vorstellungen vom ‚dörflichen Viertel‘ durchaus so gelesen werden, dass sie mit der von Corbillé beschriebenen Konstruktion einer spezifischen ‚Welt‘ korrespondiert. Und in mehrfacher Hinsicht gibt es diesbezüglich tatsächlich Berührungspunkte mit Corbillés Ausführungen, die ich in Kapitel 3 so umfassend kritisiert habe. Einer der Aspekte, den ich in diesem Zusammenhang für wichtig und fruchtbar halte, ist ihr Insistieren darauf, dass diese Konstruktionen durchaus effektiv und ernst zu nehmen sind, aus konkreten Interaktionen und Beziehungen erwachsen, und folglich mehr als ideologische Worthüllen und Dekor darstellen. (Vgl. Corbillé 2009: 46) Zwar geht es bei den Verhandlungen rund um diese Begriffe und Metaphern durchaus um die Konstruktion positiver Selbstbilder. Allerdings sind daran – wie ich gezeigt habe – durchaus auch Bewohner_innen beteiligt, die nicht den ‚*Gentrifiern*‘ zugeordnet werden können. Dabei mag es jeweils um verschiedene, partikulare Interessen gehen, denn unterschiedliche Bewohner_innen produzieren dieses kollektive Repertoire, greifen darauf zu, machen es dabei aber auch auf jeweils unterschiedliche Art und Weise zu Teilen ihrer Verhandlungen individueller Werdegänge, ihrer sozialen Positionen, ihrer spezifischen Beziehung zu diesem Ort sowie zu anderen Bewohner_innen. Aber wenn verschiedene Menschen im 20^e von dessen besonderer sozialer Qualität sprechen und Heterogenität als Möglichkeit der positiven Erfahrung mit Alterität präsentieren, dann ist diese Darstellung zwar selektiv, sie stellt

⁹⁴ Eigene Übersetzung: „Es gibt einen offensichtlichen Widerspruch zwischen den nostalgischen Diskursen über die Verwurzelung im ‚dörflichen Viertel‘ und der Realität des alltäglichen Umganges der befragten Personen.“

⁹⁵ Aber wenn der Großteil der ‚*Gentrifier*‘ die soziale und kulturelle Vermischung der Faubourgs im Pariser Osten wertschätzt, bleibt deren praktische Umsetzung sehr beschränkt.“

aber durchaus auch einen effektiven Moment des Umganges mit der Komplexität und Vielfalt urbanen Lebens in einer globalen Metropole dar. Ich halte diese positiven Bilder dementsprechend für wesentlich mehr als Schmuck für die Mittelschicht.

Dennoch haben wir damit noch lange kein liberales und tolerantes Utopia vor uns, das per se als emanzipatorisch charakterisiert werden könnte – auch wenn die enthusiastischen Beschreibungen mancher Bewohner_innen dies suggerieren mögen. Und so bezieht sich einer meiner Kritikpunkte an Corbillés Herangehensweise darauf, wie sie von der Feststellung effektiver Konstruktionen ‚geteilter Welten‘ aus weiterdenkt. Im Unterschied zu Corbillé sehe ich in diesen Konstruktionen keine momentane ‚Ausschaltung‘ sozioökonomischer Charakteristika der Akteur_innen, die unabhängig von den tendenziell segregativen Prozessen in anderen Bereichen wirksam wird. Corbillé geht zwar durchaus darauf ein, dass beispielsweise in Bezug auf Bildung und Wohnraum Dynamiken der Distinktion und Segregation überwiegen. Wie sie dies mit der Konstruktion der Vorstellung einer gemeinsamen ‚Welt‘, in der alle ihren Platz finden und Differenz eine Bereicherung statt ein Problem darstellt, zusammendenkt, bleibt jedoch gewissermaßen unklar und diffus. Einerseits stellt sie fest, dass der Effekt ephemerer Momente der Vermischung umso größer sei, weil im Viertel effektiv Prozesse der Differenzierung und Segregation am Werk sind (Corbillé 2007: 358) und betont: „[l]a relation des citoyens à la ville est donc multiple, diverse et fragmentée“⁹⁶ (2009: 48). Andererseits argumentiert sie, dass die daraus zu ziehende Konsequenz sei, jede Situation in ihrer Besonderheit zu reflektieren. (Vgl. ebd.: 47) Meines Erachtens handelt es sich hier allerdings nicht um voneinander unabhängige Sphären bzw. Situationen, die isoliert voneinander betrachtet werden können. Ich sehe die Konstruktion des Bildes vom friedlichen multikulturellen Zusammenleben im Unterschied zu Corbillé (vgl. 2009: 48) nicht als eine Modalität der Organisation sozialer und symbolischer Beziehungen, die neben anderen, ‚exklusiveren‘ steht, die ihr potenziell widersprechen. Vielmehr gilt es meines Erachtens die Konstruktion dieser affirmativen Bilder und positiven Metaphern selbst auf Widersprüche zu untersuchen, gegen den Strich zu lesen und sie damit in ihrer Ambivalenz und Fragilität zu reflektieren. Der Unterschied zwischen diesen beiden Zugängen mag diffizil erscheinen, ich halte ihn aber für bedeutsam. Die Frage nach den Grenzen, Limitierungen und

⁹⁶ Eigene Übersetzung: „Die Beziehung der Bürger zur Stadt ist also multipel, divers und fragmentiert.“

Brüchen im Konstrukt des dörflichen Mikrokosmos bzw. der ‚geteilten Welt‘ rückt damit in den Mittelpunkt.

Punktuell wurden bereits Momente angesprochen, an denen das Bild von der gefeierten Vielfalt, von der universellen Gemeinschaft und Solidarität bröckelt: So steht beispielsweise der ‚guten‘ und ‚positiven‘ Variante kultureller und ethnischer Differenz, die zelebriert wird, deren problematisierte Variante gegenüber, wo ein Überschuss an ‚konzentrierter‘ Alterität attestiert wird und von Ghettos und ‚communitarisme‘ die Rede ist. Diese problematisierte Variante dient dabei als Gegenmodell zu positiven Repräsentation des 20^e und zu der Vorstellung der heterogenen Gemeinschaft seiner Bewohner_innen. Sie kann allerdings, wie ich ebenfalls in diesem Kapitel gezeigt und argumentiert habe, auch leicht in eine kollektive Stigmatisierung bestimmter Gruppen oder Orte – seien es die Chines_innen oder die Schule mit überwiegend ‚nicht-weißen‘ Schüler_innen – übersetzt werden.

Aber selbst die positiven Repräsentationen erhalten ihre Kratzer, wenn beispielsweise thematisiert wird, dass der 20^e keineswegs einen Raum frei von Rassismus und Diskriminierung darstellt. Allerdings muss diese Feststellung die positiven Bilder, deren Konstruktion hier beschrieben wurde, nicht unbedingt aushebeln. Denn das affirmative Bild kann durchaus auch Konflikt und Spannungen inkludieren. So erzählte beispielsweise Manon davon, dass sie von einer Nachbarin algerischer Herkunft beschimpft worden sei, die sich in ihren Beleidigungen vor allem auf die Tatsache bezog, dass Manon nicht die selbe Hautfarbe hat wie ihr Ehemann Serge hat.

„Also ja, es gibt Rassismus. Nur weil man in einem gemischten Viertel wohnt, braucht man nicht glauben, dass das nicht existiert. Aber – wie soll ich sagen – das ist leichter zu ertragen in dem Sinne, dass es rundherum sehr viel Toleranz gibt. Das ist, wie ich schon gesagt habe, in der Früh stehe ich auf und ich habe den Garten, ich habe die Sonne, ich habe die Blumen, ich habe die Bäume und ich sage mir, alles ist gut. Das ist super. Ich wohne an einem tollen Ort. [...] Ich habe den Eindruck, hier ist es lebendig, was. Wir sind nicht desinfiziert. Gut, es ist das Leben mit seinen Problemen, aber es ist lebendig und das bringt Glück und Schmerz, aber es ist (...) Ja. Das gefällt mir hier. Selbst wenn ich beleidigt werde oder sowas, bah ich lerne Schritt für Schritt, versuche ich mir meinen Platz zu nehmen. Das finde ich gut.“ (Manon, Interview 14)

Das Bild, das Manon hier zeichnet, enthält eine ganze Reihe jener Metaphern, die als Elemente der Konstruktion einer kollektiven Vorstellung vom ‚Dorf in der Stadt‘ bereits angesprochen wurden: von der Lebendigkeit über die Assoziation mit Natur bis zur Toleranz. Konflikte müssen dabei nicht unbedingt ausgeblendet werden, sie werden allerdings nicht ins Zentrum der Konstruktion dieses Raumes sowie der eigenen und kollektiven Identitäten gestellt, die hier verhandelt werden.

Anne Vogelpohl (2008) unterstreicht in ihrer Auseinandersetzung mit der Vorstellung von ‚urbanen Dörfern‘ deren grundlegende Ambivalenz, indem sie sowohl auf ihre integrativen als auch exklusiven Momente verweist und betont, dass ihre Konstruktion sowohl mit Prozessen der Vergesellschaftung als auch mit Prozessen der Abgrenzung verbunden ist. Einerseits oszillierend zwischen Versionen dessen, was ist, sowie Idealvorstellungen davon, was sein soll, definiert sich das ‚Dorf in der Stadt‘ immer auch über das, was es nicht sein soll und was draußen bleiben muss. Betont Manons gerade zitierte Erzählung vor allem diese inklusiven Momente, werde ich in einem nächsten Schritt noch einmal aufzeigen, dass die selben Begriffe und Metaphern auch zu Vehikeln exkludierender Diskurse und Praktiken werden können. Wie sich zeigen wird, stößt das Zelebrieren von Differenz als urbane Vielfalt vor allem in Zusammenhang mit der Frage nach Gentrifizierungsprozessen an Grenzen.

Fazit der Bewohner_innen: Affirmation, Kritik, Ambivalenz?

Fragen wir danach, in welcher Beziehung die im letzten Kapitel besprochenen Konstruktionen des 20^e durch Bewohner_innen zu den attraktiven Images vom 20^e als vermarktbarere Ressource stehen, wie sie vor allem in Kapitel 5 anhand von medialen und politischen Diskursen thematisiert und reflektiert wurden, so mögen auf den ersten Blick vor allem Gemeinsamkeiten und Synergien ins Auge springen: Wenn auch nicht in allen Fällen zutreffend, so hat sich unter anderem gezeigt, dass eine Infragestellung negativer und stigmatisierender Stereotype in Bezug auf den 20^e für viele Bewohner_innen eine wichtige Rolle spielt, wenn sie über ihr Viertel sprechen. Dies könnte die Vermutung nähren, dass sich der Paradigmenwechsel in der städtischen Politik und in medialen Repräsentationen weitgehend mit dem deckt, wie die Menschen im 20^e ihr Viertel sehen (wollen) und sie Gentrification folglich willkommen heißen. Gerade so wie beispielsweise Pierre und Pauline den Zuzug einer intellektuellen Bevölkerung als wiedererlangte Valorisierung beschrieben haben (siehe auch Kapitel 5). Darüber hinaus fällt auf, dass im Bild vom ‚urbanen Dorf‘, wie es verschiedene Bewohner_innen kommunizieren, durchaus ähnliche Vorstellungen mitschwingen, wie in der Kampagne der *Mairie* für mehr Sichtbarkeit und ein besseres Image für das Arrondissement. Sowohl in der Vision vom 20^e, welche die Bezirksvorsteherin formuliert hat, als auch in den Charakterisierungen durch Bewohner_innen spielt die Wertschätzung von Diversität auf verschiedenen Ebenen – von der Konsumlandschaft bis zur kulturellen Vielfalt der Bewohner_innen – eine wichtige Rolle und Attraktivität wurde da wie dort mit Authentizität assoziiert. Mit dem Image der Dörflichkeit wird des Weiteren am Immobilienmarkt sowie im Sinne einer Ankurbelung des lokalen Tourismus geworben.

Im Allgemeinen könnte dann angenommen werden, dass die Konstruktion kollektiver (raumbezogener) Identitäten generell mit den Tendenzen urbaner Neoliberalisierungsprozesse korrespondiert, diese widerspiegelt und reproduziert. In diesem Sinne stellt auch Vogelpohl (2008: 70) fest, dass die ‚Vermarktung städtischer Teilräume gesellschaftlich wirksam [wird], indem subjektive Bedeutungskonstruktionen von Quartieren verstärkt werden und die Verortung von Wohn- und Arbeitsstandorten identitätsstiftend und zum

politischen Statement wird.“ Aber kann die Tatsache, dass die Konstruktion des 20^e durch seine Bewohner_innen identitätsstiftende Momente impliziert, deshalb schlicht als Affirmation einer Sichtweise des Viertels als vermarktbar Ressource interpretiert werden?

Diese Schlussfolgerung würde meines Erachtens zu kurz greifen. Denn es lassen sich durchaus auch Aspekte benennen, die einer solchen Interpretation entgegenstehen. So formulieren Bewohner_innen in einem Atemzug mit der Betonung der lokalen Dynamik im Viertel, die als „lebendig“ und „echt“ wahrgenommen wird, auch häufig eine grundlegende Ablehnung einer touristischen Vermarktung des 20^e. „Es gibt keine Touristen, weil es nichts zu sehen gibt. Und das rettet uns“, fasste Martha (Interview 11) diese Perspektive zusammen. In Zusammenhang mit der Beschreibung ihres Viertels formulieren Bewohner_innen, wie ebenfalls bereits angesprochen wurde, außerdem auch ihre negative Bewertung anderer, stärker von Gentrification betroffener Stadtteile. Und Vogelpohl (2008: 83) stellt in diesem Sinne in Anlehnung an David Harvey außerdem fest: „Gerade weil Quartiere einen wichtigen Identifikationsbezug darstellen, ist quartierbezogenes Handeln allerdings oft auch bewahrend und Veränderungen gegenüber ablehnend.“

So wird der 20^e von Bewohner_innen zwar einerseits als ein Raum konstruiert, in den sich Neues leicht einschreiben kann – beispielsweise wenn Martine von der Erfahrung erzählte, kurze Zeit anderswo gewohnt zu haben:

„Ich habe das 5. Arrondissement gehasst. Also nein, nicht gehasst. Das ging schon. Aber ich habe gleich bei der Rue Mouffetard gewohnt und abends sind dort so viele Studenten und Touristen. Aber [...] das war nicht mein Viertel. Ich hab mich nicht eingeschrieben dort. Allerdings sagen mir alle Leute, also viele Leute, die in den 20^e kommen, um hier zu wohnen, dass man sich hier recht einfach Eintritt verschaffen kann.“
(Martine, Interview 10)

Andererseits ist anzuerkennen, dass Gentrification und die Konstruktion des 20^e als ‚urbanes Dorf‘ zumindest potentiell in einem unbehaglichen Verhältnis zueinander stehen. Somit entfaltet sich wohl eine grundlegende Ambivalenz zwischen einer willkommenen Wertschätzung und Anerkennung des 20^e auf der einen Seite, und der mit den aktuellen Transformationen verknüpften, zunehmenden Integration in eine Metropole, von der sich Bewohner_innen in ihren raumbezogenen Narrativen abgrenzen auf der anderen Seite.

So wird gerade das konsensuale Bild von einer dörflichen Gemeinschaft im Zustand der Balance, wie sie das ‚urbane Dorf‘ symbolisiert, in Zusammenhang mit der Frage nach Gentrification auch zum Vehikel sehr unterschiedlicher Positionen: von Gentrification gegenüber tendenziell positiv eingestellten Perspektiven bis zu grundsätzlich kritischen Positionen. Der Schlüssel zu dieser Erkenntnis ist die Frage nach der Temporalität in den Konstruktionen des 20^e als Raum, geprägt durch Lebendigkeit und Solidarität, Vielfalt und Authentizität, Freiheit und Gemeinschaft. Die folgenden Überlegungen zeigen deren Ambivalenz in Aktion.

Gentrification gegen Ghettoisierung?

Bereits mehrmals ist Martha im Zuge dieser Arbeit zu Wort gekommen. Sie ist alleinerziehende Mutter zweier Töchter, Wohnungsbesitzerin und überzeugte Linke. In Zusammenhang mit ihrem Wohnort charakterisiert sie sich selbst als eine, die in den 20^e gekommen ist, als vieles noch anders war. Einerseits habe sie aus finanziellen Gründen keine Wahl gehabt, andererseits beschreibt sie sich als relativ privilegiert – als eine von denen, die Geld haben. Sich selbst und ihre unmittelbaren Nachbar_innen, von den homosexuellen Modedesignern bis zum „couple mixte“, charakterisiert Martha auf eine Art und Weise, die mit dem Bild der ‚*Marginal Gentrifier*‘ in der Gentrification-Literatur korrespondiert (vgl. Lees, Slater und Wyly 2008: 99f.):

„Also ich denke, dass der 20^e, das ist eine Art (...) ein Ort, wo sich viele, wo sich die Außenseiter sammeln. Aber nicht unbedingt soziale Außenseiter, sondern in ihren Köpfen. Entweder Außenseiter oder Menschen, die eine maximale Offenheit leben. Ich weiß nicht, wie man das nennen kann – psychologisch eben Leute, die einen Bruch vollzogen haben, was.“ (Martha, Interview 11)

In unserem ersten Gespräch hat Martha ihre Perspektive auf die Veränderungen im 20^e entfaltet und diese exemplarisch vor allem an der Schule festgemacht:

„Vor 15 Jahren war das wirklich ‚la zone‘⁹⁷. Mhm. Ich wohnte am Anfang Rue de Ménilmontant, gleich neben der Cité. Und jeden Morgen haben die sich die Köpfe ein-

⁹⁷ Diese Verwendung des Begriffs der Zone leitet sich historisch aus der entsprechenden Bezeichnung des Gebiets vor der Stadtmauer ab, das nicht bebaut werden durfte, in dem sich nach dem Verlust der militärischen Funktion der Mauer aber zunehmend eine arme Bevölkerung ansiedelte – ein Phänomen, das einerseits massiv durch Landflucht und ande-

geschlagen. Das war ganz schön, nein, das war ganz schön ‚chaud‘⁹⁸. Mhm. Also am Anfang hab ich das wie eine Deklassierung erlebt. [...] Als ich hergekommen bin, wirklich, das war die Dritte Welt, wirklich das Dritte Welt-Ghetto und heute ist es – ich sage das in Bezug auf die Schule meiner jüngeren Tochter. Als ich meine erste Tochter da hingeschickt habe, gab es – sie war, sie war, es gab nur Schwarze und Araber, was. Das würde ich so sagen. [...] Es hat eine doppelte Bewegung gegeben. Das heißt am Anfang gab es eine wirkliche Vermischung. Dann hat es sich ähm ein bisschen ghettoisiert. Am ghettoisiertesten war es zu der Zeit als meine erste Tochter, die ist heute 15 und ich bin damals hier hergekommen und sie war in der Schule nur mit Kindern aus der Cité. Also das war wirklich eine Periode des Ghettos. Das heißt, Leute, die Geld hatten, sind noch kaum in den 20^e gekommen. [...] Und die wenigen haben ihre Kinder woanders zur Schule geschickt. Aber heute gibt es so viele, es ist so teuer geworden, dass es immer mehr Leute mit Geld gibt. Und da sie nicht alle Plätze in den Privatschulen kriegen oder ausweichen können, schicken sie ihre Kinder wieder in die öffentlichen Schulen. Und ich denke, das schafft dann erneut eine soziale Vermischung. [...] Äh, also als meine Große in dieser Schule war, gab es keinen einzigen Weißen in ihrer Klasse und so. Jetzt sehe ich in der gleichen Schule, ähm, es gibt dort wirklich von allem was. Und das ist sympathisch, was?“ (Martha, Interview 11)

In Marthas biographischem Panorama folgen drei Stufen aufeinander: Auf einen ursprünglichen Zustand „am Anfang“, vor ihrer Zeit im 20^e, der ihres Erachtens durch eine „wirkliche Vermischung“ geprägt war und der dementsprechend positiv konnotiert ist, folgt in ihrer Narration eine Phase der Ghettoisierung, die mit ethnischer Differenz in ihrer als bedrohlich wahrgenommenen Variante („nur Schwarze und Araber“) sowie mit Gewalt verknüpft wird, während mit der drastischen Metapher von der „Dritten Welt“ das Bild vom Ghetto noch zusätzlich verstärkt wird, sowie Bilder der bitteren Armut evoziert werden. Darüber hinaus wird die *Cité* hier unmittelbar mit dem Begriff des Ghettos assoziiert. Aktuell konstatiert Martha allerdings eine Entwicklung, die zurück zu jenem ursprünglichen Gleichgewichtszustand geführt hat, der in der Phase des Ghettos verloren gegangen war. Gentrification wird dabei zunächst als effektives Werkzeug gegen Ghettoisierung und zur Wiederherstellung eines verlorenen ursprünglichen und authentischen Zustandes der „wirklichen Vermischung“ legitimiert. Mit diesem Narrativ legitimiert Martha zugleich auch ihre eigene Entscheidung, hierher zu ziehen als positiven Beitrag zur Restitution des 20^e als lebenswertes ‚Dorf in der Stadt‘, wo die Schule nicht mehr als Ghetto gesehen wird, sondern nunmehr ethnische Differenz in ihrer „sympathischen“ Variante erfahrbar wird. Weil heute gäbe es dort „von allem was“.

rerseits durch die Nachwirkungen der Umstrukturierungen im Pariser Zentrum genährt wurde. Die Bewohner_innen der entstehenden ‚bidonvilles‘ wurden auch als ‚les zonards‘ bezeichnet. Bis heute wird die Bezeichnung ‚la zone‘ in Paris auf urbane Räume angewandt, die als Problemgebiete gesehen werden.

⁹⁸ ‚chaud‘ bedeutet im Grunde heiß oder warm, wird im übertragenen Sinne aber auch im Sinne von gefährlich, hitzig oder heikel verwendet.

Auffällig ist dabei unter anderem Marthas Unbehagen bei der Benennung der ‚Anderen‘, wobei sie sowohl auf ethnische Differenzen als auch auf Klasse Bezug genommen und dabei immer wieder nach passenden Worten gesucht hat. Ethnische Differenz wird in Zusammenhang mit ihrer Beschreibung der „Periode des Ghettos“ unter anderem zu einer Markierung von Klassenunterschieden. In der Abwesenheit von ‚Weißen‘ werden die als ‚Andere‘ konstruierten ‚Schwarzen‘ und ‚Araber‘ nicht als heterogene Gruppe repräsentiert, sondern als Beispiel für konzentrierte und damit problematische Alterität, die ‚unter sich‘ bleibt. Während ethnische Differenz hier einerseits zur Weißheit in Opposition gestellt wird, durchzieht Marthas Erzählungen allerdings eine zweite Dichotomie, mit der sich dieses Verhältnis verkompliziert. Schließlich ist Marthas ältere Tochter als Kind einer ‚weißen‘ Mutter und eines Vaters westafrikanischer Herkunft selbst nicht weiß, sondern was in Frankreich als ‚*métisse*‘ bezeichnet wird. Die Aufwertung und (Re-)normalisierung im Sinne einer Wiederherstellung des Gleichgewichts im Viertel wird im Endeffekt dann nicht mehr primär entlang der Dichotomie von Weißheit und Nicht-Weißheit beschrieben, sondern mit der Vorstellung einer wiedergewonnen Heterogenität verknüpft. Letztere wird darüber definiert, dass zunehmend Bewohner_innen, die der Mittelschicht angehören – „Leute, die Geld haben“ – in den 20^e ziehen und auf dieser Basis wiederum eine positiv konnotierte „Vermischung“ – auch in ethnischer Hinsicht – etabliert wird.

Dabei zeigt sich allerdings auch, dass sich hinter dem ethnisch definierten „von allem was“ womöglich vor allem ein Zuwachs dessen verbirgt, was in Bezug auf die eigene soziale Position als „wie ich“ und damit als ‚nicht-fremd‘ definiert wird. Ihre erste Tochter hat Martha schließlich in ein privates *Collège* geschickt, eine Entscheidung, die vor allem in Zusammenhang mit ihrer linken Gesinnung rechtfertigen muss und nunmehr revidiert, weil sich die Situation im Zuge der sozialen Transformation des Viertels entsprechend verändert habe:

„Weil das Collège St. Blaise, das war nicht möglich. Das war nicht möglich vor fünf Jahren. Aber heute wechselt sie wieder in die öffentliche Schule, weil sich die Bevölkerung dermaßen verändert hat. Und was da geschieht ist, ich schaue mit den Eltern aus meinem Viertel, also gut, Leute wie ich, die Geld haben, die ein bisschen aufwertende Berufe haben und so – wir haben uns versammelt und uns gesagt, [...] wir machen eine

gezielte Politik und schicken alle unsere Kinder in die Schule nebenan. [...] Und ich habe gesagt, ab dem Moment, wo wir ein Dutzend sind – es braucht nicht viel für ein Collège. Es reicht ein Dutzend Kindern ähm, die nicht aus der Cité kommen – weil das Problem ist, dass sie immer unter sich sind.“ (Martha, Interview 11)

Was sich hier unter anderem manifestiert, ist die paternalistische Schlagseite des Ideals der ‚sozialen Vermischung‘, wo die Mittelschicht antritt, die Armen zu retten, indem sie diese aus ihrer Isolation befreit und mit ihrer normalisierenden Präsenz eine Balance wiederherstellt, in der alle ihren Platz haben und Differenzen kein Problem mehr darzustellen scheinen. Kritisch betrachtet, kann dieser Prozess allerdings auch als Durchsetzung klassenspezifischer Normen durch eine relativ privilegierte Gruppe interpretiert werden.

Martha konstruiert den 20^e im Rahmen einer Narration, in der das ‚urbane Dorf‘, dem sie sich verbunden fühlt, zunächst verschwunden ist, in Folge allerdings durch ‚Leute wie sie‘ wiederhergestellt wurde. Somit impliziert diese Version von der Geschichte des 20^e eine Legitimation von Gentrification und deren Interpretation als positiver Prozess, der effektiv Ghettoisierung bekämpft. Marthas Position in Bezug auf Gentrification bleibt aber dennoch ambivalent. So äußerte sie durchaus auch Zweifel an ihrer Geschichte eines 20^e, der vom Ghetto zum Zuhause geworden ist, wenn sie nicht sicher ist, ob die Entscheidung ihre Tochter in die Privatschule zu schicken, tatsächlich jemals gerechtfertigt war: „Ich sage mir, vielleicht bin ich zum Opfer meiner selbst geworden. Ich habe mich beindrucken lassen, von dem was man sagt. Vielleicht hätte sie in *St. Blaise* den gleichen schulischen Werdegang gemacht?“ (ebd.) Darüber hinaus ist sich Martha durchaus der Gefahr von Verdrängungsprozessen bewusst und sieht deshalb politischen Handlungsbedarf in Zusammenhang mit Gentrification. Um die derzeitige Balance, die wiedergewonnene Authentizität und ‚mixité‘ zu schützen, seien Maßnahmen von Nöten – damit das Gleichgewicht nicht verloren geht, das im Endeffekt auch aus Marthas Sicht nicht nur Leute wie sie braucht, sondern auch ‚die Anderen‘, für die das Leben hier allerdings unleistbar zu werden droht:

„Selbst Leute, die bei der Post arbeiten und so haben nicht mehr das Geld, um in Paris zu wohnen. Also das betrifft nicht nur die Leute ganz unten. Und wenn du SMIC⁹⁹ kriegst, kann man im Viertel sowieso nicht mehr wohnen. Das ist klar.“ (ebd.)

Ähnliche ambivalente Positionen in Zusammenhang mit der Vorstellung eines fragilen Gleichgewichts im Viertel, das durch Gentrification zugleich geschaffen und bedroht wird, haben auch andere Bewohner_innen in Interviews und Gesprächen geäußert. Auch Manon hat Verdrängungsprozesse kritisiert (siehe Einleitung), gleichzeitig meinte sie in Bezug auf den Zuzug der Mittelschicht:

„Dadurch wird die Vermischung realer. Ich finde, das zieht nach oben, (...) ja, das zieht die Dinge nach oben. Weil die Leute, die Geld haben, im Gegensatz zu dem, was man denkt, die denken nicht unbedingt nur egoistisch an sich selbst. [...] Ich finde das interessant für die Kinder in der Schule, auch Leute zu haben, die Geld haben.“ (Interview 14)

Serge kritisierte in Zusammenhang mit Gentrification unter anderem, dass von Verschönerungsmaßnahmen der *Mairie* nicht alle gleichmäßig profitieren, und meinte zugleich:

„Dieses bisschen Bobo, ich finde das nicht schlecht. Das ist zweischneidig. Weil einerseits ist das unfair, dass die mit öffentlichen Mitteln die private Straße dort unten herrichten und unsere nicht. Aber was ich sagen will, es ist auch schön. Vorher war das ‚zone‘. Jetzt ist es hübsch.“ (Interview 14)

In ähnlicher Weise freute sich Martha über die neue Mediathek in der *Rue de Bagnolet*, und stellt aber auch fest:

„Auch die Bibliothek ist zweischneidig. Gleichzeitig ist das genial, weil (...) ich sehe dort auch alle möglichen Leute aus den Wohnblöcken (...). Aber gleichzeitig ist das auch wieder ein weiteres Werkzeug und die Leute werden sagen, ah ja, das ist ein toller Ort. Also warum nicht eine größere Wohnung im 20^e kaufen, sagen sie sich. Und das läuft dann Gefahr, dass – also das ist kompliziert. Je mehr man dafür macht, dass das nicht isoliert ist, desto mehr–.“ (Martha, Interview 11)

Und dort endete Marthas Satz irgendwie ratlos. So wie Martha verknüpften auch Manon und Serge eine Perspektive auf Gentrifizierung als ambivalenter Prozess schließlich mit der Vorstellung einer organischen sozialen Ausgewogenheit, die es

⁹⁹ *Salaire minimum interprofessionnel de croissance*. Auf deutsch: Wachstumsorientierter berufsgruppenübergreifender Mindestlohn

zu schützen gilt: „Im Endeffekt ist es eine Frage des Gleichgewichts. Das muss man bewahren. (...) Das ist das gleiche Problem, wie mit der Natur.“ (Interview 14)

Gentrification als Bedrohung und Verdrängung?

Auch Sophie erzählte mir von Schulen im 20^e, um die sich Geschichten von Gefahr und Angst ranken, weil die Kinder aus der *Cité* dorthin gehen. Im Unterschied zu Martha ist sich Sophie allerdings sicher, dass diese Geschichten immer schon falsch waren. Schließlich seien auch ihre Kinder in eine der Schulen mit schlechtem Ruf gegangen, ohne jemals Probleme zu haben. Sophie insistiert: „Man darf diesen Klatsch nicht glauben.“ Gefährlich sei nicht der kleine Moussa aus der *Cité*, sondern das Verhalten jener, die sich an diesen Gerüchten orientieren und ihre Kinder woanders hinschicken: „Wenn du diese Balance wegnimmst, siehst du, dieses soziale Gleichgewicht – man braucht doch von allem was. Sonst produziert man doch so eine Art Ghetto, siehst du?“ (Sophie, Interview 15)

Hier stoßen wir zunächst auf eine Reihe augenscheinlicher Gemeinsamkeiten mit Marthas Feststellungen, aber ebenso auf bedeutsame Unterschiede: Beide stützen sich auf ähnliche Bilder, ein ähnliches Vokabular und das Ideal eines Gleichgewichtes, in dem eine ausgewogene Mischung verschiedener Menschen mit all ihren Unterschieden gut aufgehoben ist. Allerdings betrachtet Sophie im Unterschied zu Martha Gentrification nicht als Prozess der Wiederherstellung einer verlorenen Balance. Ganz im Gegenteil sieht beispielsweise auch ihre Tochter Marie, die zum Zeitpunkt meiner Feldforschung in der Nachmittagsbetreuung einer der lokalen Schulen gearbeitet hat, dieses Gleichgewicht in Zusammenhang mit der fortschreitenden Verbürgerlichung zunehmend als bedroht:

„Es gab damals (Anm. der Autorin: als Marie selbst zur Schule ging) wirklich eine soziale Vermischung, weil überm Supermarkt, da gibt es eine Cité und die ist sehr ‚populaire‘. Und die Kinder aus dem Viertel und die Kinder aus der Cité, das hat wirklich eine Mischung produziert. [...] Aber ich glaube, es gibt immer weniger Eltern [...], die ihre Kinder in solche Schulen schicken wollen. Da bin ich mir sicher. [...] Jedenfalls, in meinem Collège, als ich von dort weg bin, hat mir meine Deutschlehrerin gesagt, ihr seid die letzte Klasse gewesen, in der es eine soziale Vermischung gab. [...] Ich weiß auch nicht warum, aber das nervt mich, was. Weil zum Beispiel, ich weiß schon, dass es

gleich bei mir nebenan, solche Orte gibt, wo ich nie hingeh, die Bellevilloise und alles. Die Flèche D'Or¹⁰⁰. Ich geh da nie hin. Das ist typisch bobo. Ich habe nicht die Gewohnheit. Aber es gibt Leute, die ziehen hier her und sie wissen es gibt diese Dinge hier. Aber sie haben nicht die gleichen Gewohnheiten, [...] wie ich, die ich schon lange hier wohne. Und dann hast du Leute, die wohnen im gleichen Viertel, aber die überhaupt nicht die gleichen Kreise ziehen. Zwei getrennte Welten. Ja. Man wohnt zusammen, aber ich habe den Eindruck, man wohnt zusammen, aber wir sind nicht vermischt.“ (Marie, Interview 9)

In Maries Erzählung ist Gentrification – die zunehmende Präsenz der ‚Bobos‘, von denen sie hier spricht – nicht mit einem Zuwachs an Vermischung verbunden, sondern vielmehr mit der Herausbildung getrennter Welten in der Nachbarschaft. Zwar stützen sich auch diese Diskurse auf ein ähnliches Vokabular, die selben Metaphern und das selbe Ideal eines gemischten Viertels, wie Martha in ihren Geschichten vom 20^e. Der grundlegende Unterschied besteht aber darin, dass Gentrification eben nicht mit der Rückkehr der geschätzten Vermischung und der idealen Balance, sondern eher mit deren Verlust assoziiert wird. Stellt bei Martha die *Cité* den Inbegriff eines Ghettos dar, das in der Vergangenheit angesiedelt wird, so wird die Gefahr einer Ghettoisierung und des Verlustes des Gleichgewichts in den Diskursen von Marie und Sophie am Eindruck einer gegenwärtig zunehmenden Kluft zwischen verschiedenen Bewohner_innen im Viertel festgemacht. Maries Shift von der Schule zu einer allgemeineren Perspektive auf ihr Viertel deutet auch bereits an, dass manche Bewohner_innen Gentrification nicht nur in Zusammenhang mit der Schule als Bedrohung für den 20^e wahrnehmen.

Auch den Aspekt der Verdrängung thematisieren jene Bewohner_innen des 20^e, die dessen Transformation kritisieren, zum Beispiel weil die eigenen Kinder sich hier keine eigene Wohnung mehr leisten können und vor der Entscheidung stehen: Kinderzimmer oder *Banlieue*, wie Sophie mir erklärte:

Anna: Du denkst also, dass mit dem Prozess der Verbürgerlichung die soziale Vermischung eher verschwindet?

Sophie: Ehm, das macht mir in der Tat ein bisschen Angst, weil das die Preise steigert. Ich weiß nicht, auf Ebene der Wohnungen. Und du kannst jetzt nichts nettes mehr finden. Wenn du willst, als ich jung war, es stimmt, wenn du Studentin warst oder eben seit kurzem gearbeitet hast, konntest du ‚Bye Bye‘ zu Mama und Papa sagen und brauchtest keine Kautio in Form der Gehaltszettel deiner Eltern. Und wie das jetzt ist,

¹⁰⁰ Ein bekannter Club in einem ehemaligen Bahnhofsgebäude im 20^e.

das schockiert mich. Ich glaube, das ist sehr schwer für alle Jungen. Das ist sehr schwer.“

(Interview 15)

Sophies Tochter ist mittlerweile von zu Hause ausgezogen und wohnt jetzt in der *Banlieue*. Aber nicht nur die Immobilienpreise steigen und die Cafés werden teurer. Es wird auch kritisiert, dass deren Atmosphäre grundlegend verändert werde, weil alles „sauber“, „steriler“ und „kontrollierter“ werde. So meinte beispielsweise Martine, das Problem gehe über die steigenden Immobilienpreise hinaus:

„Ich finde, es gibt im 20^e eine Konsumnorm, die sich verbürgerlicht hat, in dem Sinne, dass selbst wenn es immer noch die ‚classe pop‘ gibt, verändert sich die Konsumnorm, weil man sieht, dass die Bars, die Bäckereien, die Supermärkte, selbst die Mac Donalds werden renoviert [...] schöner, sauberer und so weiter. Und dann zahlst du auch mehr. Und selbst wenn es hier noch Sozialwohnungen gibt, vielleicht können sich die Leute, die dort wohnen, diese Konsumnorm einfach nicht leisten und müssen deshalb in die Banlieue, wie das auch in anderen Vierteln passiert ist.“ (Martine, Interview 10)

Auch diese Kritik mischt sich wiederum mit der Konstruktion einer Authentizität des 20^e als ‚*quartier-village*‘, die zunehmend verloren gehe. In Bezug auf die steigende Anzahl renovierter Bars, meinte Martine:

„Das sind keine ‚bars de quartier‘ mehr. Das ist nicht mehr freundschaftlich. Das wie – wie nennt man das? Wenn etwas, du weißt schon, wenn es pasteurisiert wird, wenn alle Mikroben rausgenommen werden etc. Das ist steril. Genau: Alles wird sterilisiert. Es gibt kein (...) ja. [...] Und da Rue Sorbier, Gambetta, also ich bin mir sicher, dass es in 10 Jahren keine einzige ‚bar de quartier‘ mehr geben wird. In fünf oder zehn Jahren.“ (ebd.)

Julie assoziiert mit der Transformation des Viertels außerdem eine zunehmende Polizeipräsenz, welche die Freiheit und Lebendigkeit im Viertel in immer engere Schranken weise. Dabei stoßen wir wieder auf das aufgeladene Bild von den spielenden Kindern im öffentlichen Raum:

„Heute, die Kinder, die auf der Straße spielen, die werden immer mehr wie kleine Verbrecher behandelt. Oder ich weiß nicht. Das ist wirklich schrecklich, oder? Das ist so auf die Art, früher, wenn dir ein Kind seinen Ball ins Gesicht geschossen hat, dann hast du ihm eine verpasst und das wars. Und heute rufen die Leute ja gleich die Polizei.“ (Julie, Interview 6)

Verbürgerlichung wird aus dieser Perspektive mit einem (zumindest partiellen) Verlust der besonderen sozialen Qualität des Lebens im 20^e verbunden, wie Martine am Beispiel der *Portes Ouvertes des Artistes* illustriert:

„Früher beim Tag der offenen Tür der Ateliers hast du ein Glas mit dem Künstler getrunken. Du redest, du spinnst rum. Jetzt schauen die Leute. Man hat den Eindruck, die sind im Museum. Aber nein, das sind Ateliers. Das ist kein Museum. [...] Aber gut. Also gibt es eine kleine Sache, die sich ändert. Einen kleinen Verlust. Nämlich mit der Verbürgerlichung verliert man ein bisschen die ‚convivialité‘. Und das stört mich. Ja. Sagen wir die Bourgeois sind nicht dafür bekannt, sehr gesellig zu sein. Und das ist es, was mich grundlegend stört.“ (Martine, Interview 10)

In allen hier zusammengefassten Perspektiven geht mit der Zeit und in Zusammenhang mit den Transformationen des Viertels etwas verloren: Gentrification wird hier mit einer Erosion des Zustandes der Authentizität, der Freiheit und Balance in Verbindung gebracht. Zwar werden diese positiven Charakteristika durchaus noch als Gegebenheiten betrachtet, allerdings als zunehmend bedrohte, durch Prozesse der sozialen Polarisierung und der damit einhergehenden Herausbildung getrennter Welten, von denen befürchtet wird, dass sie aus dem ‚urbanen Dorf‘ zunehmend Vergangenheit machen.

Gentrification als natürlicher und unausweichlicher Prozess?

Als ein dritter Diskursstrang findet schließlich auch eine Repräsentation von Gentrification als natürlich und unumgänglich Platz in den Debatten mancher Bewohner_innen: Dass die Preise steigen und die Armen verdrängt werden, das passiere in allen europäischen Städten, meinte Nadim, der ein kleines Serviceunternehmen in der *Rue des Pyrénées* besitzt und einen Verein für lokale Kaufleute gegründet hat. Die sogenannten ‚Bobos‘, Leute wie er, seien dabei nicht das Problem, weil diese ja im Grunde die Authentizität des alten ‚*Paris populaire*‘ erhalten: „Sie nehmen, was da ist, schützen es, aber besser hergerichtet.“ (Nadim, Gespräch 3) Das sei ja durchaus gut, so Nadim, weil Paris sonst Gefahr laufe, seine Seele zu verlieren. Die Echtheit und Lebendigkeit des ‚*quartier-village*‘ werden hier als historische sowie aktuelle Gegebenheit betrachtet. In Bezug auf die Gentrifizierung des *Marais* meint Nadim dementsprechend, um seinen Standpunkt zu untermauern: „Als die Homosexuellen in den *Marais* gekommen sind, war das auch nicht

schlecht. Das hat die Atmosphäre dort nicht zerstört, sondern vielmehr verbessert.“ (ebd.)

Aus Nadims Perspektive bedroht nicht Gentrification die Authentizität der Viertel im Pariser Osten, sondern ein Verlust bestimmter Werte, der sich darin ausdrückt, dass Menschen nur noch fernsehen und konsumieren, die Händler_innen und Geschäftsleute sich in ihren Geschäften verschanzen und niemand mehr miteinander kommuniziert. Gentrification hingegen wird hier als ‚Verbesserung‘ und ‚Aufwertung‘ und im Grunde für alle positive Entwicklung repräsentiert. Das lebendige Viertel, der 20^e als authentischer dörflicher Mikrokosmos werde dabei nicht in Frage gestellt, sondern vielmehr herausgeputzt. Der dörfliche 20^e wird zu einer von sozialer Klasse unabhängigen Tatsache erklärt – das alte ‚Paris populaire‘, für das sich Nadim so begeistert, braucht in seiner Sichtweise keine ‚classe populaire‘ mehr.

Und so antwortete Nadim auf die Frage nach der Bedeutung der ‚mixité sociale‘ schließlich auch mit einem ausschließlichen Bezug auf ethnische Differenz, während Klassenunterschiede ausgeklammert bleiben. So meinte er lachend:

„Die ‚soziale Vermischung‘ ist ja heute eine Tatsache in Paris. Paris ist eine kosmopolite Stadt. Ich selber habe meinen Hintergrund in der Migration aus dem Maghreb. Und wir sind die neuen Franzosen. Und schließlich sind wir ja alle gleich, nur manche etwas bleicher“. (ebd.)

Erst als ich noch einmal explizit nach sozialer Ungleichheit fragte, meinte Nadim in Bezug auf die Mitteschicht, zu der er sich selbst zählt: „Das stimmt schon, dass die Bobos gerne unter sich bleiben. Da gibt es eine natürliche Selektion.“ Die ‚Bobos‘ wohnen in hübschen Apartments, gehen gerne ins Restaurant am Eck, seien eher intellektuell und haben andere Interessen und Referenzpunkte als irgendwelche „Shit rauchenden Jungs“, stellte er fest. Aber schließlich seien die ‚Bobos‘ ja trotzdem links und beleben das Viertel.

Marc hingegen hat auf meine Frage nach der Verbürgerlichung des 20^e geantwortet, dass es sich dabei um eine Erfindung von Journalisten handle:

„Weil die reden von der Boboisierung des Viertels und all das, aber wenn du den Bus

nimmst, den 26er, zu welchem Zeitpunkt auch immer, dort drin hast du die ganze Welt in einem Bus. Da sind nicht nur Weiße. Und es sind auch nicht nur junge Reiche und all das.“ (Marc, Interview 8)

Es stimme schon, dass die Preise steigen. Das sei allerdings ein Faktum, das aus Marcs Sicht primär andernorts produziert wird, nämlich an den Börsen der globalen Finanzmetropolen:

„Man muss heute reich sein, um eine Zwei- oder Dreizimmerwohnung in Paris zu kaufen. Aber nichtsdestotrotz gibt es hier einen Haufen Leute, die seit Generationen hier wohnen, die Araber sind, die ‚black‘ sind, die Chinesen sind, die Juden sind, die völlig vermischt sind und man kann mir nicht sagen, dass das Viertel bürgerlich geworden ist. Das ist unmöglich. Hör mal, ha, das sind Leute, die nicht mit dem Bus fahren, die so was sagen. Ich nehme die Métro und den Bus und in meinem Viertel sind die voll mit allen Farben der Welt.“ (ebd.)

Sowohl Nadim als auch Marc konstruieren eine Kontinuität des 20^e als multikultureller und kosmopoliter Mikrokosmos trotz steigender Preise. Letzteres Faktum sei zwar bedauerlich, wird aber als Konsequenz von Prozessen verstanden, in die sie selbst nicht involviert sind. Gleichzeitig wird soziale Ungleichheit in ihren Perspektiven auf den 20^e zu einer irrelevanten Kategorie bzw. zu einer Differenz neben anderen. Die einen sind Chinesen, die anderen Araber, die einen haben Geld und die anderen nicht – und in ihrer Vielfalt illustrieren sie in Marcs Einschätzung allesamt, dass es keine Gentrification im 20^e gibt, auch weil kulturelle Vielfalt grundlegend als Opposition zur Bürgerlichkeit aufgefasst wird. Jene Veränderungen, die er dennoch beobachtet hat, präsentierte auch Marc als zugleich positiv und ‚normal‘. So sagte er beispielsweise in Bezug auf die Renovierung einer der großen Bars in der *Rue des Pyrénées*, mit der sich langsam auch deren Publikum ändert:

„Nun gut, vor den Arbeiten und während langer Jahre waren da die Stammgäste, immer die gleichen, die Fußball geschaut haben. Und mit einem Schlag, Samstagabend dort gibt es jetzt einen Haufen Junge, die ich vorher noch nie gesehen habe. Und das ist jetzt angesagt. Ich war schon ein bisschen überrascht. Aber umso besser, oder? Warum nicht? Das ist doch gut. Auf jeden Fall, eine Stadt, weißt du, die bleibt nie gleich. Es gibt immer Veränderungen. Es gibt immer Leute die kommen und Leute, die gehen. [...] Das ist normal.“ (Marc, Interview 8)

Dass sowohl Marc als auch Nadim mit diesen Diskursen auch ihre eigene Position als relativ wohlhabende, neue Bewohner_innen des 20^e legitimieren, ist naheliegend. Gewis-

sermaßen leugnen sie dabei die Relevanz ihrer eigenen, relativen Privilegierung. Ähnliche Perspektiven haben allerdings auch weniger privilegierte Bewohner_innen geäußert – so beispielsweise Rachida, die in Einklang mit ihrem Projekt sozialer Aufwärtsmobilität und ihrer bereits angesprochenen Orientierung am Leistungsprinzip ihre Meinung dazu formulierte, dass Angehörige der Mittelschicht in ihrem *quartier* Immobilien kaufen:

„Ich sehe nicht, warum das die Anderen stören sollte. Also wenn diese Person, wenn die hart gearbeitet haben [...], warum nicht? Wenn der das verdient, warum nicht? Warum soll ich ihm das übel nehmen? Man muss es ja nur machen wie sie. Diese Leute kommen mit Geld, die neuen Bewohner, aber die verdienen das. Wenn das sauberes Geld ist, warum soll mich das stören? Ich finde, umso besser. [...] Also wenn das die Leute stört, braucht man es ihnen nur gleich tun und hart arbeiten gehen. Ja. Mein Nachbar hat gerade ein Haus gekauft. [...] Das ist ein Herr, wenn ich morgens aufstehe und bete, meine Kinder aufwecke, dann geht der schon zur Arbeit.“
(Rachida, Interview 13)

Die realen Grenzen und Exklusionsmechanismen, die mit sozialer Ungleichheit einhergehen, werden von jenen, die Gentrification in diesem Sinne betrachten, nicht nur akzeptiert sondern durchaus auch reproduziert – beispielsweise in der Art und Weise, wie Marc damit umgeht, wenn Jugendlichen aus einer benachbarten *Cité* in der Passage, in der er wohnt, rumhängen. Diese Passage beschreibt Marc grundsätzlich in Einklang mit den positiven Konnotationen des ‚Dorfes in der Stadt‘:

„Als wir die Wohnung das erste Mal gesehen haben und ich sah, dass sie hier in der Passage ist, war ich sehr glücklich. Weil die Passage ist sehr ruhig. Und (...) man hat hier nicht den Eindruck in der Stadt zu sein. Es ist sehr – wenn in der Straße vorn nachts die Autos vorbeifahren, manchmal hört sich das an wie eine Welle am Meer. Das macht schu schu (imitiert Rauschen des Meeres).“ (Marc, Interview 8)

Und die Ruhe an diesem Ort verteidigt Marc auch. Die Jugendlichen aus der Wohnsiedlung, „die haben ihr Territorium dort in der *Cité*“ (ebd.), erklärte er. Um diese Ordnung durchzusetzen, ruft er auch die Polizei. Über einen Nachbarn, der anders auf die Jugendlichen reagiert, sagte Marc:

„Weißt du, er ist zu ihnen gegangen, hat eine mit ihnen geraucht und so. Monsieur Cool, verstehst du. Aber das ist denen doch völlig egal, dass er denkt, das ist cool und dass sie hierbleiben können. Die kommen hierher, weil es hier ruhig ist. Aber man darf nicht erlauben, dass sie sich hier einrichten. Nein, nein, nein.“

Hier wird ein Ort, der sich zunächst reibungslos in das Bild vom ‚urbanen Dorf‘ und der Vorstellung eines friedlichen Zusammenlebens einzufügen scheint, unter anderem durch aktiven Ausschluss derjenigen konstituiert, die dieses Bild stören. Die Konstitution dieses Raumes vollzieht sich im Kontext multipler Perspektiven und in Zusammenhang mit Machtverhältnissen: Wird aus der Sicht der Einen ein Raum der Ruhe und Ordnung produziert, wird der selbe Ort für die Anderen zu einem Raum der Exklusion und Unsicherheit. Serge und Manon, die in eben jener Siedlung wohnen, die Marc zum ‚Territorium‘ der Jugendlichen erklärt hat, reagierten auf meine Darstellung dieser Perspektive zynisch lächelnd: „Wahrscheinlich kommen die kiffenden Hippies, die dort ihre Ruhe haben wollen, dann zu uns in die *Cité* und kaufen hier ihren Shit.“ (Eigene Feldnotizen, 10.03.2011)

Insgesamt werden Transformationsprozesse in den Perspektiven, die Nadim und Marc äußerten, zu einer Ressource des 20^e als ‚urbanes Dorf‘, das im Zuge dieses Prozesses nicht verloren geht, sondern verbessert wird. In mehrfacher Hinsicht rücken diese Perspektiven damit in die Nähe von Marthas Perspektive, wo die Annahme zentral ist, dass ein gewisses Maß an Gentrification gegen Ghettoisierung wirkt. Allerdings fehlt hier im Unterschied dazu die Vorstellung einer klassenbezogenen Balance, weil soziale Ungleichheit weitgehend ausgeklammert wird bzw. in diesem Zusammenhang nicht als relevantes Problem betrachtet wird. Ebenso wie die Transformationen werden auch die Grenzen zwischen verschiedenen sozialen Gruppen im Viertel als natürlich verstanden. Dementsprechend findet sich hier auch keine Kritik an Verdrängungsprozessen. In einem Verständnis der Transformationsprozesse als natürliche Evolution des urbanen Mikrokosmos hin zu einem neuen Gleichgewicht fehlt auch der Appell an die Politik bezüglich Maßnahmen zur Bewahrung desselben. Interessanterweise ist dies damit gerade bei zwei Akteur_innen der Fall, die in einem besonderen Naheverhältnis zur Lokalpolitik stehen, in der sich auf die eine oder andere Art und Weise sowohl Nadim als auch Marc engagierten.

Umstrittene Authentizität

Manon: Im Endeffekt ist es eine Frage des Gleichgewichts. Es gilt, das Gleichgewicht zu erhalten. (...) Wir haben ja das gleiche Problem auf Ebene der Natur. (Lacht) [...]

Serge: Ein Ökosystem. Das ist ein Ökosystem. (Lacht)

Manon: Ja, eine Art Ökosystem. Ich weiß nicht. Ist das ein Ökosystem? Ja doch, ein menschliches. Ich weiß nicht, wie nennt man sowas?

(Interview 14)

Als Manon und Serge über die potenziellen Vor- und Nachteile von Gentrification diskutierten, kamen sie irgendwann an diesem Punkt an und formulierten damit klar und deutlich einen Aspekt, der in anderen Diskursen eher implizit mitschwingt. Wie Gentrification von verschiedenen Bewohner_innen verhandelt wird, ist eng mit ihrer Vorstellung vom Viertel als organischer Mikrokosmos und dem Ideal eines Zustands der Balance und des Gleichgewichts verknüpft. Selbst wenn dieses eine entsprechende Vorstellung vom 20^e einen weitgehenden Konsens darstellt, so haben die vorangegangenen Reflexionen auch klar gezeigt, dass keineswegs Einigkeit darüber besteht, wie dieses natürliche Gleichgewicht zu definieren ist. Hier wird in Bezug auf Vorstellungen von ‚Natürlichkeit‘ offensichtlich, was in anderen Zusammenhängen, wie Raymond Williams (1980: 82) im Aufsatz *Ideas of Nature* argumentiert, oft unbemerkt bleibt: „Ideas of nature, but these are the projected ideas of men“. Diskurse über Natur und Natürlichkeit implizieren konkrete Vorstellungen von Gesellschaft. Sprechen wir von natürlichen Ordnungen, so sprechen wir implizit auch von sozialen Ordnungen.

Laufen in Konstrukten eines ‚Dorfes in der Stadt‘, wie ich im vorangehenden Kapitel gezeigt habe, zunächst die Perspektiven sehr verschiedener Bewohner_innen zusammen, habe ich in diesem Kapitel festgestellt, dass das Vokabular, die Metaphern und die Logik, auf denen das Bild vom ‚urbanen Dorf‘ sowie das Zelebrieren von Differenz basieren, auch zum Vehikel antagonistischer Repräsentationen des 20^e werden, die allerdings zeitlich in jeweils anderen Epochen festgemacht werden. Mit einem Blick auf ihre Temporalität zeichnen sich schließlich also Divergenzen ab. Wo die Authentizität und Ausgewogenheit eines als dörflicher Mikrokosmos repräsentierten 20^e zeitlich angesiedelt wird, ist durchaus mit verschiedenen Interessen und sozialen Positionen verschiedener

Bewohner_innen verknüpft. In diesem Sinne hat die Auseinandersetzung mit verschiedenen Positionen gegenüber Gentrification auf Seiten der Bewohner_innen, aber auch gezeigt, dass die Infragestellung negativ konnotierter Bilder vom 20^e und deren Ersatz durch solche, die mit positiven Identifikationsprozessen verzahnt sind, nicht einfach als Teil der kulturellen Dimension von Gentrification verstanden werden kann. Sie können sowohl Kritik als auch Affirmation sowie ambivalente Positionen gegenüber Gentrifizierungsprozessen transportieren. Dementsprechend wurden auch sowohl inklusive Momente der normativen Konstruktion vom ‚Dorf in der Stadt‘ als auch Momente der Exklusion und Grenzziehung aufgezeigt.

Das Beispiel Marthas hat eine Perspektive auf Gentrification illustriert, mit der sie ihre eigene Position als ‚Gentrifier‘ im Viertel rechtfertigte und auf ihre Zugehörigkeit zu einer heterogenen und ausgewogenen, multikulturellen Gemeinschaft pochte, unter anderem auf Basis der Evokation des Ghettos als Gegenbild, wo kulturelle Differenz nicht mehr als Diversität wertgeschätzt wird, sondern als Marker konzentrierter Ungleichheit problematisiert wird. Zumindest eine erste Phase der Gentrification wird hier als Wiederherstellung eines verlorenen und authentischen Gleichgewichtszustands gerechtfertigt wird, insgesamt bleibt die diesbezügliche Position aber ambivalent. Zum Schutz der wiederhergestellten Balance brauche es nunmehr nämlich auch politische Maßnahmen, die Verdrängung eindämmen und die aktuelle Heterogenität und ‚mixité‘ bewahren.

Andere Bewohner_innen wiederum verstehen Gentrification als Bedrohung eben dieses Gleichgewichts, in das sie sich selbst involviert sehen, weil Preise steigen und Wohnungen unleistbar werden. Mit der zunehmenden Verbürgerlichung des Viertels entstehe außerdem eine Parallelwelt im *quartier* und jene Orte, die das ‚urbane Dorf‘ und seine soziale Qualität ausmachen, werden zunehmend transformiert, kontrollierter und exklusiver und verlieren aus dieser Sicht ihren authentischen Charakter.

Von der dritten Position aus werden die Transformationen als natürliche Evolution des Viertels beschrieben, im Zuge welcher sein besonderer und authentischer Charakter nicht in Gefahr gerät. Kulturelle Differenz wird auf diskursiver Ebene als positiv zelebriert, während soziale Ungleichheit weitgehend ausgeklammert wird. Wo sie dennoch themati-

siert wird, erscheint sie als natürliche und fixe Gegebenheiten, die Exklusionsmechanismen rechtfertigt: Zum Beispiel wenn die Idylle einer gentrifizierten Passage produziert wird, indem der für die Bewohner_innen friedliche Ort für die Jugendlichen aus der benachbarten *Cité „trop chaud“* wird, weil ihre Anwesenheit dort potenziell zu einer Konfrontation mit Bewohner_innen und vor allem mit der Polizei führt.

Diese divergierenden Herangehensweisen verschiedener Bewohner_innen an eine Reflexion ihrer Nachbarschaft im Kontext ihrer Veränderung illustrieren auch, dass Diskurse rund um Authentizität nicht essenzielle Charakteristika bestimmter Orte benennen, sondern vielmehr Ausdruck unseres eigenen Umganges mit Unsicherheiten und Veränderungen sind. In diesem Sinne stellt Sharon Zukin (2010: 220) fest:

„Authenticity refers to the look and feel of a place as well as the social connectedness that place inspires. But the sense that a neighbourhood is true to its origins and allows a real community to form reflects more about us and our sensibilities than about any city block.“

Als Ressource in Verhandlungen unserer Perspektiven und Positionen wird Authentizität zu einer umstrittenen Kategorie, zu einem „tool of power“ (ebd.: 3). Authentizität wird zu einem wichtigen Baustein in unterschiedlichen Konstruktion von Visionen des 20^e, die jeweils auch Interessen, Standpunkte und Ansprüche in Zusammenhang mit Gentrification transportieren und legitimieren. In diesem Sinne sind die jeweiligen spezifischen Konstruktionen von Authentizität und Gleichgewicht auch mit der Formulierung unterschiedlicher Forderungen an die Politik verbunden, die von den einen angerufen wird, Maßnahmen zum Schutz der Viertels als ausgewogener Mikrokosmos zu setzen, und Transformationsprozesse dementsprechend zu regulieren. In jenen Diskursen, die ein Verständnis von Gentrification als natürliche Evolution und Herstellung eines neuen Gleichgewichts stützen, bleibt dieser Appell an die Politik hingegen aus.

Resümee

Ausgangspunkt dieser Arbeit war das diskursive Spannungsfeld, das sich rund um den Begriff ‚Gentrification‘ – gesprüht auf die Wand eines Pariser Bezirksmuseums – abgezeichnet hat. In der Geschichte des Fotos von diesem Graffito wurden divergierende Visionen des 20. Arrondissements und seiner Transformation miteinander konfrontiert: zum einen die Kritik an der Verdrängung der ‚*classe populaire*‘ und sozialer Ungleichheit, die in der Bezeichnung aktueller Veränderungsprozesse als ‚Gentrification‘ mitschwingt, zum anderen ein Blick auf dieselben als ‚Aufwertung‘ und ‚Dynamisierung‘ des Viertels. Am Beginn stand somit die Feststellung des umstrittenen Charakters dieses Teils der Stadt im Moment seiner Veränderung. In diesem Sinne habe ich mich im ersten Teil dieser Arbeit mit den theoretischen Dimensionen der Frage der Transformation und der multiplen Perspektiven in einer anthropologischen Auseinandersetzung mit Raum im Allgemeinen und mit Gentrification im Speziellen befasst. In der zweiten Hälfte der Arbeit habe ich mich schließlich ethnographisch mit Prozessen der Raumkonstitution ‚in Aktion‘ auseinandergesetzt: Diskurse und Praktiken von Bewohner_innen, lokalen Unternehmer_innen sowie lokaler Politiker_innen wurden auf ihre gemeinsamen Nenner wie auch Grenzen, Brüche und Widersprüche untersucht und dabei einer Relativierung und Kontextualisierung ihrer jeweiligen Horizonte unterzogen. Indem ich den Weg durch diese Arbeit noch einmal in geraffter Form zurücklege, möchte ich ihre wichtigsten Ergebnisse und Erkenntnisse abschließend zusammenfassen.

Raum in seinem dynamischen und umstrittenen Charakter zu thematisieren, verlangt zunächst eine kritische Distanzierung von gängigen Tendenzen zur impliziten Ontologisierung des Räumlichen. Sowohl im Alltagsverständnis als auch wissenschaftsgeschichtlich erscheint Raum häufig, als existiere er jenseits von sozialem Handeln und unabhängig vom Verstreichen der Zeit. So habe ich anhand selektiver Einblicke in die Geschichte der anthropologischen und sozialwissenschaftlichen Stadtforschung zunächst Denkmodelle reflektiert, die Raum als genuin gegebenen Behälterraum verstehen – eine absolutistisches Raumverständnis, das in Kombination mit der Vorstellung klar abgrenzbarer ‚Kulturen‘ oder *Communities* in essenzialisierender Starre mündet. Im Gegensatz zu

Ansätzen, die Raum aufgrund dieser Kritik links liegen lassen oder dessen Auflösung in Zeiten der Globalisierung konstatieren, argumentiere ich für das Ausloten der Möglichkeiten, Raum jenseits absolutistischer Konzepte neu zu denken. Als eine erste Erkenntnis wurde somit die Notwendigkeit eines neuen Raumbegriffes konstatiert, der einer anti-essenzialistischen Haltung wie auch der Veränderlichkeit des Räumlichen gerecht wird, indem er den Blick nicht auf die Substanz des Lokalen lenkt, sondern Prozesse der Lokalisierung in den Mittelpunkt rückt. Eine dementsprechende theoretische Grundlage habe ich in Martina Löws (2001) *Raumsoziologie* gefunden, in der sie Raum ausgehend von Prozesshaftigkeit und Relationalität definiert: als unaufhörlich in Bewegung bleibende „relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen [...] an Orten“ (ebd.: 224, Hervorh. i. Orig.). Im sozialen Prozess der Raumkonstitution, der sich an der Schnittstelle von Handlungs- und Ordnungsdimensionen vollzieht, manifestieren sich sowohl Macht als auch Widerstand. In diesem Sinne konstituiert sich Raum im Kontext sozialer Auseinandersetzungen, sein ‚polysemisches‘ Potenzial ergibt sich aus seiner multiplen symbolischen Codierung in Zusammenhang mit unterschiedlichen sozialen Verortungen, Differenzen und Interessen. Als Ergebnis dieser raumtheoretischen Überlegungen kann also festgehalten werden, dass ein relationales, prozessuales Raumverständnis sowohl ermöglicht, Transformationsprozesse als soziale und räumliche ‚Reorganisation des Nebeneinander‘ zu reflektieren, als auch deren umstrittenen Charakter in Zusammenhang mit Macht und ‚Mehrstimmigkeit‘ zu thematisieren.

Darüber hinaus hat ein entsprechendes Raumkonzept methodologische Konsequenzen, die ich ebenfalls in Kapitel 2 diskutiert habe. So geht mit diesen raumtheoretischen Verschiebungen auch einher, dass die Perspektive auf einen Stadtteil als von vornherein klar abgegrenztes Forschungsfeld problematisiert wird. Stattdessen habe ich die räumlichen Praktiken und Diskurse von Bewohner_innen in ihrer Verzahnung mit den materiellen und symbolischen Dimensionen lokaler und überlokaler, historischer und aktueller Prozesse als Ausgangspunkt meiner Feldforschung genommen.

In Kapitel 3 habe ich im Zuge meiner Auseinandersetzung mit interdisziplinären Debatten rund um ‚Gentrification‘ gezeigt, dass diese weitgehend von Ansätzen geprägt sind, die entweder kulturelle oder ökonomische Faktoren als Gründe für Gentrifizierungspro-

zesse konstatieren und lebensweltliche Dimensionen derselben meist außen vor lassen. Demgegenüber habe ich für eine ‚kritische ethnographische Praxis‘ als mögliche Strategie plädiert, dieser Problematik beizukommen. Zugleich habe ich aber aufgezeigt, dass auch ethnographische Arbeiten zur Thematik tendenziell kulturelle Dimensionen spezifischer Transformationsprozesse sowie die Perspektiven der Mittelschicht als isolierte, dekontextualisierte und entpolitisierte autonome Sphären analysieren. Vor diesem Hintergrund habe ich schließlich selbst drei Vorschläge formuliert, die meinen Entwurf einer anthropologischen Auseinandersetzung mit Gentrification präzisieren sollen: Diesbezüglich habe ich erstens vorgeschlagen, Gentrification von der Nahtstelle multipler Differenzen aus zu thematisieren, das heißt ausgehend von jener Achse, an der verschiedene involvierte und betroffene Gruppen zueinander in Beziehung treten. In diesem Zusammenhang habe ich zweitens auf die Zusammenführung eines relationalen Raumverständnisses mit der Analyse von Gentrifizierungsprozessen verwiesen – nicht zuletzt, weil die Gleichzeitigkeit von multiplen Raumkonstruktionen und Macht damit eine theoretische Grundlage erhält. Drittens habe ich dafür plädiert Synergien einer anthropologischen Auseinandersetzung mit Gentrification mit rezenten Debatten rund um Neoliberalisierung auszuloten. Vor allem im Sinne einer Überwindung der dichotomen Betrachtung von kulturellen und sozio-ökonomischen Dimensionen von Transformationsprozessen erscheint mir eine solche Perspektive vielversprechend; basierend auf einem Verständnis von Neoliberalisierung als mehr oder minder hegemoniales, in jedem Fall aber hybrides Element der materiellen, politischen, sozialen und kulturellen Prozesse, im Zuge derer konkrete urbane Orte und Identitäten in ihrer von Ungleichheit und Macht durchwirkten Vielfalt konstituiert werden.

Dass das neoliberale Paradigma der ‚unternehmerischen Stadt‘ auch eine Rolle dafür spielt, wie der 20^e von bestimmten Akteur_innen heute ‚neu erfunden‘ wird, habe ich unter anderem in einer Beschäftigung mit aktuellen Tendenzen der Pariser Stadtpolitik sowie einer Analyse von Stellungnahmen und Perspektiven lokaler Unternehmer_innen und Politiker_innen illustriert. Der 20^e wurde im Zuge der Verdrängung der Pariser Arbeiter_innen aus dem ‚haussmannisierten‘ Zentrum urbanisiert und als ‚*quartier populaire*‘ auch in weiterer Folge beträchtlich durch Prozesse der materiellen wie auch symbolischen Marginalisierung geprägt. Stigmatisierende Repräsentationen des ‚wildem

Ostens' von Paris stießen immer schon auf Gegendiskurse, werden heute aber mit besonderer Nachhaltigkeit und Vehemenz transformiert – im Zuge einer Verschiebung seiner Koordinaten in Pariser Landschaft, die sich aus dem eigentümlichen lokalen Zusammenspiel verschiedener Faktoren speist: (1) von Gentrifizierungsprozessen und entsprechenden Entwicklungen am Immobilienmarkt, (2) einer linken Stadtregierung, die sich den Kampf gegen urbane Segregation auf die Fahnen geschrieben hat, sowie (3) deren Engagement für eine Neudefinition des Images des 20^e, die von einer neoliberalen Logik geprägt ist, wenn politische Akteur_innen nach lokalen Ressourcen in Zusammenhang mit der ökonomischen Attraktivität des Stadtteils fragen.

Das Spannungsfeld von Marginalisierung und Transformation, das in den Kapiteln 4 und 5 beleuchtet wurde, illustriert sowohl die Veränderlichkeit von räumlichen Ordnungen als auch multiple Codierungen. Denn die historische Vorstellung vom 20^e als urbane Gefahrenzone oder Problemviertel prägt die Art und Weise, wie dieser Raum heute konstruiert wird, ebenso wie neue ‚attraktive‘ Images. Des Weiteren habe ich auch darauf verwiesen, dass diese unterschiedlichen Repräsentationen nicht unbedingt als Widersprüche zu verstehen sind. Als eine Erkenntnis hat sich in der Auseinandersetzung mit reformistischen Perspektiven auf den 20^e wie auch andere Pariser ‚*quartiers populaires*‘ schließlich auch gezeigt, dass die historische Marginalisierung und Distanzierung nunmehr zu einem zeitlich definierten ‚konstitutiven Anderen‘ wird und als solche auch als Legitimation des Imagewandels sowie einer dementsprechenden Praxis der Stadtplanung und –politik fungiert.

In Kapitel 6 habe ich mich mit der Gleichzeitigkeit stigmatisierender und affirmativer Diskurse über den 20^e im Lichte der Perspektiven verschiedener Bewohner_innen auseinandergesetzt – in Zusammenhang mit der Konstruktion des 20^e als Ort der Gefahr einerseits und als ‚Dorf in der Stadt‘ andererseits. Dabei hat sich gezeigt, dass eine Konstruktion des *quartier* als ‚lebenswerter‘ Ort für einen Großteil seiner Bewohner_innen von beträchtlicher Bedeutung ist: Stigmatisierenden Perspektiven wird die Legitimität abgesprochen und das ‚Dorf in der Stadt‘ durchwirkt ihre Diskurse als Metapher, die Authentizität, Lebendigkeit und Gemeinschaft evoziert. Als ‚besonderer Ort‘

und authentischer Mikrokosmos wird der 20^e von anderen Teilen der Stadt abgegrenzt – von den ‚Ghettos der Reichen‘ ebenso wie von den ‚Ghettos der Armen‘.

Gleichzeitig hat sich in meiner Analyse gezeigt, dass stigmatisierende Repräsentationen von manchen Bewohner_innen aber durchaus reproduziert und mit bestimmten Gruppen oder Orten im Viertel in Verbindung gebracht werden, die als Quelle verschiedener Gefahren dargestellt werden. Zur Distanzierung von jenen, die als ‚anders‘ gesehen werden, kommt es schließlich aber auch im Zuge affirmativer Konstruktionen des 20^e, die durchaus als brüchig und widersprüchlich zu verstehen sind: So steht einer Vorstellung von der ‚guten‘ Variante von Differenz durchaus auch deren ‚bedrohliche‘ Version als konzentrierte Alterität gegenüber. Das Bild des ‚urbanen Dorfes‘ ist folglich als ambivalent zu verstehen: einerseits effektives Werkzeug zum positiven Umgang mit den multiplen Differenzen, die den Alltag im 20^e prägen, kann dieses andererseits durchaus auch Praktiken der Exklusion befördern.

Eben dies hat schließlich auch die Auseinandersetzung mit der Temporalität der Konstruktion des 20^e als authentischer und lebendiger Mikrokosmos in der Großstadt in Kapitel 7 gezeigt. Dort hat sich erstens gezeigt, dass affirmative Bilder und die Identifikation der Bewohner_innen mit dem *quartier* zum Vehikel der Kritik an Gentrifizierungsprozessen werden können. Zweitens können sie auch zum Ausgangspunkt ambivalenter Bewertungen derselben werden, wenn Gentrification zunächst als Mittel gegen Ghettoisierung und Wiederherstellung eines sozialen Gleichgewichts legitimiert wird, in weiterer Folge aber auch als Bedrohung der Authentizität und Lebendigkeit des Viertels verstanden wird, wenn sie zu weit geht. Drittens kann die Vorstellung vom ‚Dorf in der Stadt‘ und seinem authentischen Charakter auch die Sicht auf Gentrifizierung als ‚natürliche Evolution‘ des Viertels unterfüttern. Diesbezüglich habe ich letztlich auch gezeigt, dass mit diesen diskursiven Konstruktionen auch Praktiken der Exklusion korrespondieren, wenn der dörfliche Charme und was damit verbunden ist, durch die Ziehung unsichtbarer Grenzen gegenüber jenen ‚verteidigt‘ wird, die nicht in das idyllische Bild passen.

Während anhand des Konstrukts des 20° als ‚Dorf in der Stadt‘ illustriert wurde, dass sich die Menschen im 20° trotz der Hierarchien, die dieses soziale Gefüge durchkreuzen, einer gemeinsamen Sprache und gemeinsamer Metaphern bedienen und daraus potenzielle Identifikationsmomente für sehr verschiedene Bewohner_innen erwachsen, wurden andererseits auch Brüche mehr oder weniger subtiler Art in diesen Konstruktionen sichtbar gemacht. Denn verschiedene Bewohner_innen produzieren dieses kollektive Repertoire, greifen darauf zu und machen es dabei auf jeweils unterschiedliche Art und Weise zu Teilen ihrer individuellen Werdegänge, ihrer sozialen Positionen, ihrer spezifischen Beziehungen zu diesem urbanen Raum sowie zu ‚anderen‘ Bewohner_innen. Folglich wäre es ebenso verfehlt, zu versuchen exklusive, zueinander in Opposition stehende Gruppen von Akteur_innen in der multiplen Konstruktion dieser urbanen Landschaft ausmachen zu wollen, wie ihre Umstrittenheit auszublenden und davon auszugehen, dass soziale Ungleichheit, multiple Differenzen und Macht im Zuge der Produktion von Raumbildern neutralisiert werden.

Quellen

AMIN, Ash (1994): Post-Fordism: Models, Fantasies and Phantoms of Transition. In: ders. (Hg.): *Post-Fordism. A Reader*. –Oxford und Cambridge: Blackwell: 1-39.

AMIT, Vered (2000): Introduction. Constructing the field. In: dies. (Hg.): *Constructing the Field. Ethnographic Fieldwork in the Contemporary World*. –London und New York: Routledge: 1-18.

ANDERSON, Benedict (1996): *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*. Erweiterte Neuauflage. –Frankfurt und New York: Campus Verlag.

APPADURAI, Arjun (1988): Putting Hierarchy in Its Place. In: *Cultural Anthropology* 3 (1): 36-49.

ATKINSON, Rowland und Gary Bridge (2005): Introduction. In: dies. (Hg.): *Gentrification in a Global Context. The new urban colonialism*. –London und New York: Routledge: 1-17.

AUTHIER, Jean-Yves und Catherine Bidou-Zachariasen (2008): Éditorial. La question de la *gentrification* urbaine. In: *Espaces et Sociétés* 132-133 (1-2): 13-21.

BACHMANN, Christian und Nicole Le Guennec (2002): *Violences urbaines. Ascension et chute des classes moyennes à travers cinquante ans de politique de la ville*. –Paris: Hachette Littératures.

BAËLI, Maurice (2003): Une histoire très banale. Interview. In: Françoise Morier (Hg.): *belleville, belleville. Visages d'une planète*. –Paris: Creaphis: 97-116.

BATTAGLIA, Debora (1995): Problematizing the Self: A Thematic Introduction. In: dies. (Hg.): *Rhetorics of self-Making*. –Berkeley und Los Angeles: University of California Press: 1-15.

BEER, Bettina (2003): Einleitung: Feldforschungsmethoden. In: dies. (Hg.): *Methoden und Techniken der Feldforschung*. –Berlin: Dietrich Reimer Verlag: 9-31.

BENJAMIN, Walter (1983): *Das Passagen-Werk*. Erster Band. –Frankfurt am Main: Suhrkamp.

BERGER, Martine (1988): Rezension zu Taboada-Leonetto, „Les immigrés des beaux quartiers: la communauté espagnole dans le 16^e arrondissement“. In: *Espace, populations, sociétés* 6 (2): 314-315.

BIDOU-ZACHARIASEN, Catherine und Jean-François Poltorak: Le ‚travail‘ de gentrification: les transformations sociologiques d’un quartier parisien populaire. In: *Éspaces et sociétés* 132 (1-2): 107-124.

BLONDIAUX, Loïc (2000): La démocratie par le bas. Prise de parole et deliberation dans les conseils de quartiers du vingtième arrondissement de Paris. In: *Hermès* 26-27: 323-338.

BONELLI, Laurent (2010): *La France a peur. Une histoire sociale de l’« insécurité »*. – Paris : La Découverte/Poche.

BONNIN, Philippe (2011): Belleville: un habitat populaire. In: Roselyne de Villanova und Agnès Deboulet (Hg.): *Belleville, quartier populaire?* –Paris: Creaphis: 33-39.

BOURDIEU, Pierre (1993): L’ordre des choses. In: ders. (Hg.): *La misère du monde*. – Paris: Points: 125-156.

BOWEN, James D. (2011): Ironies of Power: Class, Culture, and Diplomacy in the Andes. Book Review. In: *Latin American Perspectives* 38: 117-121.

BRENNER, Neil und Nik Theodore (2002): Cities and the Geographies of „Actually Existing Neoliberalism“. In: *Antipode* 34 (3): 349-379.

BRÖCKLING, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. –Frankfurt am Main: Suhrkamp.

CAHILL, Caitlin (2010 [2007]): Negotiating Grit and Glamour: Young Women of Color and the Gentrification of the Lower East Side. In: : Loretta Lees, Tom Slater und Elvin Wyly (Hg.): *The Gentrification Reader*. –London und New York: Routledge: 299-314.

CANCLINI, Néstor Garcia (1997): Urban cultures at the end of the century: the anthropological perspective. In: *International Social Science Journal* 153: 345-356.

CASTEL, Robert (1995): *Les métamorphoses de la question sociale. Une chronique du salariat*. –Paris: Gallimard.

CASTEL, Robert (2008): Die Fallstricke des Exklusionsbegriffs. In: Heinz Bude und Andreas Willis (Hg.): *Exklusion. Die Debatte über die 'Überflüssigen'*. –Frankfurt am Main: Suhrkamp: 69-86.

CAULFIELD, Jon (2010 [1989]): Gentrification and ‚Desire‘. In: Loretta Lees, Tom Slater und Elvin Wyly (Hg.): *The Gentrification Reader*. –London und New York: Routledge: 161-170.

CHALVON-DEMERSAY, Sabine (1998 [1984]): *Le Triangle du XIV^e. Des nouveaux habitants dans un vieux quartier de Paris*. 2. Auflage. –Paris: Éditions de la Maison des sciences de l'homme.

CHARMES, Éric (2006): *La rue, village ou décors? Parcours dans deux rues de Belleville*. –Creaphis: Paris.

CLARK, Eric (2010 [1992]): On Blindness, Centrepieces and Complementarity in Gentrification Theory. In: Loretta Lees, Tom Slater und Elvin Wyly (Hg.): *The Gentrification Reader*. –London und New York: Routledge: 251-255.

CLERVAL, Anne (2008): Les anciennes cours réhabilitées des faubourgs: une forme de *gentrification* à Paris. In: *Espaces et Sociétés* 132-133 (1-2): 91-106.

CLERVAL, Anne, Antoine Fleury und Anne-Lise Humain-Lamoure (2011): Belleville, un quartier parisien. In: Roselyne de Villanova und Agnès Deboulet (Hg.): *Belleville, quartier populaire?* –Paris: Creaphis: 51-64.

COMAROFF, John und Jean Comaroff (1991): *Of Revelation and Revolution. Christianity, Colonialism and Consciousness in South Africa*. Erster Band. –Chicago und London: The University of Chicago Press.

COMAROFF, John und Jean Comaroff (1992): *Ethnography and the Historical Imagination*. –Boulder, San Francisco und Oxford: Westview Press.

COMAROFF, John (2010): The End of Anthropology, Again: On the Future of an In/Discipline. In: *American Anthropologist* 112 (4): 524-538.

COMBEAU, Yvan (1999): *Histoire de Paris*. –Paris: puf.

CORBILLÉ, Sophie (2007): Ethnologie en ville et gentrification. Du terrain à l'objet. In: *Ethnologie française* XXXVII (2): 353-360.

CORBILLÉ, Sophie (2009): Tourisme, diversité enchantée et rapports symboliques dans les quartiers gentrifiés du nord-est de Paris. In: *Genèses* 76: 30-51.

CREWE, Emma und Elizabeth Harrison (1998): *Whose Development? An Ethnography of Aid*. –London und New York: Zed Books.

DAVIES, Charlotte Aull (1999): *Reflexive Ethnography. A guide to researching selves and others*. –London und New York: Routledge.

DIDIER, Sophie, Marianne Morange und Elisabeth Peyroux (2012): The Adaptive Nature of Neoliberalism at the Local Scale: Fifteen Years of City Improvement Districts in Cape Town und Johannesburg. In: *Antipode* 00 (0): 1-19.

DÖRFLER, Thomas (2010): *Gentrification in Prenzlauer Berg? Milieuwandel eines Berliner Sozialraums seit 1989*. –Bielefeld: transcript.

DOWNEY, Greg und Melissa S. Fisher: Introduction: The Anthropology of Capital and the Frontiers of Ethnography. In: dies. (Hg.): *Frontiers of Capital. Ethnographic Reflections on the New Economy*. –Durham und London: Duke University Press: 1-30.

ELLMER, Anna (2010): Paris, eine geteilte Stadt. In: *PROGRESS* 6: 11.

ERIKSEN, Thomas Hylland (2001): *Small Places, Large Issues. An Introduction to Social and Cultural Anthropology*. Zweite Auflage. –London und Sterling: Pluto Press.

FERGUSON, James (1994): *The Anti-Politics Machine. „Development,“ Depoliticization, and Bureaucratic Power in Lesotho*. –Minneapolis und London: University of Minnesota Press.

FERGUSON, James (2010): The Uses of Neoliberalism. In: *Antipode* 41 (S1): 166-184.

FINCHER, Ruth und Jane M. Jacobs (1998): Introduction. In: dies. (Hg.): *Cities of Difference*. –New York und London: The Guilford Press: 1-25.

FOSTER, George M. und Robert V. Kemper (1996): Anthropological Fieldwork in Cities. In: George Gmelch und Walter P. Zenner (Hg.): *Urban Life. Readings in Urban Anthropology*. 3. Ausgabe. –Prospect Heights: Waveland Press: 135-150.

FRASER, Nancy (1995): From Redistribution to Recognition? Dilemmas of Justice in a 'Post-Socialist' Age. In: *New Left Review* 212: 11-13.

FREEMAN, Lance (2006): *There goes the 'Hood. Views of Gentrification from the Ground Up*. –Philadelphia: Temple University Press.

FROST, Nicola (2008): "Strange People but They Sure Can Cook!" An Indonesian Women's Group In Sydney. In: *Food, Culture & Society* 11 (2): 174-189.

GAILLARD-STARZMANN, Gerald (2006): Chapter 9. Regarding the Front National. In: André Gingrich und Marcus Banks (Hg.): *Neo-Nationalism in Europe and Beyond. Perspectives from Social Anthropology*. –New York und Oxford: Berghahn Books: 177-196.

GANDOLFO, Daniella (2009): *The City at its Limits. Taboo, Transgression, and Urban Renewal in Lima*. –Chicago und London: The University Press of Chicago.

GANS, Herbert J. (1962): *The Urban Villagers. Group and Class in the Life of Italian-Americans*. Vorwort von Erich Lindemann. –New York: The Free Press of Glencoe.

GARNIER, Jean-Pierre (2010): *Une violence éminemment contemporaine. Essais sur la ville, la petite bourgeoisie intellectuelle et l'effacement des classes populaires*. –Marseille: Agone.

GERSHON, Ilana (2011): Neoliberal Agency. Special Section: Keywords. In: *Current Anthropology* 52 (4): 537-547.

GILROY, Paul (1997): Chapter 6. Diaspora and the Detours of Identity. In: Kathryn Woodward (Hg.): *Identity and Difference*. –London und Thousand Oaks: SAGE: 299-346.

GLASER, Barney G. und Anselm Strauss (1967): *The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research*. –New York: De Gruyter.

GLASS, Ruth (1964): Introduction. In: Centre for Urban Studies (Hg.): *London. Aspects of Change*. –London: Macgibbon & Kee: xiii-xlii. [=Centre for Urban Studies Report 3].

GLICK SCHILLER, Nina und Ayse Çağlar (2009): Towards a Comparative Theory of Locality in Migration Studies: Migrant Incorporation and City Scale. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 35 (2): 177-202.

GUPTA, Akhil und James Ferguson (1997a): Culture, Power, Place: Ethnography at the End of an Era. In: dies. (Hg.): *Culture, Power, Place. Explorations in Critical Anthropology*. –Durham und London: Duke University Press: 1-29.

GUPTA, Akhil und James Ferguson (1997b): Beyond „Culture“: Space, Identity, and the Politics of Difference. In: dies. (Hg.): *Culture, Power, Place. Explorations in Critical Anthropology*. –Durham und London: Duke University Press: 33-51.

GUPTA, Akhil und James Ferguson (1997c): Discipline and Practice: „The Field“ as Site, Method, and Location in Anthropology. In: dies. (Hg.): *Anthropological Locations. Boundaries and Grounds of a Field Science*. –Berkeley, Los Angeles und London: University of California Press: 1-46.

HALAY, Thierry (2006): *Mémoire des Rues. Paris 20^E Arrondissement*. –Paris: Parimage.

HALL, Peter (1996): The global city. In: *International Social Science Journal* 147: 15-23.

HALL, Stuart (1995): Fantasy, Identity, Politics. In: Erica Carter, James Donald & Judith Squires (Hg.): *Cultural Remix. Theories of Politics and the Popular*. -London: Lawrence & Wishart: 63-69.

HALL, Stuart (1996): Introduction. Who needs 'Identity'? In: Stuart Hall und Paul du Gay (Hg.): *Questions of Cultural Identity*. – London, Thousand Oaks und New Dheli: SAGE: 1-17.

HANNERZ, Ulf (1980): *Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology*. – New York: Columbia University Press.

HANNERZ, Ulf (1982): Washington und Kanfanchan. A View of Urban Anthropology. In: *L'Homme* 22 (4): 25-36.

HANNERZ, Ulf (2004): *Soulside. Inquiries into ghetto culture and community*. With a new afterword. –Chicago und London: The University of Chicago Press.

HAMNETT, Chris (2003): Gentrification and the Middle-class Remaking of Inner London, 1961-2001. In: *Urban Studies* 40 (12): 2401-2426.

HARAWAY, Donna (1988): Situated Knowledges. The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: *Feminist Studies* 14 (3): 575-599.

HARVEY, David (1989): From Managerialism to Entrepreneurialism: The Transformation in Urban Governance in Late Capitalism. In: *Geografiska Annaler. Series B, Human Geography* 71 (1): 3-17.

HARVEY, David (2006): *Paris, Capital of Modernity*. –New York und London: Routledge.

HAUSER-SCHÄUBLIN, Brigitta (2003): Teilnehmende Beobachtung. In: Bettina Beer (Hg.): *Methoden und Techniken der Feldforschung*. –Berlin: Dietrich Reimer Verlag: 33-54.

HÄUSSERMANN, Hartmut und Walter Siebel (2004): *Stadtsoziologie. Eine Einführung*. –Frankfurt und New York: Campus Verlag.

HAZAN, Eric (2006): *Die Erfindung von Paris. Kein Schritt ist vergebens*. Zweite Auflage –Zürich: Ammann Verlag.

HEEG, Susanne und Marit Rosol (2007): Neoliberale Stadtpolitik im globalen Kontext. Ein Überblick. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 149 (4): 491-509.

HENGARTNER, Thomas, Waltraut Kokot und Kathrin Wildner (2000): *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung*. –Berlin: Dietrich Reimer Verlag.

HERMANNNS, Harry (2008): Interviewen als Tätigkeit. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. –Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag: 360-368.

HERZFELD, Michael (2009): *Evicted from Eternity. The Restructuring of Modern Rome*. –Chicago und London: The University of Chicago Press.

HERZFELD, Michael (2010): Engagement, Gentrification, and the Neoliberal Hijacking of History. In: *Current Anthropology* 51. Supplement 2: 259-267.

HÜSER, Dietmar (2010): Einleitung. Die sechs *Banlieue*-Revolten im Herbst 2005 – Oder: Überlegungen zur sozialen, politischen und kolonialen Frage in Frankreich. In: ders. (Hg.): *Frankreichs Empire schlägt zurück. Gesellschaftswandel, Kolonialdebatten und Migrationskulturen im frühen 21. Jahrhundert*. –Kassel: kassel university press: 15-54.

KINGFISHER, Catherine und Jeff Maskovsky (2008): Introduction: The Limits of Neoliberalism. In: *Critique of Anthropology* 28: 115-126.

KIPNIS, Andrew (2007): Neoliberalism reified: *suzhi* discourse and tropes of neoliberalism in the Peoples's Republic of China. In: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 13: 383-400.

KRONAUER, Martin (2009): Die Innen-Außen-Spaltung der Gesellschaft. Eine Verteidigung des Exklusionsbegriffs gegen seinen mystifizierenden Gebrauch. In: Heike Solga, Justin Powell und Peter A. Berger (Hg.): *Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse*. –Frankfurt und New York: Campus Verlag: 375-383.

LACORDAIRE, Simon (1987): *Vie et histoire du XXe arrondissement. Belleville – Charonne – Père Lachaise – Saint-Fargeau*. –Paris: Éditions Hervas.

LANG, Barbara (1998): *Mythos Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils (1961-1995)*. –Frankfurt und New York: Campus Verlag.

LÄPPLE, Dieter (1991): Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. In: Hartmut Häußermann et al. (Hg.): *Stadt und Raum. Soziologische Analysen*. –Pfaffenweiler: Centaurus: 157-207.

LEE, Jo und Tim Ingold (2006): Fieldwork on Foot: Perceiving, Routing, Socialising. In: Simon Coleman und Peter Collins (Hg.): *Locating the Field. Space, Place and Context in Anthropology*. –Oxford und New York: Berg: 67-85.

LEES, Loretta und David Ley (2008): Introduction to Special Issue on Gentrification and Public Policy. In: *Urban Studies* 45 (12): 2379-2384.

LEES, Loretta, Tom Slater und Elvin Wyly (2008): *Gentrification*. –New York und London: Routledge.

LEES, Loretta, Tom Slater und Elvin Wyly (2010a): Introduction to Part One. Defining Gentrification. In: dies. (Hg.): *The Gentrification Reader*. –London und New York: Routledge: 3-6.

LEES, Loretta, Tom Slater und Elvin Wyly (2010b): Introduction to Section B. Consumption-side explanations. In: dies. (Hg.): *The Gentrification Reader*. –London und New York: Routledge: 129-133.

LEES, Loretta, Tom Slater und Elvin Wyly (2010c): Introduction to Section C. Moving outside of the production versus consumption stalemate. In: dies. (Hg.): *The Gentrification Reader*. –London und New York: Routledge: 191-194.

LEES, Loretta, Tom Slater und Elvin Wyly (2010d): Introduction to Part Six. Gentrification and Urban Policy. In: dies. (Hg.): *The Gentrification Reader*. –London und New York: Routledge: 448-451.

LEES, Loretta (1998): Rezension zu „The new urban frontier: gentrification and the re-vanchist city“ und „Gentrification and the middle classes“. In: *Environment and Planning A* 30 (12): 2257-2260.

LEES, Loretta (1996): In the pursuit of difference: representations of gentrification. In: *Environment and Planning A* 28: 453-470.

LEES, Loretta (2000): A reappraisal of gentrification: towards a ‘geography of gentrification’. In: *Progress in Human Geography* 24 (3): 389-408.

LEES, Loretta (2003): Urban geography: ‚New‘ urban geography and the ethnographic void. In: *Progress in Human Geography* 27 (1): 107-113.

LEY, David (2010 [1994]): Gentrification and the Politics of the New Middle Class. In: Loretta Lees, Tom Slater und Elvin Wyly (Hg.): *The Gentrification Reader*. –London und New York: Routledge: 134-150.

LINDNER, Rolf (2004): *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung*. – Frankfurt und New York: Campus Verlag.

LIPPUNER, Roland und Julia Lossau (2004): In der Raumfalle. Eine Kritik des Spatial Turn in den Sozialwissenschaften. In: Georg Mein und Markus Rieger-Ladich (Hg.): *Soziale Räume und kulturelle Praktiken. Über den strategischen Gebrauch von Medien*. – Bielefeld: transcript: 47-63.

LONELY PLANET (2003): *France*. 5. Auflage. –Melbourne u.a.: Lonely Planet Publications.

LOW, Setha M. (1996a): The Anthropology of Cities: Imagining and Theorizing the City. In: *Annual Review of Anthropology* 25: 383-409.

LOW, Setha M. (1996b): Spatializing Culture. The Social Production and Social Construction of Public Space in Costa Rica. In: *American Ethnologist* 23: 861-879.

LOW, Setha M. (2001): The Edge and the Center: Gated Communities and the Discourse of Urban Fear. In: *American Anthropologist* 103 (1): 45-58.

LÖW, Martina (2001): *Raumsoziologie*. –Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

MAINS, Daniel (2012): Blackouts and Progress: Privatization, Infrastructure, and a Developmentalist State in Jimma, Ethiopia. In: *Cultural Anthropology* 27 (1): 3-27.

MARCHAND, Bernard (1993): *Paris, histoire d'une ville. XIX^e-XX^e siècle.* –Paris: Éditions du Seuil.

MARCUS, George E. (1994): On Ideologies of Reflexivity in Contemporary Efforts to Remake the Human Sciences. In: *Poetics Today* 15 (3): 383-404.

MARCUS, George E. (2009): Introduction. Notes toward an ethnographic memoir of supervising graduate research through anthropology's decades of transformation. In: James D. Faubion und George E. Marcus (Hg.): *Fieldwork is not what it used to be.* – Ithaca und London: Cornell University Press: 1-34.

MASSEY, Doreen (1993): Raum, Ort und Geschlecht. Feministische Kritik geographischer Konzepte. In: Elisabeth Bühler et al. (Hg.): *Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz.* –Zürich und Dortmund: eFeF-Verlag: 109-122.

MAYER, Margit und Jenny Künkel (2011): Introduction: Neoliberal Urbanisms and its Contestations - Crossing Theoretical Boundaries. In: dies. (Hg.): *Neoliberal Urbanisms and its Contestations. Crossing Theoretical Boundaries.* –Houndmills: Palgrave Macmillan: 3-21.

MILLS, Caroline A. (1993): Myths and Meaning of Gentrification. In: James Duncan und David Ley (Hg.): *Place/Culture/Representation.* –London und New York: Routledge: 149-170.

MILLS, Caroline A. (2010 [1988]): „Life on the Upslope“: The Postmodern Landscape of Gentrification. In: Loretta Lees, Tom Slater und Elvin Wyly (Hg.): *The Gentrification Reader.* –London und New York: Routledge: 171-187.

MODAN, Gabrielle Gahlia (2007): *Turf Wars. Discourse, Diversity, and the Politics of Place.* –Malden, Oxford und Victoria: Blackwell Publishing.

MORIER, Françoise (Hg.) (2003): *belleville, belleville. Visages d'une planète*. –Paris: Creaphis.

MOSSE, David (2005): *Cultivating Development. An Ethnography of Aid Policy*. –New York: Pluto Press.

NOIN, Daniel und Paul White (1997): *Paris*. –Chichester u.a.: Wiley.

NOVY, Andreas (2005): *Entwicklung gestalten. Gesellschaftsveränderung in der Einen Welt*. –Frankfurt am Main.: Brandes & Apsel / Südwind.

ONG, Aihwa (2007): Neoliberalism as a mobile technology. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 32: 3-8.

ORTNER, Sherry (1995): Resistance and the Problem of Ethnographic Refusal. In: *Comparative Studies in Society and History* 37 (1): 173-193.

PAQUOT, Thierry (2000): Un sociologue à Paris. In: *Espaces et Sociétés* 103: 15-25.

PARISANO, Christopher J. (2011): Rezension zu Daniella Gandolfo, „The City at Its Limits: Taboo, Transgression, and Urban Renewal in Lima“. In: *The Journal of Latin American and Caribbean Anthropology* 16 (1): 187-189.

PARK, Robert E. (1974 [1925]): Die Stadt als räumliche Struktur und als sittliche Ordnung. In: Peter Atteslander und Bernd Hamm (Hg.): *Materialien zur Siedlungssoziologie*. –Köln: Kiepenheuer & Witsch: 90-100.

PECK, Jamie (2005): Struggling with the Creative Class. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 29 (4): 740-770.

PEIFFER, Valérie (2010): La révolution culturelle. In: *Le Point* 04.02.2010, SPÉCIAL PARIS 20e: II-IV.

PINÇON, Michel und Monique Pinçon-Charlot (2008): *Sociologie de Paris*. –Paris: La Découverte.

PINÇON, Michel und Monique Pinçon-Charlot (2009): *Paris. Quinze promenades sociologiques*. –Paris: Payot.

PINOL, Jean-Luc und Maurice Garden (2009): *Atlas des Parisiens. De la Révolution à nos jours*. –Paris: Parigramme.

PINTHER, Kerstin (2006): Die Banlieue als Thema der zeitgenössischen Kunst. In: Tobias Wendl, Bettina von Lintig und Kerstin Pinther (Hg.): *Black Paris. Kunst und Geschichte einer Schwarten Diaspora*. –Wuppertal: Peter Hammer Verlag: 391-395.

PRIBETICH, Justine (2005): La construction identitaire d'un quartier: l'exemple de Se-daine-Popincourt. In: *hommes & migrations* 1254: 82-90.

POTUOĞLU-Cook, Öykü (2006): Beyond the Glitter: Belly Dance and Neoliberal Gentrification in Istanbul. In: *Cultural Anthropology* 21(4): 633-660.

REST, Matthäus (2012): Generating power: debates on development around the Nepalese Arun-3 hydropower project. In: *Contemporary South Asia* 20 (1): 105-117.

RODMAN, Margaret C. (1992): Empowering Place: Multilocality and Multivocality. In: *American Anthropologist* 94 (3): 640-656.

RONIS, Willy (2003): Une lumière particulière. Interview. In: Françoise Morier (Hg.): *belleville, belleville. Visages d'une planète*. –Paris: Creaphis: 17-31.

ROSE, Damaris (2004): Discourses and Experiences of Social Mix in Gentrifying Neighbourhoods: A Montreal Case Study. In: *Canadian Journal of Urban Research* 13 (2): 278-316.

SASSEN, Saskia (1996): Whose City is it? Globalization and the Formation of New Claims. In: *Public Culture* 8: 205-233.

SCHMIDT, C. Bettina (2005): *Jugendkriminalität und Gesellschaftskrisen. Umbrüche, Denkmodelle und Lösungsstrategien im Frankreich der Dritten Republik (1900-1914)*. – Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

SCHNEIDER, Anne (2010): Rezension zu Gabriella Gahlia Modan, „Turf Wars: Discourse, Diversity, and the Politics of Place“. In: *American Ethnologist* 37 (2): 387-388.

SCHWANHÄÜBER, Anja (2010): Stadtethnologie - Einblick in aktuelle Forschungen. In: *dérive. Zeitschrift für Stadtforschung* 40/41: 106-113.

SCHWARTZ, Olivier (1990): *Le monde privé des ouvriers. Hommes et femmes du Nord*. –Paris: puf.

SELLALI, Amina (2011): L'épopée de l'ouvrier propriétaire. In: Roselyne de Villanova und Agnès Deboulet (Hg.): *Belleville, quartier populaire?* –Paris: Creaphis: 19-30.

SIMON, Patrick (1997): Les usages sociaux de la rue dans un quartier cosmopolite. In: *Espaces et Sociétés* 90-91: 43-68.

SIMON, Patrick (2003): L'esprit des lieux. In: Françoise Morier (Hg.): *belleville, belle-ville. Visages d'une planète*. –Paris: Creaphis: 426-454.

SLATER, Tom (2010 [2006]): The Eviction of Critical Perspectives from Gentrification Research. In: Loretta Lees, Tom Slater und Elvin Wyly (Hg.): *The Gentrification Reader*. –London und New York: Routledge: 573-590.

SLATER, Tom, Winifred Curran und Loretta Lees (2004): Guest Editorial. Gentrification research: new directions and critical scholarship. In: *Environment and Planning A* 36: 1141-1150.

SMITH, Neil (1992): Blind Man's Buff, or Hamnett's Philosophical Individualism in Search of Gentrification. In: *Transactions of the Institute of British Geographers, New Series* 17 (1): 110-115.

SMITH, Neil (1996): *The New Urban Frontier. Gentrification and the revanchist city.* – London und New York: Routledge.

SMITH, Neil (2010a [1979]): Toward a Theory of Gentrification: A Back to the City Movement by Capital, not People. In: Loretta Lees, Tom Slater und Elvin Wyly (Hg.): *The Gentrification Reader.* –London und New York: Routledge: 85-96.

SMITH, Neil (2010b [2002]): New Globalism, New Urbanism: Gentrification as Global Urban Strategy. In: Loretta Lees, Tom Slater und Elvin Wyly (Hg.): *The Gentrification Reader.* –London und New York: Routledge: 495-508.

SOFRED CONSULTANTS (2010): *Etude sur l'attractivité économique du 20e.* Synthèse de l'étude réalisée par Sofred Consultants. In Auftrag gegeben durch Délégation du développement économique du commerce et de l'artisanat, Mairie du 20e, Paris.

SORGE, Antonio (2010): Neoliberal Rome. Rezension zu Michael Herzfeld, „Evicted from Eternity: The Restructuring of Modern Rome“. In: *Current Anthropology* 51 (4): 563-564.

STRATHERN, Marilyn (1991): *Partial Connections.* –Savage: Rowman & Littlefield Publishers, Inc.

TRINH, Minh-h T. (1989): *Woman Native Other. Writing Postcoloniality and Feminism.* –Bloomington und Indianapolis: Indiana University Press.

- TRINH, Minh-h T. (1992): *Framer Framed*. –New York und London: Routledge.
- VAN WEESEP, Jan (1994): Gentrification as a research frontier. In: *Progress in Human Geography* 18 (1): 74-83.
- VIVANT, Elsa (2009): *Qu'est-ce que la ville créative?* –Paris: PUF.
- VOGELPOHL, Anne (2008): Stadt der Quartiere? Das Place-Konzept und die Idee von urbanen Dörfern. In: Schnur, Olaf (Hg.): *Quartiersforschung - Zwischen Theorie und Praxis*. –Wiesbaden: VS: 69-86.
- WACQUANT, Loïc (1993): De l'Amérique comme utopie à l'envers. In: Pierre Bourdieu (Hg.): *La misère du monde*. –Paris: Points: 263-278.
- WACQUANT, Loïc (1997): Three Pernicious Premises in the Study of the American Ghetto. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 21 (2): 341-353.
- WACQUANT, Loïc (2001): Scrutinizing the Street: Poverty, Morality, and the Pitfalls of Urban Ethnography. In: *American Journal of Sociology* 107 (6): 1468-1532.
- WACQUANT, Loïc (2007a): Territorial Stigmatization in the Age of Advanced Marginality. In: *Thesis Eleven* 91: 66-77.
- WACQUANT, Loïc (2007b): French Working-class *Banlieues* and Black American Ghetto: From Conflation to Comparison. In: *Qui Parle* 16 (2): 5-38.
- WACQUANT, Loïc (2008a): Relocating Gentrification. The Working Class, Science and the State in Recent Urban Research. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 32 (1): 198-205.

WACQUANT, Loïc (2008b): *Urban Outcasts. A Comparative Sociology of Advanced Marginality*. –Cambridge und Malden: Polity Press.

WACQUANT, Loïc (2011): A Janus-Faced Institution of Ethnoracial Closure: A Sociological Specification of the Ghetto. In: Ray Hutchison and Bruce Haynes (Hg.): *The Ghetto: Contemporary Global Issues and Controversies*. –Boulder: Westview. 1-31.

WALLMAN, Sandra and associates (1982): *Living in South London. Perspectives on Battersea 1871-1981*. –Aldershot: Gower House.

WELLMAN, Barry und Barry Leighton (1979): Networks, Neighborhoods, and Communities. Approaches to the Study of the Community Question. In: *Urban Affairs Quarterly* 14 (3): 363-390.

WELZ, Gisela (1991): Sozial interpretierte Räume, räumlich definierte Gruppen. Die Abgrenzung von Untersuchungseinheiten in der amerikanischen Stadtforschung. In: Waltraud Kokot und Bettina C. Bommer (Hg.): *Ethnologische Stadtforschung. Eine Einführung*. –Berlin: Dietrich Reimer Verlag: 29-43.

WELZ, Gisela (1996): *Inszenierungen kultureller Vielfalt. Frankfurt am Main und New York City*. –Berlin: Akademie Verlag.

WESZKALNY, Gisa (2007): Rezension zu Ulf Hannerz, „Soulside: Inquiries into Ghetto Culture and Community (with a new afterword).“ In: *Critique of Anthropology* 27: 342-343.

WHYTE, William F. (1943): *Street Corner Society. The Social Structure of an Italian Slum*. –Chicago: University of Chicago Press.

WIETSCHORKE, Jens (2010): „Go down into the East End“. Zur symbolischen Topographie des urbanen Ostens um 1900. In: Gunther Gebhard, Oliver Geisler und Steffen

Schröter (Hg.): *Das Prinzip „Osten“*. *Geschichte und Gegenwart eines symbolischen Raums*. –Bielefeld: transcript Verlag.

WILLIAMS, Brett (1988): *Upscaling Downtown. Stalled Gentrification in Washington, D.C.* –Ithaca und London: Cornell University Press.

WILLIAMS, Raymond (1980): *Ideas of Nature*. In: *Problems in Materialism and Culture. Selected Essays by Raymond Williams*. –London: Verso: 67-85.

WILLIS, Paul (2000): *The Ethnographic Imagination*. –Cambridge: Polity Press.

WOLF, Diane L. (1996): *Situating Feminist Dilemmas in Fieldwork*. In: dies. (Hg.): *Feminist Dilemmas in Fieldwork*. –Boulder und Oxford: Westview Press: 1-55.

ZUKIN, Sharon (1990): *Socio-Spatial Prototypes of a New Organization of Consumption: The Role of Real Cultural Capital*. In: *Sociology* 24 (1): 37-56.

ZUKIN, Sharon (2006): *David Harvey on Cities*. In: Noel Castree und Derek Gregory (Hg.): *David Harvey. A Critical Reader*. –Malden, Oxford, Victoria: Blackwell Publishing: 102-120.

Online-Quellen

BEST, Ulrich und Anke Strüver (2000): *The Politics of Place: Critical of Spatial Identities and Critical Spatial Identities*. In: Byong-Doo Choi (Hg.): *For Alternative 21st Century Geographies. Taegu: Proceedings of the 2nd International Critical Geography Conference*: 474-480. Download: http://econgeog.misc.hit-u.ac.jp/icgg/intl_mtgs/UBest.pdf [Letzter Zugriff: 20.06.2012].

CHAMBRE RÉGIONALE DES COMPTES d'ÎLE-DE-FRANCE (2010): *Rapport d'observation définitives. Gestion du logement social et de la délégation des aides à la pierre à Paris. Exercices 2003 et suivants*. Download:

http://www.iau-idf.fr/ols/IMG/pdf/IA50683_OUV00007734.pdf

[Letzter Zugriff: 20.09.2012].

CHARMES, Éric (2009): Pour une approche critique de la mixité sociale. Redistribuer les populations ou les ressources? In: *laviedesidees.fr* März 2009. Download:

http://www.laviedesidees.fr/IMG/pdf/20090310_mixitefinale.pdf [Letzter Zugriff:

13.06.2012].

CLERVAL, Anne (2006): Gentrification, a frontier reshaping [sic!] social division of urban space in the inner Paris. Manuskript erschienen in: *Urban life, boundaries and transformations*, 50th IFHP World Congress, Genève. Download: [http://hal-univ-lyon3.archives-](http://hal-univ-lyon3.archives-ouver-tes.fr/view_by_stamp.php?&halsid=qcif0gi7u17vtagf22okma2c94&label=ETUDES-URBAINES&langue=en&action_todo=view&id=halshs-00152809&version=1)

[ouver-](http://hal-univ-lyon3.archives-ouver-tes.fr/view_by_stamp.php?&halsid=qcif0gi7u17vtagf22okma2c94&label=ETUDES-URBAINES&langue=en&action_todo=view&id=halshs-00152809&version=1)

[tes.fr/view_by_stamp.php?&halsid=qcif0gi7u17vtagf22okma2c94&label=ETUDES-URBAINES&langue=en&action_todo=view&id=halshs-00152809&version=1](http://hal-univ-lyon3.archives-ouver-tes.fr/view_by_stamp.php?&halsid=qcif0gi7u17vtagf22okma2c94&label=ETUDES-URBAINES&langue=en&action_todo=view&id=halshs-00152809&version=1) [Letzter

Zugriff: 17.02.2012].

CLERVAL, Anne (2010a): Les dynamiques spatiales de la gentrification à Paris. Une carte de synthèse. In: *Cybergeog: European Journal of Geography*. Download:

<http://cybergeog.revues.org/23231> [Letzter Zugriff: 03.03.2012].

CLERVAL, Anne (2010b): La gentrification parisienne : l'effet d'une convergence des logiques privées et des politiques publiques? Tagung des Arbeitsbereichs „Stadt“ der

Université Paris Est. *Ville, transport, territoire, quoi de neuf?*, 21. Jänner 2010, Université Paris Est. Download: villes-environnement.fr/uploads/clerval.pdf [Letzter Zugriff:

05.06.2010].

COMAROFF, John und Jean Comaroff (2012): Theory from the South: A Rejoinder. In: Onlineforum zu Jean und John Comaroff, „Theory from the South. Or, How America is

Evolving Towards Africa.” Auf *Cultural Anthropology*, online: <http://www.culanth.org/?q=node/500> [Letzter Zugriff: 24.11.2012].

CONTEMPORAN: Mama Shelter. <http://www.contemporan.com/company/mama-shelter/> [Letzter Zugriff: 20.04.2012].

DELANOë, Bertrand (2011): Interview. Delanoë : "Nous avons mis un terme à la division Est-Ouest de Paris". In: *Challenges*.

<http://www.challenges.fr/economie/20110908.CHA4061/delanoe-nous-avons-mis-un-terme-a-la-division-est-ouest-de-paris.html> [Letzter Zugriff: 20.04.2012].

DHUME, Fabrice (2010): L'émergence d'une figure obsessionnelle: comment le « communautarisme » a envahi les discours médiatico-politiques français. In: *REVUE Asy-lon(s)* 8. <http://www.reseau-terra.eu/article945.html> [Letzter Zugriff: 20.07.2012].

FLEURY, Antoine und Thérèse Saint-Julien (2010): Conclusion générale. In: *Regards sur les quartiers parisiens. Contextes spatiaux, usages politiques et pratiques citadines*. Bericht zur Studie durchgeführt von Marianne Blidon et al., unter der Verantwortung von Catherine Rhein: 205-214. Download:

http://halshs.archives-ouvertes.fr/docs/00/46/46/78/PDF/Regards_sur_les_quartiers_parisiens.pdf [Letzter Zugriff: 29.01.2011].

INSEE: Résultats de recensement de la population – 2008.

<http://www.recensement.insee.fr/home.action> [Letzter Zugriff: 19.02.2012].

LES INROCKS (2012): Paris: notre classement des arrondissements (4/4).

<http://www.lesinrocks.com/2012/02/02/actualite/paris-notre-classement-des-arrondissements-44-113393/> [Letzter Zugriff: 21.04.2012]

MAIRIE PARIS 20 (2010): Le 20^E en Chiffres. Download: http://x20-mairie20.apps.paris.fr/mairie20/document?id=18338&id_attribute=127 [Letzter Zugriff: 21.02.2012].

MAIRIE PARIS 20 (2009): Pavillon Carré de Baudouin. http://www.mairie20.paris.fr/mairie20/jsp/site/Portal.jsp?page_id=651 [Letzter Zugriff: 20.11.2012].

MAMA SHELTER: Location. <http://www.mamashelter.com/paris/location/> [Letzter Zugriff: 20.04.2012].

MILLIOT, Virginie (2011): Les biffins, ou l'organisation de la misère? In: *territoires* 521: 46-49. Download: http://hal.archives-ouvertes.fr/docs/00/69/98/33/PDF/Biffins_521.pdf [Letzter Zugriff: 02.07.2012].

MORICE, Alain (2005): *Les émeutes urbaines d'octobre-novembre 2005 en France : comprendre avant de juger*. <http://pajol.eu.org/article905.html> [Letzter Zugriff: 16.06.2012].

PFEIFFER, Alice (2010): Paris's Belleville Hosts Its Own Biennale. In: *In Transit Blog. A Guide to Intelligent Travel*, New York Times, 30.08.2010. <http://intransit.blogs.nytimes.com/2010/08/30/pariss-belleville-hosts-its-own-biennale/> [Letzter Zugriff: 27.01.2012].

SECRÉTARIAT GÉNÉRAL DU CIV-a: *Atlas des Zones urbaines sensibles (Zus)*. <http://sig.ville.gouv.fr/Atlas/ZUS/> [Letzter Zugriff: 02.02.2012].

SECRÉTARIAT GÉNÉRAL DU CIV-b: *Atlas régional des contrats urbains de cohésion sociale (CUCS)*. <http://sig.ville.gouv.fr/Atlas/CUCS/> [Letzter Zugriff: 02.02.2012].

TIN, Luis-George (2005): *Êtes-vous communautaristes? Quelques réflexions sur la rhétorique « anti-communautaire »*. <http://lmsi.net/Etes-vous-communautaristes> [Letzter Zugriff: 20.07.2012].

VILLINGER, Christoph: Kiezdebatte über Gentrifizierung: Das Kreuz von Kreuzberg. In: *taz.de*, 15.12.2009. <http://www.taz.de/!45465/> [Letzter Zugriff: 27.12.2011].

VILLINGER, Christoph: Gentrifikation in Kreuzberg. Die Furcht vor der Verdrängung. In: *taz.de*, 29.04.2009. <http://www.taz.de/!33950/> [Letzter Zugriff: 27.12.2011].

Interviews und Gespräche

Gespräch 1 mit Julien Bargeton (Mairie 20.Arrondissement), geführt von Eva Engelbert. Paris, am 10.10.2011.

Gespräch 2 mit Gaël, geführt von Anna Ellmer. Paris, am 24.06.2010.

Gespräch 3 mit Nadim, geführt von Anna Ellmer. Paris, am 10.09.2010.

Interview 1 mit Anne-Charlotte Keller (Mairie 20. Arrondissement), geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, am 27.09.2010.

Interview 2 mit Charlotte, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, am 20.06.2010.

Interview 3 mit Thomas, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, am 13.06.2010.

Interview 4 mit Fabien, geführt, aufgenommen, transkribiert und übersetzt von Anna Ellmer. Paris, am 12.09.2010.

Interview 5 mit H el ene, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, am 23.09.2010.

Interview 6 mit Julie, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, 11.06.2010.

Interview 7 mit Madame Klitz, geführt, aufgenommen, transkribiert und übersetzt von Anna Ellmer. Paris, am 25.09.2010

Interview 8 mit Marc, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, am 2.09.2010.

Interview 9 mit Marie, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, am 08.06.2010.

Interview 10 mit Martine, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, am 20.09.2010.

Interview 11 mit Martha, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, am 24.06.2010.

Interview 12 mit Pierre und Pauline, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, am 29.06.2010.

Interview 13 mit Rachida, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer, am 23.09.2010.

Interview 14 mit Serge und Manon, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, 21.09.2010

Interview 15 mit Sophie, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, am 23.06.2010.

Interview 16 mit Zo e, geführt und aufgenommen von Anna Ellmer. Paris, am 06.09.2010.

Redebeiträge

Redebeitrag 1 Aouizerate, Cyril (Mama Shelter): Stellungnahmen im Rahmen der Diskussion „Entreprendre dans le 20^e“. Mitschnitt und persönliche Mitschrift von Anna Ellmer. Transkription und Übersetzung von ders. Paris, Mairie du 20^e, am 25.09.2010.

Redebeitrag 2 Bargeton, Julien (Mairie 20. Arrondissement): Stellungnahmen im Rahmen der Diskussion „La culture, facteur d’attractivité territoriale?“. Mitschnitt und persönliche Mitschrift von Anna Ellmer. Transkription und Übersetzung von ders. Paris, Pavillon Carré du Boudouin, 24.09.2010.

Redebeitrag 3 Calandra, Frédérique (Mairie 20. Arrondissement): Stellungnahmen im Rahmen der Diskussion „Entreprendre dans le 20^e“. Mitschnitt und persönliche Mitschrift von Anna Ellmer. Transkription und Übersetzung von ders. Paris, Mairie du 20^e, am 25.09.2010.

Redebeitrag 4 Sautter, Christian (Paris Développement, Mairie de Paris): Stellungnahmen im Rahmen der Diskussion „Entreprendre dans le 20^e“. Mitschnitt und persönliche Mitschrift von Anna Ellmer. Transkription und Übersetzung von ders. Paris, Mairie du 20^e, am 25.09.2010.

Redebeitrag 5 Vincent Dard, Francine (Mairie 20. Arrondissement): Einleitung der Diskussion „La culture, facteur d’attractivité territoriale?“. Mitschnitt und persönliche Mitschrift von Anna Ellmer. Transkription und Übersetzung von ders. Paris, Pavillon Carré du Boudouin, 24.09.2010.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Foto, Anna Ellmer, Rue de Ménilmontant	1
Abbildung 2: Zeichnung von Jules, Rue de Ménilmontant	97
Abbildung 3: Grafik, Verhältnis der Bewohner_innen in führenden Positionen und höheren intellektuellen Berufen zu Arbeiter_innen und Angestellten in Paris	104

Abstract

Während der *Vingtième* (20^e), das 20. Arrondissement von Paris, als eines der ‚*quartiers populaires*‘ der französischen Hauptstadt historisch eng mit der Geschichte der Pariser Arbeiter_innenklasse verknüpft ist, wird der Bezirk am östlichsten Hügel der Stadt heute zunehmend mit Gentrification in Verbindung gebracht. Basierend auf Feldforschungen in Paris stellt diese Arbeit eine ethnographische Auseinandersetzung mit diesem in Transformation begriffenen Ort dar. Dabei werden zunächst theoretische Dimensionen einer anthropologischen Beschäftigung mit Raum im Allgemeinen ausgelotet und ausgehend von einer kritischen Reflexion ausgewählter ethnographischer Arbeiten über urbane Transformationsprozesse mögliche Konturen eines anthropologischen Zugangs zu Gentrification erarbeitet. Der zweite Teil der Arbeit widmet sich der ethnographischen Beschäftigung mit Prozessen der Raumkonstitution: Diskurse und Praktiken von Bewohner_innen, lokalen Unternehmer_innen sowie der Pariser Politik werden auf ihre gemeinsamen Nenner als auch Grenzen, Brüche und Widersprüche, auf inkludierende als auch exkludierende Momente untersucht und dabei einer Relativierung und Kontextualisierung ihrer jeweiligen Horizonte unterzogen.

While historically the *Vingtième*, (20^e), the 20th arrondissement of Paris, as one of the ‚*quartiers populaires*‘ of the French capital is closely linked to the history of the Parisian working class, the district on the eastern-most hill of the city is nowadays increasingly associated with gentrification. Based on fieldwork in Paris this thesis attempts an ethnographic inquiry of this place in transition. In the first part the theoretical dimensions of an anthropological examination of space are examined. An outline of an anthropological approach to gentrification is developed on the basis of a critical review of selected ethnographic accounts of the restructuring of urban spaces. The second part of the thesis addresses the constitution of space from an ethnographic angle: discourses and practices of inhabitants, of local entrepreneurs as well as politicians are analyzed. In the course of their contextualization and the relativization of their horizons, their common denominators are considered as much as inherent limits, fractions and contradictions, inclusive as much as exclusive aspects.

Lebenslauf Anna Ellmer

Geboren am 24.04.1985 in Mitterberghütten, Salzburg

Ausbildung:

- 1999-2003: Oberstufenrealgymnasium St. Johann im Pongau
- 2001-2002: Landesschulsprecherin für Salzburg und Mitglied der BundeschülerInnenvertretung
- 2004–2008: Individuelles Bakkalaureatsstudium „Landwirtschaft, Entwicklung, Ökologie“ (Kombination Agrarwissenschaften und Internationale Entwicklung) an der Universität für Bodenkultur und der Universität Wien.
- 2008–2012: Masterstudium Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien

Universitäre und wissenschaftliche Tätigkeiten:

- SoSe 2007: Tutorin beim Projekt Internationale Entwicklung an der Universität Wien
- April 2008: Respondentin im Rahmen der Konferenz „Dritte Räume. Homi K. Bhabhas Kulturtheorie“ am Institut für Germanistik Wien.
- Jänner 2011: Gastvortrag in der Vorlesung „Einführung in die Kultur- und Sozialanthropologie“
- WiSe 2010 –
SoSe 2011: Tutorin am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie (Vorlesung Einführung in die Kultur- und Sozialanthropologie)
- WiSe 2011/12: Studienassistentin am Institut für Kultur- und Sozialanthropologie
- Seit Februar 2012: Teaching Assistant an der Fakultät für Sozialwissenschaften

Stipendien und Förderungen:

2005, 2006, 2007:	Leistungsstipendien der Universität für Bodenkultur
2010:	Leistungsstipendium der Universität Wien
2011:	Projektförderung des bm:ukk für das Buchprojekt „Cartographies d'une Gentrification“

Praktika:

Jänner – April 2008:	Praktikum bei FIAN (Food First Information Network) Österreich
Sept. 2008 – Jänner 2009:	Wissenschaftliches Praktikum im <i>Paulo Freire-Zentrum für transdisziplinäre Entwicklungsforschung und dialogische Bildung</i> Mitorganisation der 4. Österreichischen Entwicklungstagung in Innsbruck.

Sonstige Berufstätigkeit:

Seit 2005:	Journalistische Mitarbeit an der Zeitschrift der Österreichischen HochschülerInnenschaft „Progress“
Okt. 2007 – Juli 2008 und seit März 2011:	Lektorat der Zeitschrift „Progress“
Jänner 2008 – Jänner 2009:	Mitarbeiterin am Servicedesk der Österreichischen Nationalbibliothek